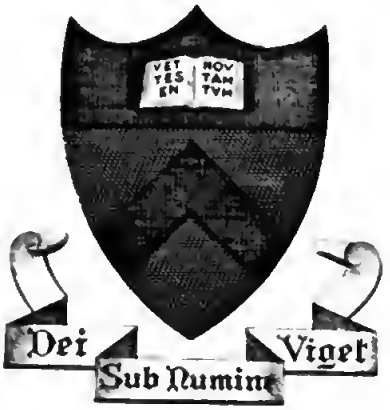
Princeton University Library
32101 069199345

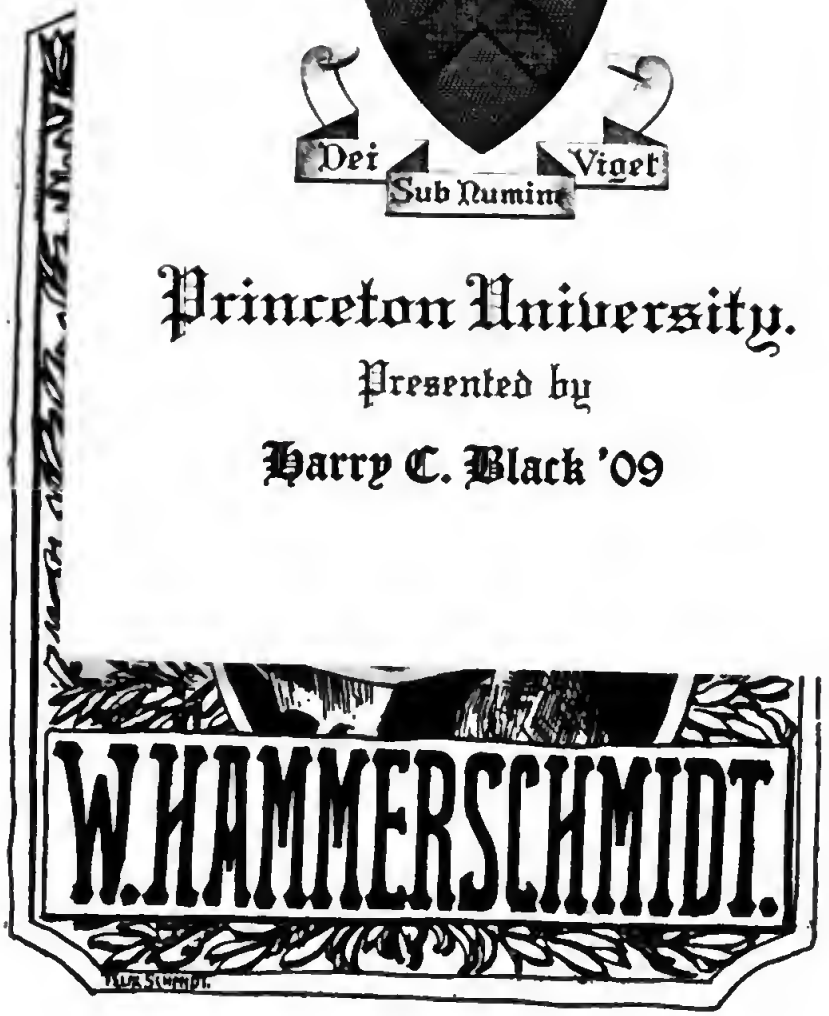
Library of



Princeton University.

Presented by

Harry C. Black '09



REINR. HALFMANN
CREFELD BLUMENSTR.

Digitized by Google

Rheinisch-Westfälisches

Dichterbuch.

Herausgegeben

von

Paul Baehr.

Münster und Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1888.

Vorrede.

Um ein Bild von dem gegenwärtigen Stande der lyriſchen und lyriſch-epiſchen Dichtung in den rheiniſchen und weſtfäliſchen Schweſterlanden zu bieten, um eine Sammelſtelle für deren neueſte Schöpfungen zu bilden und um jüngeren beachtenswerthen Talenten die Aufmerkſamkeit poeſiefreundlicher Kreiſe zu gewinnen, unterzog ich mich der Herausgabe des vorliegenden Buches. Es wurden darin nur lebende Dichter vertreten, die in Rheinland-Weſtfalen (mit Einſchluß von Lippe-Detmold) geboren und erzogen oder dort ſeßhaft geworden ſind. Von der Erkenntniß ausgehend, daß jede echte Lyrik voll empfundene und geiſtig geſchaute innere Erfahrung iſt, daß Jeder nur ſein Leben lebt und daß deßhalb das Lied ſo verſchiedenartig ſein muß, wie das Empfindungsleben des Einzelnen, glaubte ich bei der Auswahl der Gedichte keinen einſeitigen Standpunkt einnehmen zu ſollen.

3-27-59 Black
(RECAP)
34292
1405

In erſter Linie ſuchte ich jeden Dichter mit Originalbeiträgen zu vertreten. Wenn ich von dieſer Regel eine Ausnahme machte, ſo geſchah das nur in dem — ſeltenen — Falle, daß mir ein Dichter, deſſen Vertretung mich das Streben nach Vollſtändigkeit wünſchen ließ, keine oder doch zu wenig geeignete Originalbeiträge zur Verfügung ſtellen konnte. Die biographiſchen Notizen beruhen theilweiſe auf eigenen Mittheilungen der Betreffenden, theilweiſe habe ich ſie dem „Lexikon deutſcher Dichter“ entnommen, deſſen Verfaſſer, Herr Franz Brümmer, mich hierzu in freundlicher Weiſe ermächtigte. Selbſtverſtändlich hielt ich mich nicht für berechtigt, den bibliographiſchen Notizen, welche ſich auf Anführung der hauptſächlichſten Dichtungen beſchränken mußten, kritiſche Bemerkungen hinzuzufügen. Schließlich kann ich nicht unterlaſſen, allen rheiniſchen und weſtfäliſchen Dichtern, die dem Rufe, der an ſie ergangen, ſo bereitwillig gefolgt ſind, namentlich aber Herrn Joſef Schöningh in Münſter für ſeinen fördernden Beiſtand auch an dieſer Stelle den herzlichſten Dank zu ſagen.

Der Herausgeber.

Inhalt.

I. Rheinische Dichter.

Seite

Wilhelm Anhäuser

An die Heimath 3
Die Brüder 5

Wilhelm Ernst Annas (E. Hackland-Rheinländer)

Gewitter. 9
Besser. Vorsätze. Leben. 11

Karl August Auch

En Schepperschfrau am Allerseelendag . . . 12

Johann Baptist Berger (Gedeon von der Heide)

Die Heimath am Rhein 14
Der Rhein 15
Nachtstille 16

Robert Bertin (Robertin)

Eros hoch 17
Dem Herrn mein Dank 18

Gottfried Bongarts

Ein Schützenstreich 19

Joseph Braun

Die Morgenröthe 29
Die aufgehende Sonne 30
Die thronende Sonne 32
Christus unsere Sonne 33

Emma Croon-Mayer

Wo im feuchten Wiesenmoose 35
Kinderlachen 36
O glaube nur 37
Das erste Wort 37

Adam Joseph Cüppers — Seite

Scheiden 39
Liebesprobe 40

Heinrich Dünker

Rheingold 42
Weinlese 44
Vorwärts 46

Adolf Ebeling

Die Störche 47
Das Wiedersehen bei den Pyramiden . . . 51
Ghasele 56

Alois Heinrich Effing

Verborgenes Walten 58
Außen und Innen 59
In der Heimath 60
Kindesaugen 60
Im Hochgebirge 61
Daheim 62

Johannes Fastenrath

An einen andalusischen Fächer 64
„O Kutscher, nicht über den Pont des Morts" . 65
Granada im Frühling 66
Ach! wie so traurig ist der Baum zu sehen . . 67
Sprüche 67

Laura Feld (Hans Jordaens)

Lieder 69
Frühling 70
Herbst 71

Luise Förster (Ada Linden)

Das Lied der Nacht 72
Die Eifel 73

Heinrich Freimuth

Novembergewitter 76
Adieu Papa 78
Sein Fastnachtslieb 79
Der todte Pfau 84
„Der Kerl — hat Glück!" 85

Karl F. A. Geerling

Die Spicherer Höhen 86
Die Schnitterin 87
Auge, Herz und Mund 88

Seite

Franz Giese
An Friedrich Wilhelm Weber 89
An Ferdinand Freiligrath 91
An Emanuel Geibel 92
Der alte Postillion 93

Hermann Grieben
Der Kaiserstern 95
Heimweh 97
Verzicht 98
Fliederlied 99
Walporzheim 100

Heinr. Gröteken
Wahrheit über Alles 102
Prinz Carneval 104

Marie Grundschöttel
Trotz Wind und Wellen 106

Julius vom Hag
Oben und Unten 113
Das Gebetbuch 114

Gustav Hartwig
Johannisnacht 116

Friedrich von Haffs
Der Drache von Geldern 119

Karl August Hückinghaus
Das Felsenmeer 122
In banger Nacht 124
Die Nacht 126
Lenzjubel 127
An den Tod 128
Allerseelen 129

Gustav Humperdinck
Benedikta 130
Niederrheinisches Holzschuhlied 131
Abschiedslied 133

Wilhelm Idel
Das Komödiantenmädchen 134
Es war ein Traum 135
Vertraue! 136

Alexander Kaufmann
Frage 138
Das Erbe des Fortunat 139

	Seite
Wilhelm Koch	
Das schlafende Mädchen	148
Abendandacht	149
Alaaf Köln!	151
Ewald August König	
Helene	153
Karl Krall	
Geständniß	154
Weltvergessen	154
Am Waldsee	155
Oskar Krause	
Der Fahrenden Einkehr	156
Im Sommer	157
Der Liebe Dauer	158
Erste Liebe — Rosenzeit	159
Schlaflose Nacht	160
Wilhelm Kreiten	
Einsam	162
X Stammbuchverse	165
In das Album einer Nichte	169
Das Ende	172
Trost	173
Eisblumen	173
Heinrich Lauer	
Bruderliebe	175
Der Reichthum des christlichen Hauses	176
Heimweh	178
Lebensregeln	179
Sebastian Longard	
Herzmähre	180
Vergessen	181
Hartes Geheimniß	183
Ferdinand Ludwigs	
Tag der Taufe	184
Germanischer Schlachtgesang	185
Hans Willy Mertens	
Traumbild	186
Isabella Mohnike	
In der Fremde	187
Waldeinsamkeit	188

	Seite
Baldwin Möllhausen	
Die Gründung des Jagdhauses Dreilinden . .	189
Heinrich Hubert Mönch	
Abschied von Rhein	193
Vögelein und Wolke	194
Wanderlied am Rhein	195
Peter Norrenberg	
Ahasver	197
Ernst Pasqué	
Die schöne Melusina	201
Gustav Pistor	
Morgenlied	207
Abendlied	209
Wilhelm Reuter	
Das Kind und die Sterne	211
Rheinische Sängerschule	212
Die Mönche von Reinhardsbrunn	213
Im Norden	215
Emil Rittershaus	
Freiheit für Alle	217
Ihr nennt verschlossen mich	218
Zu spät	220
Aus den Juleikaliedern	221
Gebet	222
Ein Kellerfest	223
Lenzesmahnung	225
Friedrich Roeber	
An Hebe	226
Samos	227
Jak. Schäfer	
Ein Tyroler	230
Niklaus Wengi	231
Zwei Helden	233
Hermann Julius Schültgen	
An einen Zweifler	235
Joseph Schrattenholz	
O frage nicht	236
Leb' wohl, mein Lieb!	236
Walther Schulte vom Brühl	
Tapetenmuster	238
Mai	239

Seite

Heinrich Steinheuer
Liebesjubel 240
Trinklied 241
Alte Briefe 242
Abendsegen 244

Karl Stelter
Feiertag 245
Dichterliebe 246

Friedrich Storck
Im Kampf des Lebens 247
Feierstunde 249
Der Friedhof 250

Carmen Sylva
Heimweh 252
Gruß! 254
Die Marksburg 254
Mein Vaterhaus 255
Mutter 256

Friedrich Wilhelm Tangermann
Verborgen 257
Heimath 258
Am Lindenbaum 260

Leo Tepe (Leo von Hemstede)
„Leise rauscht die stille Quelle" 262
St. Eisabeths Rosen 264
Zu den Sternen 265
Die Taube 267
Das alte Lied 269

Hans Wachenhusen
Der Schech 270
Ein Blatt aus der Sahara 271

W. Weeningh (W. Brands)
Das eiserne Halsband des Herrn von Oer . . 272
Trost 276
Kraut im Unkraut 277

Richard Wegner
Auf dem Kirchhof 279

Albert Weiß
Umwölkte Stirn 282

Joh. Weißbrodt
Sängergruß 284

II. Westfälische Dichter.

Seite

Ludwig Altenbernd

Die Kaiserfahrt 291

Maximilian Apfelstädt

Im Maien 294

Joseph Auffenberg

Ave 296

Es muß sein! 297

Wilhelm Emanuel Backhaus

Der Meistertrunk 299

Paul Barhr

Traurig — wie auch du 304

Hochzeitabend 306

Dann helfe Gott! 306

Meiner Mutter! 307

Johanna Balk

Auf westfälischer Berghöhe am 2. September . . 309

Mein Bub! 311

Ernst Barre

Am gesprengten Thurm 313

Die Schaffung des Rheines 314

Heinrich Baumhauer

Nonnenwerth 316

Frühlings Aufruf 318

An die Einsamkeit 319

Gustav Berlyn

Wo find' ich Ruh 321

Sei nur nicht arg, mein liebes Kind . . . 322

Ach überall such ich nur dich 323

Wenn ich auch sterbe, laßt mich ruhig scheiden . 324

J. G. Theodor Berthold

Paradieses Spuren 325

Karl Bömers

Herbst-Stimmung 327

Heinrich Bone

Flüchtigkeit der Zeit 329

Zum Kind auf dem Schooße 330

In Gott 331

Ferdinande Freiin von Brackel — Seite

Stimmungsbild aus Holstein 332
Ach geh nicht in den frischen Mai 334

Emma von Brandis-Zelion

Gleich und Gleich gesellt sich gern 336
Opfer 337

† Ludwig Brill †

Ein Gnadenruf aus Kindesmund 338
Neunzig Jahre beugten ihm den Nacken . . . 341
Die Abendglocken 342
Das größte Heiligthum 343

There Dahn, geb. Freiin von Droste-Hülshoff

An die Frühlingsrose 345
Sonnenaufgang 346
Liebesmuth 347

Emmy von Dincklage

Das Hünengrab 348
Der Schatten 349
Du bist mir tausendmal willkommen 349

Hans Eisenträger

Verwaist 350
Herbst 351

Rudolf Fastenrath

Beim Abschied eines Freundes 352
Pygmalion 353
Das Edelweiß 356

Friedrich Feldhuß

Die Geister der Heide 358

Wilhelm Fischer

Nur laut! 361

Gustav Fricke

Wie stand er in ernstem Schweigen 362

† Friedrich Wilhelm Grimme †

Es ist gut so 365
Abendglocken 366
Das Reise-Ränzlein 366
Ade! 367
Flatterſinn 368
Sprüche 369

	Seite
August Hagedorn	
Verzage nicht	370
In neuer Heimath	371
Franz Happe	
Nur ein Gruß	373
Auf den Todestag d. Dichterin Anette v. Droste-Hülshoff	374
Heinrich Hart	
Noch nicht	376
Heimweh	378
Aus „Tul und Nahila“	379
Julius Hart	
Nachtwache	382
Auf der Höhe	383
Hymnus der Freude	386
Hermann Hartmann	
Das Hünengrab und die Midgardsschlange	388
Die Eiche	390
Ferdinand Heitemeyer	
Sonntagsfeier	391
Abend auf dem Rhein	392
Um Mitternacht	393
Der Deutsche	394
Friedrich Wilhelm Helle	
Die erste Kommunion der heiligen Apostel	396
Lied	398
Es glänzt ein Stern im Himmel	399
Des Bergmanns Abschied	400
Peter Hille	
Der fahrende Scholar	402
Ludwig Hinterding	
Zwischen den Gräbern	405
Erholung	406
Gräfin von Holnstein	
Die Legende von Sachsenherzog Wittekind	407
Karl Ernst Homringhausen (Karl vom Berge)	
Bei meines Kindes Abschied	411
Genieß, o Herz, die goldne Zeit!	413
Wilhelm Hoppstädter	
Am Abend war's	415
Böser Traum eines deutschen Professors	417
Des alten Bergmanns Erinnerung	421

Ph. A. Wilhelm Freiherr von der Horst — Seite
Sage von Borkum 424
Gotthelf Huyssen
Meerestraum 426
Winter-Sehnsucht 427
Herbsttrauer 429
Antonie Jüngst
Er sagt uns nichts 431
Dem Tode entronnen 433
Bitte 435
Friedrich Kampmann
Judith 436
Der Blinde 437
Liebesklänge 438
Klara Ferdinande Kampmann
Bitte 440
Iphigenies Abschied vom Leben 440
Heinrich Keiter
Thor's Hammerfahrt 442
Mutterliebe 448
Hedwig Kiesekamp
Muth 450
Dünenrose 451
Falsche Strahlen 451
An den Wald 452
Sonnenaufgang am todten Meer 452
Eduard Kreuzhage
Das Echo 454
Das Hindumädchen 455
Wilhelm Krüer
Widmung 457
Das Felsengrab 458
Rudolf Kulemann
Den deutschen Turnern 459
Hermann Landois
De Hummer un de Jagdhund 461
Heinrich Langen
Kinderreife 463
Der beste Sänger 464
Franz von Löher
Eine Gemsjagd König Max II. 465

	Seite
Jakob Löwenberg	
Ein Frühlingstag in Winterzeit	469
Ich war zu Heidelberg Student	470
Peter Lohmann	
Liebeserwachen	472
An den Geliebten	473
Die Schwesterprovinzen	474
Künstlerstolz	475
Elias Markus	
Miene Därne	476
In Kleinschole	477
Wilhelm Oesterhaus	
Giff Acht	478
Ein Austerdag	481
Ein Ostertag	483
Josef Pape	
Schön Elselein	485
Unversehens wird erscheinen	486
Karl Prümer	
Heimkehr	490
Spielmannsblut	492
Min Schneeglöckken	493
Mathilde Raven	
Was mir geblieben	494
Mein Wunsch	495
Alles geht vorüber	495
F. G. Heinrich von Rustige	
Puschkins Bestattung	497
Sylvesternacht	499
Das Frühlingskind	501
Hubert Schuhmacher	
Des Schäfers Tod	502
Der Stein der heiligen Feme	504
Der Barrikadensohn	506
Julius Schmering	
Das Heimweh	508
Das letzte Lied	510
Peter Sömer	
Der Nikolaus kommt	522
Sprüche	523

	Seite
Wilhelm Hammer	
Wenn du noch eine Mutter haſt	525
Der Mutter Schlummerlied	527
Ludwig Stein	
Norwegiſches Lied	529
Verſagung	530
Wilhelm Storck	
An ſich ſelbſt (Nach Catullus)	531
Luis de Camoens	533
K. F. Gisbert von Vincke	
Sonette	534
Antike Strophen	535
Friedrich Wilhelm Weber	
Singerlein	538
Dank	540
Herr, dein Wille geſchehe!	541
Demüthige dich	542
Saure Arbeit	542
Der beſte Orden	543
Heirathen	543
Immer auf der Wacht	544
In der Bergkapelle	544
Das heilige Land	546
Laura Weber	
Verzage nicht	548
F. H. Otto Weddigen	
Alt-Heidelberg	549
Das deutſche Reich	552
Heimkehr am Abend	553
Du biſt mein Traum	554
Hermann Wette	
Maidag	555
Min Mäken är Utſär	556
De ſtille Hottemann	559
En Rätſel	560
Ferdinand Wrmbrock	
Deſert	562
Jan Bärnd mott frieen	564

Rheinische Dichter.

Wilhelm Anhäuſer,

geb. am 11. November 1841 zu Trier, beſuchte das dortige Gymnaſium und ſtudirte die Rechte. 1871 wurde er zum Richter, 1878 zum Landgerichtsrath ernannt, als ſolcher im Herbſt 1879 an das Landgericht Kleve verſetzt und 1882 an dasjenige zu Trier zurückberufen. Vier Jahre ſpäter erfolgte ſeine Verſetzung als Oberlandes-Gerichtsrath nach Köln.

Dichtungen: Außer zwei Dramen veröffentlichte er „Gedichte", 1882.

An die Heimath.

(Trier, den 16. Juli 1870).

Stille Thäler, einſamer Freuden Plätze,
Ihr der theuren Heimath geliebte Auen,
Heute noch im goldenen Schmuck des Sommers
Prangt ihr, und morgen

Faßt vielleicht der giftige Hauch des Krieges
Euch ſchon an. Dann klinget das holde Echo,
Das nur Antwort gab auf die Jubeltöne
Fröhlicher Menſchen,

Von der Waffen rauhem Getöſe wieder,
Und erſchreckt entfliehet die zarte Göttin,
Die den Segen über die blüh'nden Fluren
Gnädig gebreitet.

Denn ſie muß dem ſtärkeren Gott des Streites
Weichen, der unbändigen Muth im Herzen
Wie der Sturmwind über die Erde hinfährt,
Hundert geliebter

Menſchen Glück zertrümmert mit einem Schlage,
Der in blindem Eifer nicht achtet, ob er
Nur des Böſen oder zugleich des Frommen
Werke vernichte.

Lebet wohl! Ich ſcheide von euch. Von dir auch,
Trautes Vaterhaus, wo der Liebe Fülle
Sorgſam mich umgab, und von euch, ihr Lieben,
Die ich im Herzen

Ewig trage. Bangen Gemüthes muß ich,
Wo der große Ruf auch an mich ergehet,
Los mich reißen. Heimliche Thränen wein' ich
Euerem Schickſal.

Werd ich unverſehrt von der Wuth des Krieges
Je euch wiederſehn? Wird der Feind, der gierig
Dort ſchon lauert auf die erhoffte Beute,
Wird er euch ſchonen?

Einer trüben Zukunft entgegen geht ihr.
Offen ſteht dem Räuber das Land, der über
Nacht uns anfiel, ſchalten und walten kann er
Drinnen nach Willkür.

In der Götter gnädigen Händen laß ich
Euch zurück. O! Mögen ſie euch behüten,
Eine kurze Zeit nur behüten, bis ſich
Schnell an des Rheines

Vielbeſung'nen Ufern die Kraft des Volkes
Schaart, im Anſturm unwiderſtehlich auf den
Feind ſich wirft, das Land zu erretten. Dieſes
Gebe der Himmel!

Arm und nicht das Große vermögend, nicht das
Schwere Werk allein zu vollenden mächtig
Iſt der Menſch; es müſſen die Götter helfen
Unſerer Schwachheit.

Die Brüder.

November 1870.

Zwei Fähnlein flattern ſchwarz und weiß,
Sie fliegen über die Haide,
Zwei Roſſe ſchnauben und greifen aus,
Es ſchweigen die Reiter beide.
Sie überreiten den ſauſenden Wind,
Sie huſchen dahin wie Geſpenſter.
Neugierig blickt der Mond durch die
Geöffneten Wolkenfenſter.

Bei einem gefangenen General
Fand man geſchrieben die Kunde,
Daß bei Veſoul der Verrath umgeht
Und morgen zu dritter Stunde
Die Uebermacht auf verborgnem Pfad
Durch den Wald die Unſern umgarnen
Wird und erdrücken die winzige Schaar.
Da gilt's, die Verrathnen zu warnen.

Doch wer will wagen den tollen Ritt?
Er geht durch die Feinde mitten.
Auf ſichern Wegen iſt's nicht mehr Zeit,
Schon kommt die Nacht geſchritten.
Und zwei Ulanen drängen ſich vor,
Es waren zwei Zwillingsbrüder.
„Wir bringen die Meldung, wir bringen ſie hin,
Oder niemals ſeht ihr uns wieder."

Zwei Fähnlein flattern ſchwarz und weiß,
Sie fliegen über die Haide,
Zwei Roſſe ſchnauben und greifen aus,
Es ſchweigen die Reiter beide.
Sie überreiten den ſauſenden Wind,
Sie huſchen dahin wie Geſpenſter.
Neugierig blickt der Mond durch die
Geöffneten Wolkenfenſter.

Kein Graben zu breit, keine Hecke zu hoch,
Gradaus vorbei an den Wachen
Wie der Vogel im Flug — erſt hinterdrein
Hört man die Schüſſe krachen.
Doch der Himmel verſagt das erſehnte Ziel
Und ſchützt die muthigen Reiter.
Zwei bange Stunden reiten ſie ſchon,
Und weiter reiten ſie, weiter.

Da plötzlich ſtellt den Verwegenen ſich
Ein feindlicher Trupp entgegen,
Der gewarnt durch den Ton der ſchallenden Nacht
Im lauernden Graben gelegen.

Und biegen die beiden in raſender Eil'
Auch ab in gewaltigen Bogen,
Schon knallen die Büchſen, unrettbar kommt
Das tödliche Blei geflogen.
Und anderen Tags durch die Haide zurück
Ritt er in ſchmerzlichem Schweigen,
Denn legen wollt er den Bruder in's Grab
Und ein Kreuz drauf pflanzen zum Zeichen.

Dem einen ſtürzt das dampfende Roß,
Der andre iſt abgeſtiegen
Und bricht zuſammen. „Ich ſpür' in der Bruſt
Die Kugel. Laß mich hier liegen!
Du beſteigſt mein Pferd und reiteſt davon
Und retteſt die Unſern vom Tode.
Fort, fort! Mir kannſt du nicht helfen mehr.
Ade! Sei ein glücklicher Bote!"

Gern hätt' er den letzten Kuß gepreßt
Auf des Bruders ſterbende Wangen
Und hätt' ihm die Augen zugedrückt
Und den letzten Handdruck empfangen.
„„Leb wohl, du armer Liebbruder mein!
Nicht darf ich länger hier weilen.
Leb wohl, leb wohl!"" und er ſpringt auf's Roß,
Wie die Windsbraut von dannen zu eilen.

Sie ſchicken ihm Kugel auf Kugel nach,
Doch kann ihn keine erreichen,
Denn er treibt das Roß mit der letzten Gewalt
Und ſchlägt ihm blutig die Weichen

Und ſtürmt wie am Himmel das wilde Heer
Hinjagend trotz Sturm und Wetter
Und hat die Kunde hinübergebracht
Und ward den Seinen zum Retter.
Und als er nun zu der Stelle kam,
Wo jener zuſammengeſunken,
Da erzittert und bebt ſein tapferes Herz
Und zu Boden ſtiert er wie trunken.

Es iſt nicht möglich, und doch iſt's wahr,
Da liegt er zerſtochen, zerſchoſſen.
Aus mehr als dreißig Wunden iſt
Dem Armen das Blut gefloſſen.
Die Wüthenden haben, weil einer entkam,
Zu Tod gemartert den Wunden.
Zerriſſen, zerfetzt wie von wildem Gethier —
So hat er den Bruder gefunden.

Nicht weinen konnt' er vor glühendem Schmerz.
Nicht konnt' er die Hände falten,
Doch hat er einen Schwur gethan
Und hat den Schwur gehalten:
Kein Erbarmen kennt ſeine Seele mehr
Im Kampf mit den welſchen Horden, —
Und Rache, grimmige Rache iſt
Dem gemordeten Bruder geworden.

Wilhelm Ernſt Annas,

geb. am 19. April 1859 zu Ratingen im Landkreis Düſſeldorf, verlebte ſeine Jugend in der Umgebung von Mülheim an der Ruhr und widmete ſich ſpäter dem Lehrerberuf, für welchen er im Lehrerſeminar zu Mörs vorgebildet wurde. Unter dem Pſeudonym E. Hackland-Rheinländer gab er 1885: „Van de Waterkant bit an die Alpenrand, die Dialektdichter der Gegenwart" heraus. Annas lebt in Neviges.

Gewitter.

I.

Schwül ſind die Lüfte, es lechzet die Erde,
Lechzen die Thäler, die Berge, die Flur;
Stille des Todes, ſie ſchwebt in den Höhen
Und nach Erquickung ſeufzt die Natur.

Siehe, ein Windſtoß! Da ziehen die Wolken,
Wild in die Lüfte wirbelt der Staub;
Hoch auf den Bergen, da brauſt's in den Wipfeln,
Drunten im Thale, da zittert das Laub.

Mächtige Schatten bedecken den Himmel,
Ferneher murrt es mit grollendem Ton;
Sieh, wie das Aehrenfeld woget und wallet,
Und dort am Berge, da leuchtet es ſchon!

II.

Ha, wie das zuckte!
Gott, ſei uns gnädig!
Siehe, wir ſtehen in deiner Gewalt.
Lenke die Blitze,
Schirm' deine Kinder,
Rufe dem Wetter gebietendes: „Halt!“

Siehe, ſchon wieder
Flammt es im Feuer,
Rollende Donner durchdröhnen das Thal.
Tropfen auf Tropfen
Fällt aus den Wolken,
Löſchet der Fluren lechzende Qual.

Schlürfet, ihr Höhen,
Labet euch, Tiefen!
Gott ſendet Segen auf durſtiges Feld;
Er war uns gnädig,
Ihm ſei die Ehre,
Lobt ihn, den mächtigen Herren der Welt!

III.

Sieh, da iſt die Sonne wieder
In der alten, goldnen Pracht,
Und ſie lacht auf Flur und Triften
Wundervoll nach Wetternacht.

Erde hatt ſich ſatt getrunken,
Und es weht durch Baum und Strauch
Friſches Leben, neue Wonne,
Wie des lieben Gottes Hauch.

Menſchenherz, o laß dein Zagen,
Ob Gewitternacht dir droht!
Gott iſt gnädig! Schirmt dein Leben,
Ihm vertrau' in Sturm und Noth.

Beſſer.

Es iſt ſo leicht, des Nächſten Schwächen tadeln
Und ſeinen Wandel in den Staub zu ziehn;
Doch beſſer iſt's, du führſt in Liebe ihn
Den Pfad der Tugend, 's wird dich ſelber adeln.

Vorſätze.

Unſere Vorſätze ſind Blumen gleich,
Davon oft die ſchönſten am ſchnellſten verblüh'n.

Leben.

Das Leben iſt ein ewig Wechſelſpiel,
Und Glück und Unglück halten ſich die Wage;
O glücklich, wenn auch in der trübſten Lage,
Den Blick du richteſt auf des Lebens Ziel!

Karl Auguſt Auch,

wurde am 5. September 1817 zu Elberfeld geboren, wo ſich ſein Vater, der aus Würtemberg ſtammt, niedergelaſſen hatte. A. beſchäftigte ſich mit Zeichnen und Blumenmalen, war bis 1880 Direktor des Zeichen-Ateliers einer Möbelſtofffabrik in ſeiner Vaterſtadt und lebt jetzt daſelbſt als Privatmann.
Dichtungen: „Gedichte", 1863. — „Gedichte", 1875. — „Gillard", hiſtoriſche Dichtung aus dem 16. Jahrhundert, 1885.

En Schepperſchfrau am Allerſeelendag.

Wupperthaler Dialekt.

Den letzten Blomen es datt Graw beſcheden
Em welken Low bie Krüz on Liekenſtenen;
De Gräwer ſind van Kähzen hell beſchenen
On dröwer glänzt dä Mond met ſinem Freden.

De Frommen ſeh ek hie em Stellen beden,
En manchen Ogen ok Erennrongsthrenen:
De Lefte mott ſek jo mett Leed verenen
Bis alle Truer opp Aehden ens verleden.*) —

*) vergangen.

Eck heff ken Graw, öm opp de Knea tu ſenken
En Andacht an den heil'gen Gräwerſtellen,
De wiede Ferne ſeh ek trurig wenken.
On ſchöan wie hie de Leihter ſind, de hellen,
Seh öwerm Meer ek fromm de Sterne blenken,
Wo minnen Mann begrawen hant de Wellen.

Johann Baptiſt Berger
(Gedeon von der Heide),

wurde am 19. Dezbr. 1806 zu Koblenz geboren, beſuchte das dortige Gymnaſium und ſtudierte von 1825—29 im Collegium de propaganda fide in Rom, um Miſſionar zu werden, kehrte aber nach Beendigung ſeiner Studien in die Heimath zurück. Nachdem er ſeiner Militärpflicht genügt, wurde er 1830 in Koblenz zum Prieſter geweiht, im Mai d. J. Kaplan in Vallendar und im November d. J. in gleicher Eigenſchaft nach Boppard verſetzt. Hier wirkt er noch jetzt, nachdem er 1832 zum Pfarrverwalter, 1833 zum Pfarrer und ſpäter auch zum Dekan aufgerückt war.

Dichtungen: „Gedichte", 1846. — „Drei Träume" (Ged.), 1852. — „Der Sieg der Wahrheit" (Ged.), 1853. — „Die Reiſe mit einer Seele" (Ged.), 1854. — „Gnaden" (Lgdn.), 1856. — „Geſammelte Gedichte", 1857. — „Todtenſchau" (Ged.), 1854.

Die Heimath am Rhein.

O Heimath, teure Heimath
Wie ſing' ich von dir ſo gern,
Wie bin ich dir treu verblieben,
Von dir auch noch ſo fern!

O Volk, ſo treu und bieder,
Voll Kraft und edlem Mut,
So rein in deinen Sitten,
So wahrhaft fromm und gut;

So heiter, wie dein Himmel,
So warm wie Sonnenſchein,
So feſt wie deine Eichen,
So feurig wie dein Wein:

Sollt' ich nicht dein mich freuen
Und rühmen deinen Werth?
Du haſt und biſt ja alles,
Was and'rer Herz begehrt.

O Sonne, ſchöne Sonne
In meiner Heimath Land,
O laß' daheim mich wandern,
Die Harfe in der Hand!

Der Rhein.

Wer je am Rhein geweſen
Und muß dann ferne zieh'n,
Den läßt nie mehr geneſen
Die Sehnſucht nach ihm hin;
Und wo er auch mag ſäumen:
In ſüßen, ſelgen Träumen
Trägt ſie das Herz ihm fort,
Als läg' die Heimat dort.

Doch wer am Rhein geboren,
Der ſagt es traut und laut:
Ich bleib ihm zugeſchworen
Wie einer teuren Braut;

Es mögen zieh'n und wandern
Aus aller Welt die andern:
Ich bleib', wo's keine Sehnſucht gibt,
Die eine and're Heimat liebt!

Nachtſtille.

Um die Bergeshöhen funkelt
Noch der Sonne gold'ner Schein;
Doch im Thale ſchon es dunkelt,
Und die Nacht ſenkt ſich hinein.
In den Büſchen, auf den Bäumen
Nun die lieben Vöglein träumen
Und es wird, weil Gott es will
Alles, alles, alles ſtill. —

Dich, mein Herz, nur hör' ich ſchlagen
In der lautlos ſtillen Nacht,
Du darfſt nicht zu träumen wagen,
Und kein Schlaf dich ſtille macht.
Doch laß' keine Klagen hören,
Die den Frieden andrer ſtören,
Und laß' Gott nur ganz allein
Deine Unruh' dir verzeihn!

Robert Bertin (Robertin oder Berinto),

geb. zu Peitz, i. preuß. Regbz. Frankfurt, am 23. Januar 1849, beſuchte erſt das Gymnaſium in Luckau, dann das Domgymnaſium in Magdeburg, ſtudierte in Halle a. S. klaſſiſche Philologie und Germaniſtik, erlangte dort im März 1876 den akademiſchen Doktorgrad, wirkte bis Oſtern 1877 als wiſſenſchaftlicher Hilfslehrer am Realgymnaſium in Potsdam, dann als Probandus und Hilfslehrer am Andreas-Realgymnaſium in Berlin bis Michaelis 1878 und wurde am 1. Oktober 1878 als ordentlicher Lehrer am Realprogymnaſium zu Langenberg, Rheinland, angeſtellt, wo er noch jetzt als zweiter ordentlicher Gymnaſiallehrer thätig iſt.

Von ſeinen Schriften erwähnen wir: „Ajas nach Soph.", Dramatiſche Dichtung, 1881. — „Altklaſſiſche Mythen und Sagen", 1883.

Eros hoch!

Von allen Göttern der Mythe
Iſt keiner den Menſchen ſo hold
Als Eros, der neckiſche Knabe;
Er ſpendet den ſüßeſten Sold.

Er ſchlägt die ſchmerzlichſten Wunden,
Iſt ſchnell auch zum Heilen bereit,
Und ſind wir dann wieder geneſen,
Erfüllt uns nur Glückſeligkeit.

Drum laßt uns die Gläſer erheben,
Der Liebe gedenken mit Luſt!
Die bräutliche Liebe ſoll leben
Und jeder, der ihrer bewußt!

Dem Herrn mein Dank.

(Nach der Geneſung eines Kindes.)

Vor dir, Unerforſchlicher, knie' ich im Staube
Und falte die Hände aus innerſtem Drang;
Belebt iſt mein Hoffen, geſtärkt iſt mein Glaube,
Es ſchwingt ſich zum Himmel mein Jubelgeſang.

In Schmerzen und Krankheit verſank mir der Kleinſte,
Es jagten die Pulſe in fiebernder Gluth;
Laut klopfte ſein Herzchen, das kindlich noch reinſte,
Heiß wehte ſein Athem — es ſchwand mir der Muth.

Da rief ich zum Höchſten in brünſtigem Flehen:
„Erhalte, mein Gott, mir den einzigen Sohn!
O, laß ihn geſund aus den Aeugelein ſehen!
Mein Dank wird umfluten den himmliſchen Thron!“

Du haſt mich erhöret, du haſt ihn geführet
Und liebreich beſchirmt mit allmächtiger Hand;
Ich habe die göttliche Hilfe geſpüret,
Mit der du voll Gnade dich zu mir gewandt.

Drum knie' ich, Erbarmer, vor dir jetzt im Staube
Und falte die Hände zum heißeſten Dank.
Belebt iſt mein Hoffen, geſtärkt iſt mein Glaube;
Es ſchwingt ſich zum Himmel mein Jubelgeſang.

Gottfried Bongartz,

Apotheker zu Herzogenrath, geboren zu Düren 1827, Mitgründer des kath. Lesevereins zu Berlin, jetzt „Askania".

Ein Schützenstreich.

Episode aus der Belagerung von Herzogenrath im 13. Jahrhundert.

Die Trommel rollt, die Flöte klingt
Hoch auf die Schützenschaft!
Das wär bei Gott! ein schlechter Schütz'
Der solcher Klänge Kraft
Zu widersteh'n ein Herz sich fühlt
Und finst're Sorgen braut,
Wenn in der Armbrust laut'ren Stahl
Die Kirmessonne schaut.

Der Bogen hoch! Und dreimal hoch!
Der Schützen Wehr und Stolz.
Wie Stahl ist ächt der Schützen Muth,
Gradaus geht Schütz' und Bolz.
Wo beide treu beisammen steh'n,
Zur guten frommen That,
Da segnet Gott vom Himmel sie
Trotz Obwalt und Verrath.

Denn, Schützenbrüder, glaubt mir nur —
Das war nicht ſtets wie heut' —
Die Waffe, die uns Spielwerk ſcheint
Und höchſte Feſtesfreud',
Die dröhnt' und ziſchte bang und ſcharf
Dereinſt im Schlachtgewühl.
Und Manchem, der ſie mannhaft trug,
Wurd's doch mitunter ſchwül.

Da galt es ſtreiten ohne Furcht
Für Haus, für Kind und Weib,
Gen Uebermuth und Räubergier,
Die damals Zeitvertreib.
Denn die Sentenz von „Macht vor Recht"
Die iſt kein neues Wort:
Die führte Kain ſchon den Arm
Beim erſten Brudermord.

Doch in der ſchlimmen, ſchweren Zeit,
Als „kaiſerlos" das Reich,
Als man die Kron' verſchachern durft'
Zween fremden Herr'n zugleich,
Da blüht' erſt recht ſie rieſengroß!
Und wer nicht Waffen führt',
Dem zog der Junker Habenichts
Die Haut ab ungenirt.

Zwar wurde d'rauf ein Fürſt gekürt
Von rechter deutſcher Art,
Und traun, Herr Rudolph ſpaßte nicht,
Der packt' den Schelm beim Bart.

Manch edler Schnapphahn hing am Strick,
Geſchleift war ſeine Burg,
Doch leider, von der gift'gen Brut
Schlüpft auch noch mancher durch.

Und ſo geſchah's um dieſe Zeit,
Daß Herzog Brabant kam
Und unſere liebe Vaterſtadt
In Inſpizirung nahm,
Ob's hier wohl nicht's zu mauſen gäb',
Sein Säckel war ihm leer;
Die Bürger ſchlugen's Thor ihm zu,
Und das verdroß ihn ſehr.

Er ließ zurück mit großem Troß
Gymnich von Hohenſtrat,
Daß er belag're Stadt und Burg,
Das freche Herzogenrath —
Und ſeh', ob nicht, wenn erſt die Noth
Matt durch die Straßen ſchleicht,
Der ſtolzen Bürger Eigenſinn
Zur Demuth ſich erweicht.

Und langſam — ſchwer, in ſtummem Zorn
Die erſte Woche ſchwand
Und doch, trotz Arbeit und Gefahr
Man ſie nicht kürzer fand.
Herr Schmalhans ward zum Koch beſtellt,
Herr Durſt zum Schenk ernannt,
Und doch — und doch! mit jedem Tag
Nahm ab der Proviant.

Die Noth wird groß, und wenn nicht bald
Der Geldern Hülfe bringt,
So hilft kein Muth — der Hunger ſie
Zur Uebergabe zwingt.
Und doch — und doch! der Geldern weilt
So fern ach! gar ſo fern!
Und heller, immer heller ſcheint
Herrn Gymnich's Hoffnungsſtern.

„Ihr täuſcht euch doch! Herr'n von Brabant,
Noch ſind ſo weit wir nit,"
So ſprach ein tapf'rer Schütz bei ſich,
Der junge Waffenſchmied.
„Ich müßt' fürwahr kein Schütze ſein,
Wär keines Pfeiles werth,
Wenn ihr in's Städtlein Einkehr nähmt,
Und ich hätt's nicht gewehrt."

„Mir iſt ſeit Jahres ſel'ger Friſt
Vereint die Gattin mild,
Auf ihrem Schooße wiegt ſie ſanft
Mein ſüßes Ebenbild. —
Und dieſes Weibes zücht'gen Leib
Und mit ihm dieſes Kind —
Die gäb' ich ruhig euch dahin,
Ihr Hölleningeſind?!"

Er ſinnet hin, er ſinnet her,
Wie Rettung möglich ſei;
Dann ſpricht er kühn: „Ich hab's, ſo geht's,
Und morgen ſind wir frei.

Ich geh' dem Führer keck zu Leib,
Dem Herrn von Hohenſtrat,
Denn beißt erſt dieſer Schelm in's Gras,
Fehlt Allen Troſt und Rath.

Wir brechen d'rauf aus Burg und Stadt
Und hauen auf ſie ein,
Das wird ein luſt'ger Pirſchgang dann
Im Ratherfelde ſein,
Wenn führerlos in wilder Hatz
Die Feinde vor uns flieh'n,
Und wir, bekränzt mit Eichenlaub,
Zurück zum Städtchen zieh'n."

Kaum hat er ſich den Plan bedacht,
So nimmt er von der Wand
Den Bogen, den er ſelbſt geſtählt,
Der ſich am ſtraffſten ſpannt;
Und wählet aus der Pfeile Zahl
Den allerſchärfſten aus,
Und feilt die Spitze nochmals nach,
Streicht glatt die Federn kraus.

„Behüt' dich Gott, mein theures Weib,
Nun zieh' ich auf zur Wacht,
Reich' mir den Buben her zum Kuß,
Zum Segen für die Nacht.
Und wenn die Morgenglocke ruft
Des Herren Angelus,
Dann bring' du Sanct Sebaſtian
Im Kirchlein meinen Gruß."

„Knie nieder dort an dem Altar,
Den dort ſein Bildniß ſchmückt,
Und ſag' ihm kühnlich alles das,
Was unſ're Herzen drückt.
Und bitt' ihn treu um ſeinen Schutz
Für mich, den Eh'gemahl;
Nicht fürcht' ich dann des Feindes Macht,
Wär' doppelt auch die Zahl."

Er zieht ſie an die treue Bruſt,
Küßt ſie auf Stirn und Mund;
Wie wird der Abſchied ihm ſo ſchwer,
Wie iſt ihr Herz ſo wund.
Doch muß es ſein, er reißt ſich los,
Fort in die Nacht hinaus,
Wohin ihn Pflicht und Ehre ruft
Zu kühn geplantem Strauß.

Auf hoher Burg war Kriegsrath juſt
Im alten Ritterſaal,
Und wie man rieth und wie man ſann —
Es blieb doch keine Wahl:
„Wenn Morgen keine Hülfe käm'
Die Feſtung zu befrei'n,
Dann müſſe ſie dem Feinde ſich
Auf Gnad' und Ungnad' weih'n."

„Die Hülfe kommt, ich biet' mich an!"
Rief d'rauf der Waffenſchmied,
Dem ſolch ein trüber Rathſchluß tief
Durch Herz und Seele ſchnitt.

„Wenn morgen bei des Tages Grau'n
Der Hochſtrat Ronde hält
Und kommt bis zum Gemeindeweg,
Von meiner Hand er fällt.

Und wenn Ihr ihn gefallen ſeht,
Dann ſtürzet All' heraus,
Haut auf die Söldner-Schurken ein,
Die laufen bald nach Haus."
So kühnes Wort dem Rath gefällt,
Sie ſtimmen jubelnd bei,
Der tapf're Schütze läßt die Wacht
Beim zweiten Hahnenſchrei.

Und wo die Wurm die Mauer ſpült,
Dort knüpft er Stricke an,
Und gleitet hurtig dran hinab,
So leiſe wie er kann;
Schleicht dann, den Bogen in der Hand,
Vorbei am Uferrand,
Bis wo im großen Schützenbend
Die alte Eiche ſtand.

An ihren mächt'gen Stamm gelehnt
Und von Geſträuch verdeckt,
Setzt er ſich hin zu kurzer Raſt,
Bis ihn der Frühwind weckt.
Und wie nun Berg und Thal ringsum
Erglüh'n in Frühroths Strahl,
Erſchallen fromm zum Angelus
Die Glocken im Choral.

„Nun geht lieb' Weib zum Kirchlein hin,
Empfiehlt mich Gott dem Herrn;
Sei ihr und mir Beſchützerin,
Du lichter Morgenſtern.
Doch iſt beſtimmt mir ſchlimmes Loos
Und fall' ich auf dem Plan,
Dann nimm, o güt'ge Mutter, du,
Dich meiner Waiſen an."

Doch horch! Vom Schützenberge her
Hört man der Roſſe Trab,
In blanker Rüſtung ſprengt daher
Der Feldherr und ſein Stab.
„Nun, treuer Bogen, komm' hervor
O Sehne, zeig' dich ſtark,
Und du, mein Arm, erzitt're nicht,
Sei voller Kraft und Mark!"

Mit nerv'ger Fauſt zieht er den Strang
Hinein bis in die Nuß,
Und legt den ſpitzen Pfeil darauf,
Steht fertig da zum Schuß.
Und als der Graf ihm nah genug,
Da tritt er frei hervor,
Nimmt ihn mit ſcharfem Aug' auf's Korn,
Preßt feſt den Saul an's Ohr.

Und drücket los, und wo an's Kinn
Die ehr'ne Rüſtung ſchließt,
Dort ſendet er den Pfeil hinein,
Der durch die Gurgel ſchießt.

Vom Roſſe ſank mit wildem Fluch
Der Herr von Hohenſtrat,
Soeben noch voll ſtolzen Muth's,
Nun bis zum Tode matt.

Von Burg und Wall allüberall
Hört man den Ruf: „Hurrah!"
Auch unſer Schütze ſchwenkt den Hut
Und ſchreit „Victoria!"
Dann zieht, von Pfeilen hart bedrängt,
Er ſich zurück zum Thor,
Daraus der braven Schützen Schaar
Bricht kampfesfroh hervor:

„Heraus, heraus, ihr Brüder all',
Jetzt hebt die Jagd ſich an,
Mit Horrido und Huſſaſſa,
Herbei, wer ſchießen kann!"
Sie werfen nun mit Sieg'sgeſchrei
Sich auf der Feinde Troß,
Die brachten grad' zum letzten Ritt
Den Feldherrn todt zu Roß.

Gen Maeſtricht in das Hauptquartier
Wollt' er gebracht noch ſein,
Doch als der Rather Kampfſchrei ſcholl,
Macht' Alles lange Bein:
Die Rather Schützen zielen ſcharf,
Kein Pfeil fehlt ſeinen Mann,
Drum zeigte der von Brabant klug,
Wie ſchnell er laufen kann.

Das war ein luſtig Treiben, traun,
Der Feind lief nur zu ſchnell;
Auf's Laufen übt ein Schütz' ſich nie,
Auch war kein Roß zur Stell'. —
Drum als ſie weit genug gehetzt —
Die Rather waren's müd' —
Im Siegesmarſch zur Stadt zurück
Führt ſie der Waffenſchmied.

Der Brave hoch! und dreimal hoch!
Der Rather Schütz' und Schmied!
Und nennt uns ſeinen Namen auch
Kein ſtolzes Heldenlied,
Das Schweigen kommt, weil ſtets bei uns
Der Opfermuth war Brauch,
Und was der Waffenſchmied gethan,
Thät' jeder And're auch.

Joſeph Braun,

wurde am 3. Februar 1823 zu Koblenz geboren. Im Alter von 13 Jahren gab er ſich den Gymnaſialſtudien zu Koblenz hin, mußte ſie jedoch zufolge Sterbefalls der Eltern in den höheren Klaſſen unterbrechen und wirkte hierauf nahe 8 Jahre als Hauslehrer. Im Jahre 1850 widmete er ſich, nachdem er zu Köln, dorthin übergeſiedelt, das Abiturientenexamen abgelegt, dem Studium der Theologie zu Bonn und empfing 1854 zu Köln die Prieſterweihe. Mehrere Jahre als Klaſſenlehrer am damaligen Progymnaſium zu Siegburg beſchäftigt, hierauf in der Seelſorge als Vicar und Pfarrer auf der linken Rheinſeite thätig, iſt er ſeit 1871 Pfarrer zu Menden a. d. Sieg, einer rechtsrheiniſchen Pfarrei von nahe 2500 Seelen, unweit Bonn.

Er verfaßte: „In der Heimath", Lieder aus dem Leben der Kirche. Er gab heraus: „Unter Palmen", Lieder und Weiſen kath. Dichter Deutſchlands.

Die Morgenröthe.

Bevor der Sonne Strahlengluthen
Der dunklen Erde ſich zuneigen,
Entſtrömen ihr wie Meeresfluthen
Der Morgenröthe hehre Reigen.

Da wiegen ſich gleich Feuerpfeilen
Als holde Boten Lichtgeſpiele,
Die glänzend durch die Lüfte eilen
In froher Fahrt auf goldnem Kiele.

Wer mag wohl ihre Pracht ausmalen,
Die Harmonie der edlen Töne,
Wenn roth und grün und blau erſtrahlen
Mit Gold verbrämt des Lichtes Söhne!

Wer mag die Sonne würdig preiſen,
Da, kaum erwacht, ſie Wunder ſpendet,
Da ſchon ſo herrlich ſich erweiſen
Die Boten, die vorher ſie ſendet.

O daß ſo Wenige nur ſchauen
Der Morgenröthe Prachtgeſtalten,
Wenn auf der Lüfte lichten Auen
Sie ſich ſo wunderbar entfalten.

Blickt auf, blickt auf zum goldnen Himmel,
Zum Lichte ſeid ihr nur geboren!
Erhebt das Haupt vom Erdgewimmel
Zu Gottes offnen Strahlenthoren!

Die aufgehende Sonne.

Im Purpurglanz der jungen Sonne
Der Berge Gipfel rings erglühen.
Ihr Licht die goldumſäumten Wolken
Zum Himmel und zur Erde ſprühen.

Das Auge findet nicht Genüge,
Die wunderbare Pracht zu trinken,
Die träufend überall die Berge
Und Purpurſäume wiederblinken.

Nun hell und heller ſich verklären
Die lichten goldnen Aetherkreiſe —
Da taucht im Ozean des Lichtes
Empor die Sonne hehrer Weiſe!

In hohem feierlichem Glanze
Erhebt ſie ſich auf goldnen Schwingen
Gleich Millionen Diamanten
Die Strahlen blitzend fernhin dringen.

Des Dunkels Bande ſind gebrochen,
Ein neues ſchöpferiſches Werde
Stellt wieder her das Reich der Schönheit
Zum Troſt, zum Heil der armen Erde.

Erfüllt ſind wieder Gottes Worte:
Es werde Licht! Nun ſich entzünden
Die Herzen in der Gluth des Lichtes
Und Gottes Ruhm ſie freudig künden:

Aus Dir, o Herr! ſtrömt alles Leben,
Zu Dir empor ringt alles Flehen!
Wie herrlich wird die Sonne ſtrahlen,
Die wir in Dir einſt werden ſehen!

Die thronende Sonne.

Hoch und höher ſteigt die Sonne
Siegreich in die blauen Lüfte.
Siegreich dringen ihre Strahlen
Abwärts in der Erde Grüfte.

Nach dem Bilde des Dreieinen
Herrſchen nun die Segenszeiten.
Alles keimt und treibt zur Blüthe,
Um zur Frucht ſich zu bereiten.

Gott die Kräuter in dem Thale
Säuſeln und am Berg die Eiche,
Ihm der Quell perlt, grünen Moſe,
Duften Blüthen rings im Reiche.

Klare Tröpflein Thau im Graſe,
Saatenfelder, die ſich beugen
Vor dem Herrn in mildem Rauſchen,
Seine Herrlichkeit bezeugen.

Alpen mit den frohen Herden,
Sanfte Flüſſe, mächt'ge Meere,
Vögel und das Wild der Wälder,
Erde, Himmel Gott gibt Ehre.

Stimme ein, du Fürſt der Erde!
In der Schöpfung Freudenrufen,
In die hehren Wonnelieder
Der Geſchöpfe aller Stufen!

Chriſtus unſ're Sonne.

Die ew'ge Schönheit offenbarte
Im Eden Sich; doch Adam wahrte
Den Strahl nicht und er ward vertrieben.
Ein Keim des Schönen blieb der Seele
Und ob undankbar, voll der Fehle,
Sie mochte doch das Schöne lieben.

Der Schönheit wundervolle Zeichen,
Sie wollte nun der Menſch erreichen
In trotzig eigenem Genüge.
Jahrtauſende dahin verſanken,
Doch niemals fand der Seele Schwanken
Der Schönheit wahre Seelenzüge.

Vergebens rang die Kunſt der Alten,
Das Schöne wahrhaft zu geſtalten,
Der Heiland war ihr nicht erſchienen;
Es herrſchte nicht Sein Strahl des Schönen
Im Bild, in Dichtung und in Tönen,
Als Magd die Kunſt noch mußte dienen.

Wohl ſproßten auf der Kunſt Gefilde
Fürwahr hochherrliche Gebilde,
Doch Herz und Geiſt gebannt noch waren.
Der Engel mit den Feuerſchwingen
Ließ in das Paradies nicht dringen
Titanenhafte Künſtlerſcharen.

Umſonſt verſucht der Abgeſandte
Des Königs, der zum Herrn ſich wandte,
Das Bildniß Chriſti zu erfaſſen.
Er kann Es nimmer wiedergeben,
Der Schönheit Bild vor tiefem Beben,
Ohnmächtig ſchier er ab muß laſſen.

Da gibt in himmliſchem Erbarmen
Der Herr Sein Wunderbild dem Armen,
Das nur des Schönen Herr kann leihen.
Nun mag die Menſchheit nicht mehr zagen,
Der Gottesſchönheit Sonnentagen
Sie darf beſeligt ſtets ſich weihen.

Emma Croon-Mayer

(Emma Louiſe Elvire Croon, geb. Mayer), geb. am 16. Juli 1842 zu Eupen bei Aachen, erhielt ihre Ausbildung in dem Hauſe eines feingebildeten, kunſtſinnigen Pfarrers in Brüſſel. 1865 vermählte ſie ſich mit dem Kaufmann Guſt. Heinrich Croon in Aachen. Dichtungen: „Liederborn", 1882. — Außerdem Märchen und Erzählungen.

Wo im feuchten Wieſenmooſe.

Wo im feuchten Wieſenmooſe
Tief verſteckt ein Weiher ruht,
Schwimmet eine Waſſerroſe
Einſam auf der dunkeln Flut.

Wie ſich ihre keuſche Blüte
Flücht'gem Blick verborgen hält,
Sind wir einſam im Gemüte
Mitten in der lauten Welt.

Kinderlachen.

Kinderlachen, Kinderlachen,
Klingeſt friſch, o klingeſt hell,
Süßer Troſt in meinem Schmerze,
Du all' meiner Freuden Quell.

Von dem Zwitſchern eines Vögleins,
Das ſein erſtes Liedchen ſingt,
Von dem Jauchzen einer Lerche,
Die ſich auf zum Himmel ſchwingt;

Von dem Klang des Morgenglöckchens,
Das in ſchlichter Harmonie
Hell in duft'ger Früh' ertönet,
Liegt in dir die Poeſie.

Will dem Morgenglöcklein lauſchen,
Es verklinget über'm Wald,
Kinderlachen, Kinderlachen —
Wie verſtummeſt du ſo bald!

O glaube nur.

O glaube nur — ruht nicht im dunkeln Schachte
Die lichte Silberader im Geſtein
Verborgen, bis des Steigers Leuchte nahet,
Und ſie erglänzet bei des Lichtes Schein?

Willſt du den Schatz der treuen Bruſt erkennen,
So glaube — dann nur hebſt du ihn hervor,
Denn wer nicht glaubt, geht blind daran vorüber,
Und weiß und ahnet nicht, was er verlor.

Das erſte Wort.

Die ſchöne Stunde werd' ich nie vergeſſen —
Ein Sommerabend war's ſo lau und lind,
Als dort ich unter'm Lindenbaum geſeſſen, —
Ich ſah im Spiel mit buntem Kies, mein Kind,
Dich ſtill vergnügt im warmen Sande wühlen,
Von tauſend luſt'gen Käferlein umſummt,
Du ſchienſt der Mutter Nähe kaum zu fühlen
Und ſelbſt Dein holdes Lallen war verſtummt.

Doch rings umher, wie ward zu mir geſprochen,
Von Licht und Glanz, von Duft und Sangesluſt!
Wie gern hätt' ich mein Schweigen auch gebrochen,
Doch nur ein leiſer Seufzer hob die Bruſt.

Ich fand kein Wort, das ſelber mir enthüllte,
Womit des Sommerabends Wundertraum
Die ahnungsvolle Seele mir erfüllte,
Als dort ich weilte unter'm Lindenbaum.

Da plötzlich hielteſt inne Du mit Spielen,
Du kamſt zu mir, umglüht vom Abendlicht,
Und deine blonden Ringellöckchen fielen
Dir weich in's unſchuldsvolle Angeſicht.
Ein Seufzer ſchien auch Deine Bruſt zu ſchwellen,
Und dann — aus dem verborg'nen Geiſteshort,
Aus deiner Mutterſprache tiefen Quellen,
Hobſt du's hervor, dein erſtes, eignes Wort.

Da hab' ich froh dich auf mein Knie gehoben,
Voll Rührung deinen kleinen Mund geküßt,
Und in dem Wort, das deine Lippen woben,
Hab' erfurchtsvoll ein heil'ges ich begrüßt.
Nun darf ich froh dein kindlich Stammeln lenken,
Und täglich wird das holde Wunder neu,
O möcht' ich in die tiefſte Seele ſenken
Dir mit dem deutſchen Wort die deutſche Treu.

Adam Joseph Cüppers,

geb. am 14. Juni 1850 zu Doveren im Regierungsbezirke Aachen. Zur Zeit iſt C. Hauptlehrer (Rektor) der kath. Stadtſchule zu Ratingen.

Dichtungen: „Helge und Sigrun“, 1881. — „Dichterblüthen“, Stimmen deutſcher Lyrik aller Zeiten, 1882. — „Edeltrude“, 1885. — „Der Gotenfürſt“, 1887.

Scheiden.

Wer das Scheiden hat erfunden,
Hatte wohl noch nie geliebt,
An ſich ſelber nie erfahren,
Wie's die Seele tief betrübt.

's iſt ein Wort von argem Klange,
Das den Freund vom Freunde reißt,
Das in Treu' gepaarten Herzen
Nun getrennte Stege weiſt.

Ach, das Wandern iſt ſo traurig,
Wenn das Herz ſich rückwärts ſehnt,
Wo ein thränenfeuchtes Antlitz
Bleich am ſtillen Fenſter lehnt.

An ſich ſelber hat's erfahren,
Wer in Treuen je geliebt,
Wie ſo bitter iſt das Scheiden,
Wie's die Seele tief betrübt.

Liebesprobe.

Es ſaß eine Maid am Lindenbaum,
Im Herzen Gram und Not;
In ihren Schoß der Herbſtwind warf
Die Blättlein falb und rot.

„Vergangen ſind ſchon ſieben Jahr;
Mein Schatz, biſt du geſtorben?
Haſt du im weiten, fremden Land
Um and'res Lieb geworben?“ —

Ein raſcher Reiter ſprengt zu Thal;
„Was weinſt du ſchöne Magd?“
„„Um einen Knaben gräm' ich mich,
Der Treu' mir zugeſagt.““

„Dein Buhle fand ein neues Lieb,
Mußt ſeiner dich entſchlagen,
Ich ſah die Braut an ſeiner Hand
Das grüne Kränzlein tragen.“

„„So gnad' ihm Gott zu aller Stund
Und ſchenk ihm nimmer Leid,
Ins Kloſter will ich heut noch geh'n,
Drum beten allezeit.““

Der Reiter ſpringt vom Roß herab;
„Feinslieb, laß ab vom Harme!“
Ein Ringlein zog er von der Hand —
Da lag ſie ihm im Arme.

Heinrich Düntzer,

pſeud. J. H Blumer, wurde am 12. Juli 1813 zu Köln geboren, ſtudirte von 1830—33 in Bonn unter Welcker, Näke und Laſſen Philologie und ſeit 1834 in Berlin beſonders altklaſſiſche Sprachen und Sanskrit. Als er ſich 1837 in Bonn als Privatdozent für die klaſſiſchen Sprachen habilitierte, ſetzte er ſich auch die Goetheforſchung nach altklaſſiſcher Methode vor, ähnlich wie ſie Lachmann für das altdeutſche mit wiſſenſchaftlicher Kritik aufgeſtellt hatte. 1846 nahm er die Stelle eines Bibliothekars am katholiſchen Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt an. 1849 erhielt er den Titel Profeſſor. 1885 feierte er ſein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. D. hat ſich als gründlicher Kenner unſerer Klaſſiker, theils durch kritiſche Ausgaben und Erläuterungen ihrer Werke, theils durch Abfaſſung ihrer Biographien, bewährt.

Rheingold.

Was ſucht ihr in des Rheines Sande
Nach leid'gem feilen, armen Gold?
Schaut in die weiten blum'gen Lande,
Schaut, wie dort alles blütenhold,
Wie alles lächelt vollen Segen
Dem lieben Vaterſtrom entgegen,
Der friſch wie Gottes Sonne ſtrahlet.

Seht, wie von glühem Gold ummalet
Die Saatenfelder, fruchtbeglückt!
So weit das reiche Land ſich thalet,
Die buntſte Farbenpracht es ſchmückt,

Und aus des Volkes Herzen quillet
Ein gold'ner Born, der nie ſich ſtillet,
Die Luſt im Regenbogenglanze.

Und wie in friſchem Feſteskranze
Schließt ſich der Berge Zaubermacht
Voll Rebenblüten um das Ganze,
Der ſtille Strom frohlockt der Pracht.
Und im Pokale glänzt der Reben
Beglückend Gold, zum ſüßſten Leben
Der wahre Stein und Stern der Weiſen.

Und ſeh' ich, wie auf gold'nen Gleiſen,
Die Sonne ſteigen aus der Flut,
Seh' hoch die Burgen ſie umkreiſen,
Sie ſcheidend küſſen voller Glut,
Seh' aus den Wogen ſie erſtehen,
Auf's neue ihren Gang zu gehen,
Was ſollt' nach eitlem Gold ich fragen?

O Rhein, mit deinen gold'nen Sagen,
Mit deiner Treue, deinem Sang,
Wer darf bei dir nach Glück noch jagen,
Wer nach des Goldes eitlem Fang!
Seht, wie die gold'nen Fiſche lachen
Der Thoren, die ſich Sorge machen,
Gold ſuchend in des Rheines Sande!

Weinleſe.

Trauben, Trauben, arme Trauben!
Alles ſinnt euch heute Tod.
Meſſer, Körbe, Preſſen, Schrauben,
Rings nur Marter, Pein und Noth!

Wie ſie reißen aus der Liebe
Trauten Armen euch heraus,
Schneiden ab mit blut'gem Hiebe
Euch vom Mutterſtamm ſo graus!

Und mit Siegeslächeln tragen
Sie die reiche Beute fort;
Mancher beißt gar ohne Zagen
Wild hinein — o frevler Mord!

Und in Körbe feſt gedränget
Sie verſchmachten luftberaubt,
Wie im Räuberſchiff gedränget
Sklav' an Sklave wüthend ſchnaubt.

Ach, man ſchlägt euch von den Kämmen
Ohne all' Erbarmen los;
Zu den Butten ohne Hemmen
Schleppt euch jubelnd hin der Troß.

Und o welche Qualen harren
Eurer noch! Mit blinder Wuth
Stampfen ſie euch todt in harten
Keltern — alles trieft von Blut.

Doch aus dieſem Tode ſchwinget
Sich die freie Seele auf;
Nicht vom Leib gefeſſelt, dringet
Sie dahin in frohem Lauf.

Wie von neuem Feu'r es gähret,
Drinnen wehet Engelluſt!
O wie fühlt ihr euch verklären,
Eines höhern Geiſt's bewußt!

Durch der Qualen herbſte habet
Ihr erlangt die Seligkeit,
Und mit ſüßem Segen labet
Ihr ſo manches Herzeleid

Bald dem armen Erdenſohne,
Der, vom Körper noch gequält,
Schwer das Leben trägt, der, ohne
Troſt, ſich euch zum Tröſter wählt.

Nur die Hülle ward zerſchlagen,
Göttlich Leben ſprang hervor.
Schlürfet ein den Gott! Der Plagen
Denkt beim Weine nur der Thor.

Vorwärts.

Jahre fluthen, Jahre rinnen
In die Unermeßlichkeit,
Und mit tief ergriff'nem Sinnen
Staunest du der Flucht der Zeit,

Die so rasch dich zu verschlingen
In dem wilden Strudel droht,
Wo des Strebens reges Ringen
Ausgeschlagen, starr und todt!

Doch so lang dir noch das Leben
Glüht, bewähre Geist und Mut,
Die ein Gott dir hat gegeben,
Wirke freudig, treu und gut!

Adolf Ebeling

wurde zu Hamburg am 24. Oktober 1827 geboren. Er beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte und promovirte in Heidelberg, und machte alsdann eine Reiſe nach Braſilien zu ſeinen dortigen Verwandten. Nach ſeiner Rückkehr ging er nach Paris und wurde dort i. J. 1860 zum Profeſſor an der kaiſerl. Handels-Academie ernannt. Im Kriegsjahr 1870 ausgewieſen, begab er ſich nach Köln und von dort nach Metz, wo er einen Vertrauensposten im Cabinet des Präfekten bekleidete. Im Jahre 1873 erhielt er einen Ruf als Profeſſor an der Kriegsſchule zu Kairo und kehrte i. J. 1878 nach Europa und zwar wieder in die Rheinlande zurück. Seitdem lebte er abwechſelnd in Bonn und Düſſeldorf und nahm ſeinen dauernden Wohnſitz in Köln. — Ebelings ſchriftſtelleriſche Thätigkeit iſt eine ſehr vielſeitige. Hervorgehoben ſeien: „Lebende Bilder aus Paris", 1860—1870. — „Bilder aus Kairo", 1877. — „Napoleon I. und ſein Hof", 1881. Außer einem Band Jugendgedichte veröffentlichte Ebeling noch ein Ghaſelenwerk unter dem Titel: „Die Krone des Orients", 1870.

Die Störche.

I.

Eine Schaar Störche ſchwebt dort in unermeßlicher Höhe; ſie ſtehen, den nahen Wanderzug berathend, wie ſilberblitzende Sterne hoch am ſonnigen Himmel, nur das geübteſte Auge ſieht die ſanftkreiſende Bewegung der Glücklichen. Ihr lächelt? ... Ja der Glücklichen!

Tief, tief unter ihnen die Erde,
Wie eine lebendige Rieſenlandkarte;
Die Seen, von wogenden Kornfeldern umgeben:
Lichte Saphire, gefaßt in flüſſiges Gold;

Die Ströme, dort blühende Wieſen,
Hier den Saum der dunkeln Wälder benetzend:
Silberne Gürtel am reichen Brautgewand der Natur;
Die Berge mit ewigem Tannengrün feſtlich geſchmückt:
Lorbeerbekränzte Häupter, die nied're Welt überragend; —
Und der Menſch, der „Herr der Schöpfung“,
Der „König der Erde“? . . . . . .
Träg haftet er an der Materie,
Und keck ruft er aus:
Ich habe ſie mir unterthan gemacht! —
Rings auf den Ebenen weißliche Rauchwolken:
Das Dampfſpielwerk ſeiner Eiſenbahnen,
Deren todte Schnelligkeit er prahleriſch mit dem Fluge der Vögel vergleicht; —
Und will er endlich übermüthig wagen,
Es den Herrſchern des Luftreichs gleich zu thun,
So erhebt ſich der gasgefüllte Taftkoloß
(Ein Werk von hundert Händen und Tagen!)
Schwerfällig und unſicher in den blauen Aether;
In ſchwankender Gondel ſitzt zitternd und geblendet der Luftſchiffer,
Von den Ameiſen unter ihm ein „Segler der Lüfte“ geprieſen,
Hier oben aber die Nichtigkeit des Menſchenwitzes begreifend.
Mit ſicherer Majeſtät
Brauſen an ihm die Wolkenbewohner vorüber.
Darum nichts von dem Menſchen und ſeinem Thun!
Einzelne trübe Dunſtmaſſen,
Gleich Schatten hineingeworfen in das Zauberbild,
Verhüllen ihn mit ſeiner kleinen Freude,
Mit ſeinem großen Weh
Mitleidig den Wallfahrern des Himmels.

Die Schwingen rauſchen und rauſchen,
Ihr eilender Flug trägt ſie weiter und weiter.
Noch einen Erinnerungsblick, dankend und treu,
Hinab auf das Neſt ihrer Kindheit,
Auf die bekannten Gefilde des erſten Ausflugs;
Hinter ihnen in nordiſcher Ferne
Schon die Vorboten des Winters:
Thürmende Schneewolken,
Unter ihnen ſchon die kalten Stürme
Herbſtlicher Verheerung.
Beides mahnt zum Abſchied, zur Reiſe.
Sie fliegen der Sonne, dem Süden zu,
Ihrer wahren, ſchöneren Heimath. —
Schon glühen wunderbar in der Tiefe
Die leuchtenden Alpengletſcher;
Der Lawinendonner verhallt im Thal,
Aber das Blau der firnen-ſchmückenden Genziane
Glänzt hinauf in ihre reine Sphäre.
Tags die ſtets heitre Sonne,
Nachts die ſanftblickenden Sterne,
Das ſind die treuen Begleiter der gefiederten Wandrer.
Die Schwingen rauſchen und rauſchen,
Es umweht ſie ſchon Italiens mildere Luft.
Pinienbekränzte Höhen tauchen hervor aus den zerfließenden Wolken,
Der Duft der Orangenwälder zieht wie Opferbalſam durch den Aether;
Sie ſenken ſich freudig hinab,
Aber nur zu flüchtigem Gruß,
Denn auch hier iſt ihres Bleibens nicht.
Ihr eilender Flug trägt ſie weiter und weiter.
Er trägt ſie durch den klaſſiſchen Himmel,
Ueber das ewige Rom hinüber

Und über den ganzen gigantiſchen Schauplatz
Einſtiger Menſchengröße,
Unaufhaltſam fort in's Gelobte Land. —
Des Mittelmeers Woge rauſcht unter ihnen;
Aber für ſie iſt der ſchrecklich drohende Abgrund
Nur ein zweites blaues Firmament,
Und das prächtige Kreuz der ſüdlichen Hälfte
Flammt ihnen doppelt entgegen.
Gleich ſtillen Schwänen
Ziehen die Schiffe
Ueber dem unermeßlichen Spiegel;
Auf einſam umbrandeter Klippe
Halten die Wolkenwandrer kurze Raſt;
Der Vollmond leuchtet zur Linken,
Die Fee Morgane malt ſchon zur Rechten
Das duftverklärte Eiland ihres ſeligen Hoffens;
Noch einmal erheben ſie ſich mit letzter,
Aber durch die Verheißungsnähe ungeſchwächter Kraft; ...
Das Tropenland empfängt ſie, ...
Vorüber an den Trümmern Karthago's! ...
An Aegypten's Pyramiden vorüber! ...
Die Memnonsſäule klingt ihren melodiſchen Gruß! ...
Sie hemmen den Flug,
Sie ſenken die Schwingen:
Afrika's Heilquellen laben die Ermatteten,
Aethiopien's Wunderbäume ſäuſeln über den Glücklichen; — —
Nicht wahr? Ihr lächelt nun nicht mehr: ...
Ueber den Glücklichen.

Das Wiederſehen bei den Pyramiden.

II.

Auf Wiederſehen! Auf Wiederſehen!
Rief ich ihnen betrübt, aber voll Hoffnung zu,
Als ſie am fernſten Geſichtskreis verſchwanden . . .
Auf Wiederſehen im nächſten Lenz,
Wenn die Veilchen und Anemonen blühen,
Und die blendenden Falter ſich wiegen auf dem röthlichen Klee. —

Aber die Zukunft des Menſchen iſt dunkelverhüllt,
Und ſein Geſchick gleicht der rollenden Kugel,
Die bald hierhin, bald dorthin den wechſelnden Lauf lenkt,
Und ihn unerbittlich mit ſich fortträgt in unbekannte Fernen.
Glücklich der, dem es vergönnt iſt, ſich in dieſem Wechſel
Den feſten Glauben und die kindliche Zuverſicht zu bewahren:
Daß ein treuer Vater über den Wegen des Kindes wacht,
Ihm einen Engel mit lichtem Fittich zum Begleiter ſchenkt,
Und alles zum Heil führt.

So trug auch mich die dampfbeflügelte Bahn
An das ſüdliche Geſtade,
Und dann die Woge des Mittelmeers nach dem Lande des Aufgangs;
Ob für mich das Gelobte Land? . . . Wer darf es ſagen!

Auch ſie, die befreundeten Störche,
Waren damals fortgezogen zur Winterzeit,
Jedoch leichtbeſchwingt und hoch durch den blauen Aether;
Aber auch unſer Kiel durchfurchte ein friedliches Blau,

Denn der Himmel lächelte günſtig herab
Und ſchenkte glückliche Fahrt.
In der Frühe des ſechſten Tages
Lag ſie vor uns, lichtgetränkt, palmenbekränzt,
Durchglüht vom Morgenfeuer der aufgehenden Sonne:
Die Küſte Afrika's, mit der Stadt Alexander's,
Und wie ein goldener Rieſenpfeil
Leuchtete die Pompejus-Säule zu uns herüber.
Aber mich trieb es weiter und weiter,
Hin an das Reiſeziel.
Durch das ewig blühende, grünende Delta,
Denn der nordiſche Winter iſt hier ein lachender Frühling
Zur Linken den Nil, den Vater und König der Flüſſe,
Den geheimnißvollen Zeugen der Urgeſchichte der Menſchheit,
Die nach Jahrtauſenden zählt und in ſeinen Fluten ſich ſpiegelt,
Hin nach Kairo, der berühmten Khalifenſtadt,
Wo der Halbmond ſein Banner aufgepflanzt hat,
Und wo die grüne Fahne des Propheten weht.
Wohl iſt ſie wunderbar und prächtig zugleich,
Dieſe Stadt, mit ihren vergoldeten Paläſten,
Ihren Kuppel-gekrönten Moſcheen und den ſchlanken Minarets,
Von denen herab der Muëddin eintönig zum Gebete ruft:
Allah akbahr! Gott iſt groß! . . .
Mit ihren Palmen und Sykomoren,
Ihren Granat- und Orangenbäumen
Und ihren Gärten, voll Roſen- und Jasminduft;
Mit dem bunten Gewühl ihrer Straßen und Bazare,
Wo man die Trachten ſchaut und die Sprachen hört der ganzen Welt . . . .

Wunderbar und ſchön zumal mit ihrem ewig blauen Himmel,
Der ſich Morgens und Abends in Gold und Purpur malt,
Und mit ihren Mond- und Sternennächten voll Märchenpracht.
Aber — mein Herz ſchlägt ſtolzer und höher,
Wenn auch umflort durch die Trauer der Trennung —
Aber die Heimath iſt es nicht.
Die Heimath nicht, die meinige zumal nicht,
Wo der Rheinſtrom fließt und Glockenklang von Thal zu Thal tönt,
Wo in den Domen die Orgeln den Geſang der Beter begleiten,*)
Und das welterlöſende Symbol, das Kreuz,
Die Menſchen zu einer Brüderfamilie
Im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung vereinigt . . .
Die deutſche Heimath iſt es nicht! —

Aber welch eine Vergangenheit umſchließt dieſes Wunderland,
Wenn die Schleier fallen von vierzig und mehr Jahrhunderten,
Und die Zeit der Pharaonen vor unſer geiſtiges Auge tritt.

So ſtand auch ich gar bald am Fuße der Pyramiden,
Und legte an die größte von ihnen erſchüttert die Hand:
Ein himmelanſteigender Felſen,
Und doch von Menſchen erbaut,
Gegen den ſogar Sanct Peters Dom kaum mehr als ein Kirchlein iſt.

*) Die Mohammedaner haben keine Glocken, keine Orgeln und keinen Kirchengeſang.

Unter mir der Nil und die unermeßlichen, von ihm durchſtrömten Ebenen,
Saatfeld an Saatfeld, wo ſchon die erſten Ernten reifen,
Denn in dieſem gottgeſegneten Lande
Wird dreimal jährlich geſäet und dreimal geerntet;
Hinter mir die gleich unermeßliche Wüſte,
Ein unabſehbares, leeres, ewiges Sandmeer:
Dort friſches, blühendes Leben,
Hier öder, ſchweigender Tod.
Und vor mir das entſetzliche Steinphantom, die Sphynx,
Die, ein vorweltliches Räthſel, ſchon vier Jahrtauſende lang
Ihr Rieſenantlitz gen Oſten wendet,
Und kein Sterblicher weiß, was ſie bedeutet und was ſie ſinnt.
Weiter den Nil hinauf, unter Palmenwäldern zerſtreut,
Ragen andere Pyramiden ſilbergrau und feierlich in die blaue Luft.
Das Trümmerfeld von Memphis bedeckend, der Rieſenſtadt,
Der ebenbürtigen Schweſter des hundertthorigen Theben.
Der Anblick, großartig, gigantiſch, titanenhaft,
Erſchüttert das Gemüth, aber erfreut und erhebt es nicht,
Das Herz bleibt unerquickt, ach, und die Seele ſo leer!
Todte Vergangenheit aus Stein,
Zu der uns die goldene Brücke des tieferen Verſtändniſſes fehlt,
Denn auch die kunſtvoll gemeißelte Prieſterſchrift
Obwohl vielfach entziffert und gedeutet,
Iſt dennoch für uns weſenlos und todt.
Das Auge ſchreckt zurück von den furchtbaren Wundern der Wüſte,
Und ſchaut wie zum Troſt hinab in das lenzgrüne Thal;

Aber zugleich ergreift auch den fremden Wandrer
Ein Heimwehſehnen, ſchmerzlich und heiß,
Und ein Erinnern durchſchauert und durchklingt ihn
Wie die Stimme der Mutter aus frommer Kinderzeit.
Der Ibis kreiſt und der Silberreiher ſteigt,
Aber die Freunde der Heimath,
Die mir einſt voraufgezogen, ſehe ich nicht,
Und doch ſchlug bereits für ſie die Frühlingsſtunde der Rückkehr.
Wo ſeid ihr, gefiederte Wandrer, meine deutſchen Freunde,
Damit ich einem von euch, wie einer Noahstaube,
Ein grünes Blatt — meinen Lenzgruß — auf den ſchimmernden Flügel lege,
Es hinüberzutragen zu den fernen Lieben!

Da plötzlich leuchtet aus Süden, von Nubien her, eine lichtweiße Wolke,
Die näher und näher eilt, wie auf Fittichen des Sturms; ...
O freudiger Jubel! O Wiederſehn, du Himmelsgeſchenk von Oben!
Willkommen, Willkommen! Sie ſind es, ſie ſind es!
Und nun bin ich nicht mehr allein und verlaſſen in der ſchweigenden Wüſte.

Sie hemmen den Flug, ſie ſenken die Schwingen,
Um noch einmal am Ufer des Nils Erquickung zu trinken
Und Stärkung für die nordiſche Reiſe.
Dann ſteigen ſie ſicher und ſtolz empor ...
Schon liegt — für ſie das Spiel eines Kindes! —
Die ungeheure Pyramide tief unter ihnen,
Und noch immer ſteigen ſie und ſteigen, und ſtehen endlich, wie damals, ſo auch jetzt,
Gleich ſilberblitzenden Sternen hoch am ſonnigen Himmel;

Dann ſchweben ſie durch den unermeßlichen Luftraum,
Weit, weit über das Delta hinaus.
O wer mit euch ziehen könnte, mit euch heimkehren!
Doch mich feſſelt der Bann meines Schickſals,
Das auch an mir ſich erfüllen muß,
Wie an jedem andern ſterblichen Menſchen.
Ich zerdrücke männlich die Thräne . . .
Lebt wohl! lebt wohl! Des Himmels Segen über euch
und eurer Fahrt!
Und — „Grüßet mir freundlich mein Heimathland!"

Ghaſele.

Die Lieb' iſt eine Perle ſchön,
Die tief im Meeresgrunde ruht,
Ein Diamant, der ſtill und rein
Im dunklen Bergesſchlunde ruht.
Die Lieb' iſt wie ein Glanzgeſtirn,
Das lebenſpendend, ſegensvoll,
Auf allen Weſen in des Alls
Erhab'ner Schöpfungsrunde ruht.
O Perle, Diamant und Stern;
Ihr leuchtet wie ein Räthſelwort,
Das ungeſprochen tief verhüllt
In heil'ger Zauberkunde ruht.
Natur und Gott! ihr ſpiegelt klar,
Was man auf Erden Liebe nennt;

Wer aber todt an eurer Bruſt,
Wer kalt an eurem Munde ruht:
Dem iſt die Lieb' ein Tropfen Thau's,
Der glänzend zwar, doch flüchtig blinkt,
Und der im duft'gen Blumenkelch
Nur eine kurze Stunde ruht.

Alois Heinrich Effing,

geboren als Sohn eines Lehrers am 1. August 1852 zu Frintrop bei Borbeck im Kreise Essen (Rheinland), absolvirte das Essener Gymnasium und widmete sich auf den Universitäten zu Innsbruck, Leipzig und München dem Studium der klassischen Philologie und der neueren Sprachen. Lebt gegenwärtig in Konstanz am Bodensee, wo er das Amt eines Stadt-Archivars und -Bibliothekars versieht und (seit dem 1. Januar 1886) unter Mitwirkung namhaftester Dichter und Schriftsteller die belletristische Zeitschrift „Deutsche Heimath" herausgibt, die vermöge ihres vornehmen, edel volksthümlichen Charakters in kurzer Zeit der Liebling weitester Kreise geworden ist. E.'s Gedichte, Aufsätze, Feuilletons und Kritiken sind in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften zerstreut. Unter dem Titel „Myrtenblätter" veröffentlichte er im Jahre 1885 einige Dichtungen in deutscher, lateinischer, griechischer und holländischer Sprache, welche er dem Erbgroßherzog Friedrich von Baden aus Anlaß seiner Vermählung mit der Prinzessin Hilda von Nassau widmete.

Verborgenes Walten.

Manches Veilchen mußt' verblassen,
Blödem Menschenaug' entrückt;
Und doch hätt's ein sinnig Mägdlein
Mit dem würzigen Duft entzückt.

Manche Perle ging verloren
Tief in Meereswogennacht;
Und doch hätt' erhöht ihr Schimmern
Eines Diademes Pracht.

Manches Lied wohl mußt' verklingen,
Welchem nie ein Ohr gelauſcht;
Und doch hätte ſeine Weiſe
Ein empfänglich Herz berauſcht.

Im verworr'nen Lärm des Tages
Unerkannt und ungeehrt,
Waltet ſelbſtlos manche Seele,
Die des höchſten Preiſes werth.

Außen und innen.

Wie lächelt, beleuchtet vom Morgenſtrahl,
Die Stadt ſo freundlich dort unten im Thal,
Als ob ſie geborgen in Friedens Hut
Von je geruht!

Doch als ich geſchritten zum Thor hinein,
Verblaßte vom Frieden der Widerſchein:
Ein haſtendes Treiben in Saus und Braus
Von Haus zu Haus!

Dem thörichten Menſchen wie gleicht die Stadt!
Deſſ' Auge lächelnd, deſſ' Antlitz glatt,
Deſſ' Herz die Wiege der Unraſt iſt
Zu jeglicher Friſt.

In der Heimath.

In fernen Landen weilt' ich jahrelang,
Und Glück und Stern ſind nicht von mir gewichen;
Doch hat mich tiefes Weh vieloft beſchlichen,
Daß mir im Buſen ſchier das Herze ſprang.

So fremd die Menſchen und ſo fremd die Pfade . . .
Wie ſehnt' ich mich zum heimiſchen Geſtade!

Und übers Meer zurück und übern Rhein
Trug mich der Sehnſucht Drang —; o Sonnenſchein!
Nun ſollt' ich bald in Mutterarmen ſein!

Da lag die Stadt, wie ich ſie einſt verlaſſen,
Die alten Häuſer in den engen Gaſſen!

Doch ach, kein grüßend Antlitz ich erſah,
Nur fremde Herzen, die ſo kalt mich meiden! . . ,
Am Grabeshügel unter Trauerweiden
So fremd nun in der Heimath ſteh' ich da!

Kindesaugen.

Sie glänzen ſo rein,
Sie glänzen ſo klar,
Die Aeuglein, die ſüßen, die blauen.
Wie lockt es ſo mächtig, ſo wunderbar,
Den Zauber der Strahlen zu ſchauen!

Sie glänzen ſo rein,
Sie glänzen ſo licht
Und ſpiegeln der Unſchuld Weben.
O wohl dir, mahnt dich ihr Leuchten nicht
An ein verlorenes Leben!

Im Hochgebirge.

Ich ſtand bewundernd im ſonnigen Strahl
Und ſah die Waſſer wild ſchäumen und toben,
Zu Füßen das traulich umfriedete Thal,
Zu Häupten die Berge von Purpur umwoben.
Ich athmete frei auf den waldigen Höh'n
Balſamiſcher Düfte erquickendes Weh'n.

Tief unter mir ließ ich den irdiſchen Schein,
Daran ſich nur klammern verblendete Thoren;
Dich ſah ich gelehnt an den mooſigen Stein
Genüber mir, ſtill wie im Sinnen verloren.
Da ſehnt' ich mich nimmer, o, nimmer zurück,
Umſchloſſen die Berge doch mich und mein Glück!

Daheim.

Wie winkt mir aus dem ſtillen Garten
Mein Hüttchen traut im ſchlichten Kleid!
Nun darf ich reinſter Freuden warten,
Fern all der Erde düſtrem Streit.
O ſieh', ſchon naht, mich zu empfangen,
Mein Weibchen treu und hold und gut;
Goldhaarig und mit roſigen Wangen
Mein Kindlein ihr im Arme ruht.

Grüß Gott, grüß Gott! Am dunkeln Stamme
So ſchön nicht Roſ' und Knoſpe hängt,
Als wenn, durchglüht von heiliger Flamme,
Sich Weib und Kind an mich gedrängt.
Ich fühle dankbar Gottes Segen,
Der überreichlich um mich quillt,
Kommt eurem Blick mein Blick entgegen,
Daß mir die Seele überſchwillt.

Kein Demant mag ſo hoch beglücken,
Kein Blumenduft zur Maienzeit,
Wie eure Augen mich entzücken
In weltverborg'ner Seligkeit.
Und eure Athemzüge hauchen
Ins Herz mir Wonnen wunderbar,
In eure reinen Seelen tauchen
Will meine ſich auf immerdar.

Dreieinig Glück! Gut' Nacht uns nicket
Mein blühend Knäblein lieb und warm,
Uns beide noch zum Kuß umſtricket
Mit rundem, weichem Kindesarm. —
O, möcht' verrauſchen unſer Leben
In dieſem Augenblick *zugleich*!
O, könnten ſo *vereint* wir ſchweben
Hinauf ins lichte Himmelreich!

Johannes Faſtenrath

wurde am 3. Mai 1839 zu Remſcheid (Rheinprovinz) geboren. Nachdem er in Köln ſeine Schulbildung genoſſen, ſtudierte er auf den Hochſchulen zu Bonn, Heidelberg, München, Berlin und Paris und promovirte 1860 als Dr. juris in Berlin. Bald aber gab er die juriſtiſche Laufbahn auf und unternahm viele Reiſen nach Spanien, wo ihm allſeitig ſehr hohe Ehrenerweiſungen zu Theil wurden. Faſtenrath iſt Inhaber der höchſten ſpaniſchen Orden und Mitglied der Akademien von Madrid, Cordoba, Granada, Barzelona, Zaragoza, Valencia. Zahlreiche ſpaniſche Dichter hat er durch Uebertragung ihrer Werke in die deutſche Sprache in ſein Vaterland eingeführt. F. lebt in Köln.

An einen andaluſiſchen Fächer.

Andaluſien's Schönen tragen,
Fächer, dich wie Spiel der Hand —
Ihnen weh'ſt du holde Kühle,
Mich umloderſt du mit Brand!

Fächer, ſicher hinter deiner
Schutzwehr wird der Pfeil entſandt.
Fächer, du biſt mehr als Spielzeug,
Fächer, du biſt mehr als Tand!

Denn das Kind, das dich regieret,
Dir hat es ſein Herz vertraut,
Du haſt ſtille Purpurröthe
Wohl auf ſeiner Wang' geſchaut!

Fächer, Waffe der Verliebten,
Die zu Trutz und Schutze taugt,
Flüstre, zierlicher Vertrauter,
Was mein Lieb' dir zugehaucht!

„O Kutscher, nicht über den Pont des Morts."

Zum Auszuge Napoleons aus Metz am 14. August.

Nur Himmel und Soldaten sieht
Der Kaiser, der Macbeth, auf Frankreichs Gebiet.
Die Preußen, die Deutschen, sie kommen heran
Wie der Birnamwald auf Dunsinan!
Der Kaiser in Metz ruft: „Fort, fort aus dem Thor!" —
„Sire, fahr' ich Euch über den Pont des Morts?"

Der Kutscher fragt es, der Kaiser erschrickt,
Als hätt' er dem Fatum in's Auge geblickt!
Zu Berg steigt sein Haar, es glühet sein Hirn,
Von Ahnung umdüstert sich seine Stirn,
Voll Entsetzen kaum bringt er das Wort hervor:
„O Kutscher, nicht über den Pont des Morts!"

Ach, vor ihm und hinter ihm tönt's ihm wie Fluch:
Er schaut sie alle, die er erschlug,
Schaut hinter sich Max von Mexiko
Und vor sich, vor sich ein Waterloo!
„Die Gespenster, weh! Fort, fort aus dem Thor!
O Kutscher, nicht über den Pont des Morts!"

Der Wagen, der den Bleichen trug,
Er fuhr dahin wie ein Leichenzug!
Der Kaiſer — wer nennet des Kaiſers Qual? —
Schon iſt er nicht mehr General!
Wer weiß, ob er nicht auch den Purpur verlor?
„O Kutſcher, nicht über den Pont des Morts!“

Granada im Frühling.

Wieder in Smaragd gekleidet,
Hör', Granada, auf zu trauern:
Eines Blumentopfs Umfaſſung
Scheinen deine ſtolzen Mauern;

Palmen gleichen deine Thürme,
Deine Flur dem bunten Shawle.
Heiligthum des ſpan'ſchen Ruhmes,
Leuchteſt du in ew'gem Strahle!

Flieder ſendet ſüße Düfte,
Nelken blüh'n auf jedem Pfade,
Wunderbare Friſche wehet
Von des Darro Luſtgeſtade

Und vom Walde der Alhambra,
Drin die ſchönſten Roſen prangen.
Wiſch' dir aus dem Aug' die Thräne,
Denn der Lenz hält dich umfangen!

Ach wie ſo traurig iſt der Baum zu ſehen!

Ach wie ſo traurig iſt der Baum zu ſehen,
Der zweig- und blüthenloſe!
Nie wird des Zephirs Wehen
Einwiegen ihn mit lieblichem Gekoſe.

Wie traurig iſt die Seele, die das Stöhnen
Nicht derer höret, die im Elend liegen!
Denn niemals wird mit heil'ger Freude Tönen
Gewiſſensfrieden ſie in Schlummer wiegen.

Sprüche.

1.

Cupido den malt man
So winzig und klein,
Pflegt heut' doch die Liebe
Auch groß nicht zu ſein.

2.

Roſenſtock erzieht die Roſe,
Und der Blumentopf die Nelke,
Und ein Vater ſeine Tochter,
Ohne daß er weiß, für wen.

3.

Der liebt viel nicht, der es ſpricht,
Viel nur liebt, wer viel erduldet:
Liebe, die des Leid's gebricht,
Noch der Liebe Thaten ſchuldet.

4.

Klagt ein Dichter dir ſein Leid,
Daß ſein Beutel goldesleer,
Glaub' es ihm auch ohne Eid,
Denn woher hätt' er's, woher?

5.

Wenn die Kehle trocken iſt,
Geht man an den Wirthshaustiſch,
Doch man trinkt ſelbſt ohne Durſt,
Iſt die Wirthin ſchmuck und friſch.

Laura Feld (Hans Jordaens),

geb. am 3. Juni 1851 in Barmen, lebt bei ihrer Mutter in Aachen, wo ihr Vater, der im Jahre 1867 ſtarb, Ober-Sekretair am Königl. Landgerichte war.

Lieder.

Lieder I und II aus dem noch ungedruckten epiſchen Gedichte „Magelone".

I.

Es ſitzt ein Perlenfiſcher
Am fernen Meeresſtrand;
Die unvergleichlichſte Muſchel
Hält er in der triefenden Hand.

Tief in dein Herz möcht' ich tauchen
Hinab, wie der Fiſcher ins Meer,
Bis daß die ſchönſte der Perlen,
Deine Liebe, mein eigen wär'.

II.

Ich weiß eine Muſchel, von innen klein,
Drin lieget ein Kleinod begraben,
Und böt' man in Urnen mir ſonnig und rein
Dagegen Arabiens ſchönſtes Geſtein:
Dies Kleinod nur wollte ich haben.

Die Muſchel, vernimm, iſt mein treues Herz,
Das Kleinod darin meine Liebe,
Und läge ich blutend in Todesſchmerz,
Und zöge ich morgen- und abendwärts:
Dein eigen ſie ewiglich bliebe.

Frühling.

Rings dämm'rige Abendſchleier
Und ſchwellende Frühlingsluft,
Und Alles durchwürzt und durchzogen
Von köſtlichem Blüthenduft.

Still iſt's auf Bergen und Höhen,
Es weidet die Heerde im Thal,
Nur fern in dem duftenden Flieder
Singt klagend die Nachtigall.

Herbſt.

Der Herbſtwind rauſcht! —
Es flüſtert in den Zweigen
Geheimnißvoll von nun entſchwund'ner Pracht,
Von lichten Tagen, die ſich leiſe neigen
In graue Winternacht.

Der Herbſtwind rauſcht! —
Das Laub fällt von den Bäumen,
Der Finkenruf verſtummt im welken Hain,
Und fröſtelnd hüllet ſich zu Schlaf und Träumen
Die Flur in Nebel ein. —

Luiſe Förſter (Ada Linden)

wurde am 1. Oktober 1847 als die Tochter eines Steigers auf der Grube Glücksthal in der Nähe von Münſtereifel geboren. Als nach dem frühen Tode des Vaters ihre Mutter mit ihr und einer jüngeren Schweſter mittellos zurückblieb, hat der Pfarrer Dörrien (jetzt in B.-Gladbach) Luiſe Förſter ſoweit vorgebildet, daß ſie ſpäter als Lehrerin den Ihrigen eine Stütze werden konnte. Emil Rittershaus, der ſich ebenfalls in edelſter Weiſe der Dichterin angenommen hatte, führte ſie in die Litteratur ein.
Sie lebt in Wickrathberg.

Das Lied der Nacht.

Nun breit' den Schleier linde,
Geſchmückt mit Sternenpracht,
Aus über deinem Kinde
Du heiligſtille Nacht!
Leg deine Hand, die kühle,
Auf's heiße Haupt mir nun
Und laß nach Tagesſchwüle
Mich dir am Herzen ruhn.

Da will ſich mein's erſchließen,
Des Südens Blume gleich,
Da möcht' es ſich ergießen
In Liedern, ſehnſuchtreich;

In tiefen, dunklen Klängen,
Die es von dir erlauſcht,
Wenn du mit Zauberſängen
Mich heimlich oft umrauſcht.

Wenn's hin durch blühende Wipfel
Wie Liebeskunde drang;
Wenn's über Bergesgipfel
Sich brauſend aufwärts ſchwang;
Wenn's wild in Wettergluthen
Durch Tannenforſten ſcholl,
Aus mondbeglänzten Fluten
Mich grüßt' geheimnißvoll.

O ſinge, Mutter, ſinge
Dein wunderbares Lied,
Daß es auf hoher Schwinge
Durch meine Seele zieht;
Mir weckt's verſunkne Quellen
Im innerſten Gemüth
Und läßt in Tönen ſchwellen,
Was tiefverborgen glüht.

Die Eifel.

Ob mich umwogt ein grünend Saatgefilde,
Ob mich umblüht der Ebne bunte Pracht,
Es ſchaut mein Herz nach einem andern Bilde,
Das klar mir auferſteht in ſtiller Nacht.

O, meine Heimath, unvergeß'ne, wilde,
Wie hab' ich oft in Sehnſucht dein gedacht!
O meine Heimath, ferne, felsumſtarrte,
Traut grüßt dein Antlitz mich, das ſturmesharte.

Ich ſeh euch wieder, o ihr braunen Haiden
Von waldgekrönten Höhen rings begrenzt,
Hoch fliegt der Falke, ſtill die Herden weiden,
Ein Kirchlein droben, epheugrün umkränzt.
Und dort, in Purpur will's die Sonne kleiden —
Aus Buchengrün ein trautes Dach erglänzt.
O Vaterhaus, drin fremde Hände ſchalten,
Ein Engel möge ſegnend ob dir walten.

Steig' vor mir auf mit deinem Tannendüſter,
Du Bergeshang, umglüht vom Abendſtrahl!
Erſchließ dich mir mit deinem Quellgeflüſter,
Du weltverborgnes, grünes Felſenthal!
Beſchatte mich, du altersdunkle Rüſter,
Erzähle Märchen mir wie dazumal
Und laß mich deinem heil'gen Wipfelrauſchen,
O Hochlandswald, noch einmal freudig lauſchen.

Wie hat mein Kindesherz, das ſorgenloſe,
Am tiefſten hier des Lenzes Gruß beglückt!
Wie lag ich träumend oft in weichem Mooſe,
Wenn Waldesblüthen ich zum Kranz gepflückt!
Zu Häupten glühte mir die wilde Roſe,
Die duftend dann mir Haar und Bruſt geſchmückt,
Aus grünen Zweigen weht es flüſternd nieder
Und tief im Herzen ſproßten mir die Lieder.

Wo Flammen leuchtend einſt dem Bergesſchlunde
Entſtiegen, einſam liegt ein dunkler See,
Es iſt als berg' in ſeinem tiefen Grunde
Er ein unendlich, namenloſes Weh;
Und todesſtill iſt's in der weiten Runde,
Scheu flieht der Vogel, zagend eilt das Reh.
O Bergesherz mit deinen ſtolzen Gluthen,
Du liegſt verſenkt in grabesdüſtern Fluthen.

Dumpf grollend klagt in mächt'gen Sturmgeſängen
Der Berggeiſt, der in öder Wildniß hauſt,
Wo Felſen ſtarrend ſich an Felſen drängen
Und Wetternacht den Tannenforſt durchſauſt.
Tiefahnend horcht' ich ſeines Liedes Klängen,
Wenn unſichtbar ſein Fittig mich umbrauſt.
Nun muß, ſo lang mein Herz vermag zu ſchlagen,
Ich drin die wilden, dunklen Weiſen tragen.

Heinrich Freimuth,

geboren am 5. Nov. 1836 zu Remſcheid, beſuchte die Realſchule in Elberfeld und widmete ſich dem Kaufmannsſtande. Seit Anfang der fünfziger Jahre mit einer kurzen Unterbrechung in Aachen weilend, leitete er hier längere Jahre ein großes Fabrikétabliſſement und war nebenher als Feuilletoniſt für mehrere größere Tagesblätter thätig. Im Jahre 1883 ſiedelte er nach Rheydt über, wo er die Stelle eines ausländiſchen Korreſpondenten in einem der erſten Etabliſſements bekleidet.

Schr.: Gedichte, 1863. — Aachens Dichter und Proſaiſten (Anthologie); III, 1882—83. — Fata Morgana (Ged.), 1883.

Novembergewitter.

Ein Tag voll Glanz; noch ziehen milde Hauche
Den öden Acker hin zum kahlen Holz;
Ein zweites Grün quillt ſchon im dürren Strauche,
Noch liegt die Au voll hellen Sonnengold's.

Das iſt des Sommers lächelnd' Abſchiedſagen,
Denn der da kommen ſoll, er iſt nicht weit;
Am Feldbord, wo die alten Buchen ragen,
Da ſah ich flattern ſchon ſein graues Kleid.

Beeile dich, du blonder Sonnenſproſſe,
Schon wirft ein Kainsbild ſeinen Schatten hin;
Die Geißel über deine lichten Roſſe!
Dein finſt'rer Bruder hegt ſo grimmen Sinn.

Sein ſind die Fluren längſt und ſein die Teiche, —
Was jagſt du noch, und wiegeſt dich im Kahn?
Im Süden blüh'n dir ungeſtörte Reiche;
So gib dem Finſtern endlich frei die Bahn!

Fleuch' hin — ſchon zieht's herauf am Himmelsbogen,
Als bräche des Avernus Fluth empor —
Bald hat's die Sonnenſcheibe überflogen,
Die Nacht hält Einzug durch das Mittagsthor.

Das iſt der Orkusgeiſter Nachtgeſchwader,
Das um die Stirn des Brudermörders zieht;
Die Wolke ſchwillt, die ſchwarze Zornesader, —
Der Blondgelockte ſieht ſie, und entflieht.

Noch flirrt ein Blitz nur, wie des Dolch's Gefunkel,
Der in der Hand des Haſſes fieb'riſch bebt —
Nun flammt er heißer, röther durch das Dunkel,
Wie jene Hand ſich feſter, höher hebt.

„Erkennſt du mich?" grollt es mit Wuthgeheule,
„Und weileſt noch?" — da brennt das weite Feld —
Ein Schlag — es pfeift herab die Wetterkeule,
Die millionenfach am Grund zerſpellt.

Und unter'm Hagel tönt's wie dumpfes Stöhnen;
Die Wolke reißt — es ſteht die Sonne roth,
Angſtbrand im Antlitz, über ihren Söhnen;
Zu ſpät — ihr blonder Liebling er iſt todt!

So lag im Sand einſt Iran's Königsknabe,
Und jener Sonne gleich ſtand Feridun
Im Zornbrand, als der Söhne rohe Gabe —
Des Lieblings Haupt er ließ am Herzen ruh'n.

Ihr Sänger, klagt! Der Sommer iſt erſchlagen:
Ich ſah ihn ganz mit Blut bedeckt und Koth;
Am Feldbord, wo die alten Buchen ragen,
Da ſind die naſſen Schollen noch ſo roth.

Als müßt' er ewig Blatt und Blume ſproſſen,
Als würd' er nie der Farbenſpende ſatt,
Ward jeder Tropfen Blut's, der ihm entfloſſen,
Am Boden noch zum rothen Brombeerblatt.

Am Himmel ſchwebt ein letzter Wolkenknäuel,
Wie auf des Uebelthäters Stirn der Fluch;
Die Sonne aber breitet auf den Gräuel
Der Dämm'rung roſenfarben Leichentuch.

„Adieu, Papa!"

Muß ich von meinen Lieben geh'n
Zu kurzem Gang, zu weiter Reiſe,
Spricht ernſt mein Weib: „Auf Wiederſeh'n!"
Und ſeufzet unter'm Kuſſe leiſe.

Doch heitern Mundes ſeh' ich da
Die Kinder mein mich flugs umringen,
Den Scheidegruß: „Adieu, Papa!"
Wohl zehnmal bei mir anzubringen.

„Adieu, Papa!“ — Auf jeden Gang
Geleitet's mich mit frohen Klängen;
Dann ſteh' ich an der Thüre lang,
Mein ſchwellend Herz zur Ruh' zu drängen.

Und kehr' zurück, und geh' hinaus . . .
Noch einen Blick . . . nun iſt's vorüber;
Beklommen tret' ich aus dem Haus,
Und im Gemüthe wird's mir trüber.

„Adieu, Papa!“ — wie ſorglos ſprach
Der Kleinen ſüßer Mund es eben — —
Ach, einmal ſchluchzen ſie mir's nach,
Und ich kann . . . keine Antwort geben!

Sein Faſtnachtslied.

Schaumwein-Salven — Geigenſeufzen — gellend Lachen
— leiſes Koſen!
Wie ein Wonneſturm umwirbelt's alle Welt mit ſüßem
Toſen.
Zogen frohe Götterſchaaren von Elyſium heraus? —
Der Redoute Feeenhallen ſcheinen heut' kein irdiſch Haus.

Gaben heut' ein Stelldichein ſich alle Zeiten, alle Länder? —
Ein Jahrtauſend und fünf Welten miſchen hier die Feſt-
gewänder.
Aufgehoben iſt die Satzung von Geſchlecht, und Amt,
und Stand:
König, Bettler, Mönch, und Ritter, ſelbſt der Teufel iſt
zur Hand.

Ernſtem Römer in der Toga geht zur Seit' ein Incroyable,
Mit dem Puritaner wandelt ein Chineſ' im Schuh mit Schnabel;
Arm in Arm Marquiſe, Bäurin, Hexenweib mit Zauberwort;
An Maria Stuart's Schritte heftet ſich der Henker dort.

Was da Dichtertraum erſonnen, was gelebt in der Geſchichte,
Was da iſt, und nicht iſt, wurde zu phantaſtiſchem Gedichte.
Und, daß nichts am Wunder fehle, wandeln da in Fleiſch und Bein
Thiere, Götter, und Geſpenſter durch des Saales Thüren ein.

Wie das lächelt, fächelt, hechelt! wie das klirret, ſchwirret, girret!
Sich zu buntem Knäuel ſchlinget, und ſich flugs auf's Neu' entwirret!
Anker hoch, du Schiff des Leichtſinns! In den Orkus Leid und Pein!
Raſ', Delirium der Freude! Wer möcht' jetzt begraben ſein? . . .

Ja: „Wer möcht' jetzt ſein begraben?", wörtlich ſo traf's meine Ohren
Von den Lippen eines Jünglings, der ſich als Gewand erkoren
Don Juan's, des Herzenbrechers, feſtlich auserleſen Kleid,
Drin des Gaſts von Stein er harrte, den er einſt dem Tod geweiht.

Doch vom ſpaniſchen Hidalgo hat er Wamms nicht nur und Degen;
Auch die Brauſeſeele, welcher mehr als Eine ſchon erlegen.
Daß er ſeines wilden Meiſters bald in Allem würdig ſei,
Brach er ſchon mit zwanzig Jahren edler Mädchenblüthen drei.

In den jüngſten Wintertagen trug die letzte man zu Grabe —
Junker Arthur hat's verwunden, iſt er doch nicht länger Knabe.
Auf des nahen Städtchens Friedhof ſchaut' er von des Vaters Schloß
In die trübe Grabeslegung trocknen Augs, und — ſtieg zu Roß.

Heut' gilt's neues Wild zu haſchen; füllen heißt's des Herzens Leere . . .
„Sieh', das ſchmucke Kind Dianens! — ſei hier günſtig mir, Cythere! . . .“
Fügſam iſt die grüne Sylphe, ihm am Arme fliegt ſie hin;
Und es ſcherzen bald beim Becher Spanier und Jägerin.

„Der dir weiß vom Hütlein wallet, willſt den Schleier du nicht lüften?
Daß vom holden Mund dir's ſtröme mir in's Herz von ſüßen Düften! . . .“
— „Unerkannt muß ich dir bleiben; ſchauteſt du mein Angeſicht,
Jählings würdeſt du mich fliehen. Mich zu kennen ford're nicht!“

— „Wo denn ſind' ich meine Sylphe, wenn das Maskenrecht zerſtoben?
In des Bürgerhauſes Frieden? In der Welt der ſtolzen Roben?"
— „Nirgend triffſt du mich im Leben, nicht im Dorf, nicht in der Stadt;
Holen muß am Reich des Todes mich, wer meine Liebe hat."

— „O, nicht in den Kelch des Glückes wolle, Kind, mir Wermuth träufen!
Grauſam nicht zu deinem Herzen in den Weg mir Dornen häufen.
Süßes düſteres Orakel! was denn treibſt du? Sage mir!"
— „Jäg'rin bin ich auch im Leben; Herzen haſch' ich dort wie hier.

„Mancher ſchmucke Knabe findet ſeine Ruh' nur mir zu Füßen;
Manches ſchöne Jünglingsantlitz muß, zum Staub gebeugt, mich grüßen.
Doch, ſo Vielen ich das Fieber in der Seele ſchon gekühlt —
Alle die errung'nen Herzen haben nichts für mich gefühlt.

„Wenn dich nichts an's Sein mehr kettet, werden wir uns wiederfinden;
Dann mit feſten Banden will ich meinen Bräutigam umwinden.
Ueber's Jahr vielleicht ſchon wirſt du nah', recht nahe bei mir ruh'n . . ."
— „Trüb' Geheimniß du!" ruft Arthur, „nenn' mir deines Vaters Thun!"

— „Vogelſteller iſt mein Vater, alt von Körper und gebogen;
Was da fliegt, Gemein und Edel, einmal kommt's vor ihn geflogen.
In des Fangherds tiefer Grube helfe ich ihm beim Geſchäft —
Löſet, Junker, jetzt das Räthſel! Freuen ſoll mich's, wenn Ihr's trefft!"

— „Spuk der Hölle! Steh', Dämonin! Vom Geſichte jetzt den Schleier!
Horch', man bläſt: „„Hinweg die Masken!"" . . . So, nun zeig' dich deinem Freier!"
— „Muß ich?" . . . Wohl denn!" . . . Und vom bleichen Antlitz ihr die Hülle wallt . . .
Weh'! was iſt dir, Junker Arthur? Stehſt wie Marmor ſtarr und kalt! . . .

. . . In dem wogenden Gedränge iſt die Jägerin verſchwunden,
Blitzſchnell aber hat die Kunde Weg von Ohr zu Ohr gefunden:
Dieſe Tochter der Diana war des — Todtengräbers Kind . . .
Weh'!! wen haſt du, Junker Arthur, dir als viertes Lieb erminnt!

* * *

. . . Lachen — Scherzen — Koſen — Necken! Geigenſeufzen — Schaumwein-Knallen!
Wie ein Wonneſturm durchwirbelt's wiederum die Faſchingshallen.

Junker Arthur aber fehlet ... bei des Faſtnachtsliebchens Haus,
In der Jäg'rin kühlem Gärtlein ruht er ſchon ſeit Monden aus.

Der todte Pfau.

In naſſer Herbſttagfrühe, nebelgrau,
Auf rohem Karren fährt ein Knecht die Leiche ...
Ein Sack dein Bahrtuch, königlicher Pfau!
Das ſchlecht verhüllt dein Kleid, das farbenreiche.

Poetiſch war dein Tod — Anakreon
Starb ſchöner nicht an ſeinem Traubenreſte:
In Wein erſtickte beim Sympoſion
Dich geſtern Uebermuth der trunk'nen Gäſte!

Und doch, nach einem Leben voller Glanz,
Nach ſüßem Tod als Grab — die Kehrichtgrube! ...
So bricht nach ſchillernd buntem Maskentanz
Der Nächte Heldin hin in ſchmutz'ger Stube!

So ſchleppt vom Throne man, aus vollem Prunk,
Auf nacktem Brett, gemordete Cäſaren!
So muß der Erde Sohn vom Göttertrunk
Als Büßer jäh in Sack und Aſche fahren! ...

Im Parke, den du ſchmückteſt lange Zeit,
Bei Blumen, deren Bunt du überboten
Mit Farben, wunderbar am eig'nen Kleid,
Iſt nicht die letzte Raſt gewährt dem Todten.

Der ſchlichte Zeiſig, den die Kinderſchaar
In grünem Särglein geſtern hat begraben
Beim Roſenbuſch, in Ehren höher war —
Er durfte Leichenzug und Kreuzlein haben.

Der Juno Vogel hier zur Grube geht
Dem Hündlein gleich — o traurig Schlußkapitel
Des Buchs, drauf: „Schein, nicht Sein“ als Motto ſteht,
Und: „Leeren Glanzes Eitelkeit“ als Titel.

„Der Kerl — hat Glück!“

Ich hatt' mich mühſam durchgewunden,
Vor mich gebracht ein redlich Stück;
Sie wußten, daß ich mich geſchunden,
Und ſagten doch: „Der Kerl — hat Glück!“

Karl F. A. Geerling,

geb. am 11. März 1836 zu Köln am Rhein, beſuchte die dortige Elementarſchule und Präparandenanſtalt, darauf das Schullehrerſeminar zu Kempen und wurde nach Abſolvirung deſſelben Lehrer in Köln, wo er jetzt an der höheren Töchterſchule thätig iſt.
Dichtungen: „Bunte Bilder“ (Ged.) 1869. — Außerdem „D. Metrik und Poetik“, 1882. — „D. Litt.-Geſchichte“, 1882. — Verſchiedene pädagogiſche und Jugendſchriften.

Die Spicherer Höhen.

Dort, wo die Saar das deutſche Land
Begrüßt mit leiſem Rauſchen,
Dort kann man heut' dem feſten Tritt
Der Bataillone lauſchen.
Der Morgen graut, der Nebel ſinkt,
Das Thal von tauſend Waffen blinkt —
Und blutrot ſteigt die Sonne.

Sie nahen ſich, die langen Reih'n,
Die Fahnen wehn im Winde.
Wer ſchreitet neben den Männern her?
Eine Mutter mit ihrem Kinde.
Die Trommel rollt, in Schritt und Tritt,
Das Kind im Arm, ſo geht ſie mit —
Und heißer brennt die Sonne.

Sie preßt den Knaben an die Bruſt,
Schaut thränend auf den Gatten;
Und Stunde kommt, und Stunde rinnt
Sie kennet kein Ermatten.
Schon mancher Mann, vom Durſt beſiegt,
Zum Tode matt im Graben liegt, —
Denn glühend brennt die Sonne.

Jetzt ſind der Spichrer Höh'n erreicht.
„Macht klar Euch zum Gefechte!"
Zum Kuß noch reicht das Kind ſie ihm
Drückt ſchluchzend ſeine Rechte.
„Hinauf zum Sturm!" Es blitzt und kracht.
Der Gatte fiel in heißer Schlacht —
Durch Wolken ſcheint die Sonne.

Habt ihr das irre Weib geſeh'n
Am Spichrer Berge ſitzen,
Mit ihrem Kinde feſt im Arm,
Als wollte ſie es ſchützen?
Der Abend graut, der Nebel fällt,
Ein Menſchenglück iſt hier zerſchellt. —
Und blutrot ſinkt die Sonne.

Die Schnitterin.

Mit leichtem Schritt zur Wieſe hin
Geht dort die ſchönſte Schnitterin;
O Blümchen, magſt dich hüten!
Die Senſe glüht im Morgenlicht,
Noch heller glüht ihr Angeſicht;
O Knabe, magſt dich hüten!

Und höher ſteigt der Sonne Strahl
Da ſchärfet ſie der Senſe Stahl;
  O Blümchen, kannſt mich dauern!
Das Faltenröcklein ſchürzt ſie jetzt,
Das naſſe Gras den Fuß ihr netzt
  O Knabe, kannſt mich dauern!

Als Dämmerung die Fluren deckt,
Da lag das Blümchen hingeſtreckt,
  Nebſt vielen, vielen andern.
Sie packt ſie in ein Bündel ein,
Schnürt auch des Knaben Ruh' hinein,
  Thät ſingend heimwärts wandern.

Auge, Herz und Mund.

Dein Auge gleicht dem Sterne
Es leuchtet, ach, ſo mild;
Ich ſchau' darin ſo gerne
Mein ſelig Spiegelbild.

Dein Herze gleicht der Sonne,
Drin brennt die Liebe hell;
Dein Mund iſt meine Wonne,
Komm, Mund, und küß' mich ſchnell.

Franz Gieſe

wurde geboren zu Münſter i. W. den 21. December 1845. Nach Abſolvirung des Gymnaſiums ſeiner Vaterſtadt ſtudirte er an der Königlichen Akademie daſelbſt von Herbſt 1864 ab Philologie und Geſchichte, wurde am 12. December 1868 zum Doktor der Philoſophie promovirt, und beſtand im Juni 1869 das Examen pro facultate docendi. Er war ſeitdem thätig als Lehrer an den Gymnaſien zu Münſter, Poſen (Marien-Gymnaſium), Paderborn, Emmerich, an welchem letzteren Orte er noch gegenwärtig wirkt.

Dichtungen und Schriften: „Franz Eſſink", ſin Liäwen un Driwen äs aolt Mönſterſk Kind, 1874. — „Gedichte", 1876. — „Mönſterſk Stilliäwen" (Plattdütſke Vertellſels), 1880. — „Mönſterſke Chronika ut ollen un nieen Tiden" (Plattd. Rimſels), 1885. — „Mönſterſks Platt in Vertellſels und Rimels", 1883. — „Pour le mérite" (Ged.), 1886.

An

Friedrich Wilhelm Weber,

den Dichter von „Dreizehnlinden",

zur Feier

der 25. Auflage ſeiner Dichtung.

Ein gutes Buch iſt eine gute That,
Die Früchte trägt durch ungezählte Jahre,
Von tauſendfachem Segen iſt's die Saat,
Aus ihm erblüht das Schöne, Gute, Wahre.
Wir fleh'n hernieder Segen auf das Haupt,
Das ſolchen Segens Fülle uns geſpendet,
Und Freuden, die uns nimmerdar geraubt,
Stets neu in unſ'rer Herzen Tiefe ſendet.

So ſei gegrüßt vor Allen, Dichtergreis,
Der Du von Dreizehnlinden uns geſungen,
Das Lied, dem da vor Tauſenden der Preis,
Das Aller Herzen freudig hält bezwungen,
Drin Sachſenkraft und Deutſche Treue lebt,
Des Chriſtenglaubens ſchönſte Blüthen ſprießen,
Drin Waldesrauſchen, drin der Zauber webt,
Den Deiner Weſer Thale rings umſchließen!

Wie herrlich hebt ſich Deines Elmar Haupt!
Wie ſeh'n wir Hildegunden hold erſtrahlen!
Das Kloſter, von der Linden Kranz umlaubt,
Wie weiß Dein Sang ſo traulich es zu malen!
Wie wurden ſie dem Herzen lieb und werth,
Der Mönche ernſt erhabene Geſtalten,
Die voll der Liebe, ſo der Heiland lehrt,
Des heil'gen Amts in freud'gem Eifer walten!

Wie iſt Dein Sang der Weisheit gold'nes Buch,
Wie lehrſt Du treu der Menſchheit höchſte Lehren!
Die Frucht, ſo Dir der Baum des Lebens trug,
Wie willſt Du gern uns allen ſie gewähren!
Du ſingſt, ein Greis, des Greiſes ernſtes Wort,
Doch mit der Jugend Feuer iſt's geſungen,
Und iſt zu allen Tagen fort und fort
In Greiſes Herz, in Jünglings Bruſt gedrungen!

Den Lohn, der oft dem Guten ward verſagt,
Dein Lied hat reichſter Fülle ihn gefunden,
Hoch auf des Ruhmes lichten Höhen ragt
Dein Bild, vom Schmuck des Lorbeers reich umwunden!

Doch nicht von Stolz ward drum Dein Herz geſchwellt,
Beſcheid'ner Demuth Stätte wollt' es bleiben,
Ob Dich ſie ſucht, doch ſuchſt nicht Du die Welt,
Feind jedem lauten, jedem eitlen Treiben!

Doch gerne drückſt Du eines Freundes Hand,
Dem aus dem Herzen treu die Worte fließen,
Und ſtark und ew'ger Dauer iſt das Band,
Das Dich und Deutſche Herzen muß umſchließen.
Zum Jubelfeſt, Das Deinem Lied erblüht,
Nimm freundlich denn der Treuen Gruß entgegen,
Er ſagt nicht viel, er ſagt nur: Gott behüt'
Dein Lied und Dich auf allen Euren Wegen!

Ferdinand Freiligrath.

Ein Andrer oft, doch gleich Dir immerdar —
Haſt Du's nicht ſelber einſt von Dir geſungen?
So reichen Wechſels iſt kein Lied erklungen
Von all' der Deutſchen Dichter ſtolzer Schaar!

Was fernes Land und fernes Meer gebar,
Wie ſchilderſt Du's mit hochberedten Zungen,
Doch tief in's Herz auch iſt Dein Blick gedrungen
Dem Volk, dem Lande, das Dein eigen war!

Du ſingſt den Haß, den Zorn, die Lieb', den Frieden,
Stehſt über und im Hader der Partei'n,
Weißt Deine, weißt vergang'ne Zeit zu malen,

Kein Ton, kein Fühlen, das Dir nicht beſchieden,
Als eig'nes führſt der Fremde Lied Du ein,
Ein Brennpunkt Du von Deutſchen Geiſtes Strahlen!

Emanuel Geibel.

Wohl reicht Alldeutſchland freudig Dir den Kranz,
Wenn's gilt, den Adel jener Form zu preiſen,
Darin im Wechſelſpiel von hundert Weiſen
Dein Lied erblüht zu der Vollendung Glanz!

Doch tönt Dein Lob ſo einig nicht und ganz,
Gilt's des Gedankens, der Empfindung Kreiſen,
Ja, Tadel hört' ich, lauten ſo wie leiſen:
Du ſeiſt nur Du in holder Rhythmen Tanz!

Doch freudig biet' ich ſolchem Urtheil Fehde:
Nicht nur der Schönheit, auch der Wahrheit Quell
Und hoher Weisheit iſt mir all Dein Singen!

Und eigen — dünkt mich — quillt doch dem die Rede,
Der damals ſelber recht geſchaut und hell,
Als Wahn, Verblendung rings die Welt umfingen!

Der alte Poſtillon.

Das iſt der alte Poſtillon,
Der dort mit der rothen Naſen,
Der an die vierzig Jahre nun ſchon
Das Horn ſo trefflich geblaſen.
Er blies es im Lenz und zur Sommerzeit,
Wenn bunt ſich färbte des Herbſtes Kleid,
Wenn fußhoch lag der Winterſchnee,
Und die rothe Naſe, o weh, o weh,
Ja, ja, die rothe Naſen,
Die hat er ſich richtig erblaſen!

Sechs Meilen hin, ſechs Meilen her,
Durch ſieben Dörfer gekommen,
„Friſch, Schwager, ſonſt hält's mit dem Blaſen ſchwer,
Einen wackern Trunk euch genommen!
„Schier dreißig Jahre biſt du alt"
Wie hat's ſo hell über Feld geſchallt!
„Ihr blaſt wohl auch andere Stückchen, he?"
Und die rothe Naſe, o weh, o weh,
Ja, ja, die rothe Naſen,
Die hat er ſich richtig erblaſen!

„Ein Silberſtückchen? — Den beſten Dank!
Verſteht ſich, als Trinkgeld gegeben!
Da laß ich den Herrn friſch, fröhlich und frank
Im beſten Branntewein leben!
„Es zogen drei Burſchen wohl über den Rhein" —
Zum erſten, zum zweiten, zum dritten ſchenkt ein!

Der guten Dinge ſind drei, juchhe!“
Und die rothe Naſe, o weh, o weh,
Ja, ja, die rothe Naſen,
Die hat er ſich richtig erblaſen!

„Wie war das Gretchen ein herziges Ding,
Und hörte ſo gerne das Blaſen,
Noch einmal ſo gut „Mein Schätzelein“ ging,
Wenn Gretchen gelugt auf die Straßen.
Und wie es gekommen, und wie es geſchehn —
Tagtäglich mußten wir beiden uns ſehn,
Da keifte die Mutter, o weh, o weh,
„Einem Trinker geb' ich mein Kind nicht zur Eh'!“
Ja, ja, eine rothe Naſen, —
Kein Gretchen hab' ich mir erblaſen!“

„Ein alter, einſamer Herbſtgeſell!
Was kann es da Großes verſchlagen?
So lang' ich blaſe mein Hörnchen hell,
Soll auch der Trunk mir behagen!
So glühe ſtets rother in roſigem Schein,
Was kann da denn ſein, was kann da denn ſein?
Und legt ihr in's Grab mich dereinſt, ſo ſteh'
Auf dem Steine: „Hier ruht er, o weh, o weh,
Der nur eine rothe Naſen,
Sonſt nichts, ſich im Leben erblaſen!““

Hermann Grieben,

geb. am 8. Februar 1822 zu Cöslin in Pommern, ſtudirte von 1841—45 in Breslau Theologie, Philoſophie und Geſchichte, promovirte zum Doktor der Philoſophie und wirkte dann von 1846 an zwei Jahre lang als Hauslehrer zu Laskowitz in Weſtpreußen. Seit dem Jahre 1848 hat er ſich ausſchließlich journaliſtiſcher Thätigkeit zugewandt; er redigirte ſeit 1850 die „Oſtſee-Zeitung" in Stettin, ſeit 1852 die „Lübeckiſche Zeitung" in Lübeck, gründete 1853 in Stettin die „Pommerſche Zeitung" und übernahm endlich 1859 die Redaktion der „Kölniſchen Zeitung", die er noch heute führt.

Dichtungen. „Lieder eines Studenten," 1843. — „Bußpſalmen" (Son.), 1846. — „Liebfraue" (Ged.), 1854. — „Norddeutſche Frühlingsterzinen", 1859. — „Zwei Tage an der Ahr" (Lyr.-ep. Reiſeſcherz), 1868. — „Zeitſtimmen" (Ged.), 1870. — Rheiniſche Wanderlieder", 1871. — „Gott grüß' die Kunſt!" (Buchdruckerlieder), 1874. — „Geſammelte Gedichte", 1875. — Außerdem Luſtſpiele, Studien u. ſ. w.

Der Kaiſerſtern.

(Mel.: „Dort, wo der alte Rhein ꝛc.")

Und wieder iſt der Stern uns aufgegangen,
Der ja mit jedem Frühling uns erſcheint;
Im Frühling wenn die erſten Lerchen ſangen,
Hat dieſer Tag uns feſtlich ſtets vereint.
:,: Wir ſchau'n ſo gern auf zu dem fern
Am Himmel glüh'nden Stern
Des allgeliebten Kaiſerherrn. :,:

Wo droben in dem ew'gen Gang der Sphären
Am Firmament die „Friedrichsehre“ glänzt,
Sehn Wilhelms Stern wir hell ſich auch verklären,
Der dieſen Tag mit gold'nem Lichte kränzt.
:,: Das iſt, o ſeht! — der Paraklet,
Der Stern im Volksgebet,
Der hoch zu unſern Häupten ſteht. :,:

Ihr Männer all' im ganzen Vaterlande,
Zu jenem lichten Sterne ſchaut empor!
Ihn ſetzte Gott zum heil'gen Unterpfande,
Daß Deutſchland blühen ſoll wie nie zuvor.
:,: Wenn im Verein wir alle rein
Ihm unſre Seele weih'n,
Muß auch das deutſche Reich gedeih'n. :,:

Du Völkerhirt und Hort der deutſchen Ehre,
Du unſer Kaiſer Wilhelm, ſei gegrüßt!
O, daß der Tag Dir oft noch wiederkehre,
Der Deines Lebens Abend hold verſüßt!
:,: Dein Stern erhellt die deutſche Welt
Und iſt am Himmelszelt
Der „Friedrichsehre“ beigeſellt. :,:

Dies Zeichen, das vor achtundachtzig Jahren
Zum erſten Mal erſtrahlte über Dir,
O mög' es lange noch Dein Leben wahren!
Das fleh'n vom Höchſten und erbitten wir.
:,: O Gott, ſo ſei's! Der ſchönſte Preis
Für unſern Kaiſergreis
Iſt höchſten Alters Edelweiß. :,:

Heimweh.

Weinend muß den Blick ich ſenken,
Durch die tiefſte Seele geht
Mir ein ſüßes Deingedenken
Wie ein ſtilles Nachtgebet.

Lenau.

Draußen fährt der grüne Mai
Mit Muſik und Fahnenſchwenken;
Luſtig geht der Zug vorbei, —
„Weinend muß den Blick ich ſenken.“

Ach wie kommt's, daß plötzlich trübe
Mir das Aug' in Thränen ſteht
Und das Heimweh nach der Liebe
„Durch die tiefſte Seele geht?“

Vielgeliebtes Frauenbild,
Kannſt denn du mein Herz noch lenken?
Ja, ich fühl's, von Innen quillt
„Mir ein ſüßes Deingedenken.“

Dein gedenk' ich, doch zum Wähnen
Und zum Hoffen viel zu ſpät;
Lied und Liebe ſchwimmt in Thränen
„Wie ein ſtilles Nachtgebet.“

Verzicht.

Lebt wohl, ihr ſchönen Bilder!
Fahr hin, du ſchöne Zeit!
Mein Schmerz wird immer milder,
Nun ihr mir ferne ſeid.
Ich möchte ſelbſt mich ſchelten
Um meinen ſtillen Gram;
Wem mag die Thräne gelten,
Die mir in's Auge kam?

Wohl gilt ſie dir, in Schmerzen
Hinabgeſunk'ne Zeit;
Wohl gilt ſie dir von Herzen,
Doch ohne Herzeleid;
Auch wenn ich dir entſage,
Gedenk' ich gerne dein;
Dies ſoll die letzte Klage,
Die letzte Thräne ſein.

Fahr' hin, du meiner Seele
Verhängnißvoller Wahn!
Ob auch dein Bild mir fehle,
Still wall' ich meine Bahn;
Ich ſcheue den Kampf für's Gute
Im eig'nen Herzen nicht
Und führe mit feſtem Muthe
Mich ſelber in's Gericht.

Nur eins will ich behalten:
Der Liebe heiligen Geiſt;
Denn der wird nie veralten,
Wenn Alles auch zerreißt;

Ob nichts mir übrig bliebe,
Wie mir's auch gehen mag,
Dir folg' ich, Geiſt der Liebe,
Bis an den jüngſten Tag.

Fliederlied.

Ich habe dich lieb, du Süße,
In Luſt und auch in Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, vieltauſend Mal.
Geibel.

Was flüſtert in deinen Zweigen,
Du duftender Fliederbaum?
Die Blüthen nicken und neigen
Sich wie im Elfenreigen;
Mir wird dabei ſo eigen,
Als läg' ich im tiefſten Traum,
Als ſeien es meine Grüße,
Die flüſternd mich umwehn,
Als ſei's mein eig'nes Flehn:
„Ich hab dich lieb, du Süße!"

Wohl hab' ich's leiſe geſungen,
Als ich den Strauß mir brach;
Nun ſingt's mit tauſend Zungen
Der Fliederbaum mir nach,
Nun ſingen's die Nachtigallen
Auch ſchon im ſchattigen Thal:
Ich habe dich lieb vor Allen
„In Luſt und auch in Qual."

Und in die weite Runde
Klingt immer weiter das Lied,
Von Munde geht's zu Munde
Und allen bringt's die Kunde,
Die ich in ſtiller Stunde
Dem Fliederbaum verrieth;
Und Alle plaudern das ſüße
Geheimniß weiter aus,
Den Spruch vom Fliederſtrauß:
„Ich habe dich lieb und grüße!“

Doch nein! Noch iſt's verſchwiegen,
Noch weiß es kein Menſchenkind,
Die Blüthen neigen und wiegen
Sich ſtumm im Abendwind.
Mir aber ward zum Traume
Des Herzens ſüße Qual;
Ich grüß' unterm Fliederbaume
„Dich tauſend, vieltauſend Mal!“

Walporzheim.

Beim heiligen Peter in Walporzheim,
Im ſchattigen Garten bei Dahm,
Da war's, wo ſo manch ein luſtiger Reim
Vom Wein in die Seele mir kam.
Der Heilige führt die Schlüſſel wohl
Zum beſten Keller des Thals;
Drum ward er auch allen zum Weinſymbol,
Zum magiſch elektromagnetiſchen Pol,
Zum Schutzpatron des Pokals.

Bei Walporzheim am Gehänge der Schlucht —
Gott ſegne das heurige Jahr! —
Da wächſt St. Peters köſtliche Frucht,
Die feurigſte Traube der Ahr.
Und Jeder, der munter das Thal durchwallt,
Kehrt gern bei dem Heiligen ein;
Der ſchenkt ihm in unverfälſchter Geſtalt
Die würzige Labe für Jung und Alt,
Den dunkelrothen Wein.

Der Aßmannshäuſer am Rhein, fürwahr,
Iſt köſtliches Traubenblut,
Doch auch an dem Ufer der rauſchenden Ahr
Der Walporzheimer iſt gut.
Drum kommt und ſchauet, ihr Pilger am Rhein,
Dies traubengeſegnete Thal!
Kehrt hübſch beim heiligen Petrus ein
Und koſtet von ſeinem feurigen Wein
Im Walporzheimer Pokal!

Heinrich Gröteken,

geb. am 31. Juli 1836 zu Werden a/Ruhr, ſtudierte 1852—58 zu Münſter in Weſtf., wurde 1859 in Köln zum Prieſter geweiht, ſeit 1873 Pfarrer zu Uckerath im Siegkreiſe; veröffentlichte 1880 „Die Heilslehre der kath. Kirche, vollſtändig für das chriſtl. Volk dargeſtellt." Freiburg bei Herder.

Verfaſſer folgender poetiſcher Werke: „Der hl. Engelbert von Köln", Schauſpiel in 4 Akten. Köln bei Theiſſing, 1880. — „Des Siegers Einzug", Dramat. Spiel für die hl. Weihnachtszeit. Aachen bei Jacobi 1883. — „Violus". — „Zwinger, der Vogt", zwei kleine Luſtſpiele. Aachen bei Jacobi 1885.

Wahrheit über alles.

Ernſt im Sitzungsſaale ſaßen
Einſt zu Duma in der Stadt
All' die Väter und ermaßen,
Wie ſo ſchwer die frevle That,
Und erwogen, wie zu rächen
Jenes Wort, das auszuſprechen
Kürzlich einer ſich vermaß.

Wer's gethan, will ich nicht ſagen;
Denn, wen man auch ſchuldig fund,
Oeffentlich ihn anzuklagen,
Wag' ich niemals ohne Grund.
Doch — er hatt' ſich ſchwer vergangen;
Denn er hatt' ſich unterfangen,
Alle ſie zu ſchelten — dumm!

Und nachdem ſie ſich beſonnen,
Hub der Obmann an und ſprach:
„Klar iſt, wie ein Strahl der Sonnen,
Hell iſt, wie der lichte Tag:
Was der Frevler auch geſprochen,
Dennoch hat er nichts verbrochen,
Wenn ſein Wort erweislich wahr.“

„„Ja, wenn's wahr iſt““, riefen alle,
„„Dann iſt er der Schulden baar;
Doch wer ſagt in dieſem Falle,
Ob ſein Wort auch wirklich wahr?
Jeder kennet ſein Gewiſſen;
Keiner wird's drum beſſer wiſſen,
Als wir ſelber; — das iſt klar.

Drum laßt uns es ſelbſt entſcheiden;
Reicht die weißen Zettel rund,
Und, um Irrthum zu vermeiden,
Macht die Loſungswörtchen kund:
Ja und nein ſoll alles ſchlichten;
„Nein“ heißt, er ſprach recht mit nichten,
Aber „ja“ heißt, — wir ſind dumm.““

Und ſie ſchrieben. Unterdeſſen
Ward die Stille tief und groß;
Denn es galt jetzt zu ermeſſen,
Nicht nach Gunſt und Zufalls Loos,
Sondern nach dem ſtrengen Rechte,
Ob man ihn als Frevler ächte,
Oder ſprech' von Sünden los.

Endlich ſind ſie fertig, endlich.
Jeder ſchrieb mit feſter Hand.
Und der Obmann lieſt verſtändlich
Jedes Urtheil, wie's da ſtand.
Vierundzwanzig Väter ſchrieben,
Keiner war zurückgeblieben,
Jeder ſchrieb ein kräftig „Ja"!

Da, wie oft mit einem Male
Sturmfluth durch die Deiche ſauſt,
So im ernſten Sitzungsſaale
Lauter Jubelruf erbrauſt,
Weil ſie ſich ſo einig fanden
Und ſo treu zur Wahrheit ſtanden. —
Und ſie gingen ſtolz nach Haus.

Prinz Carneval.

Ich höre Schellen läuten —
Was hat das zu bedeuten? —
Mir dreht's den Kopf im Nu.
Da kommt wer angeritten;
Welch ſeltſamliche Sitten! —
Und ich — ich lauf' ihm zu.

Und Hunderttauſend laufen
Mit mir in hellen Haufen —
Er nickt, er lacht, er ſchellt;

Und wir — wir nicken, lachen,
Wir ſchellen und wir machen
Heut eine andre Welt:

Die Schneider ſind Miniſter,
Studenten ſind Philiſter,
Wir drehen alles um;
Und jeder ſieht im andern
Der Menſchen Thorheit wandern
Und lacht ſich drob halb krumm.

Doch ſieh, du Schelm! Potz Velten,
Dich werd' ich tüchtig ſchelten,
Du biſt ja ich fürwahr! —
Was? — hätte in der Welt ich
So närriſch je geſtellt mich? —
Nun wird mir vieles klar.

Doch wie wir ſo recht heiter,
Da grüßet und will weiter
Der Held mit einem Mal.
O bleib' doch, lieber Reiter,
Wir ſind ſchon viel geſcheidter —
Hoch leb' Prinz Carneval!

Marie Grundschöttel

wurde am 20. Juni 1832 zu Koblenz als die Tochter des damaligen Staats-Procurators G. geboren, der als Geheimer Justiz-Rath in Paderborn starb. Nach dessen Tode ging sie nach London, um zunächst der englischen Sprache und ein Jahr später nach Brüssel, um der französischen Sprache völlig mächtig zu werden. Nach Vollendung ihres wissenschaftlichen Lehrerinnen-Examens in Düsseldorf weilte sie zwei Jahre in Deutschland, worauf sie ein Wanderleben antrat, das sie nach Italien, Istrien und Illyrien, der Insel Wight, nach Toskana und zuletzt nach Rom führte. Nach ihrer Heimkehr widmete sie sich in Wiesbaden dem Studium der Kunst, weilte zu dessen Förderung auch in Düsseldorf und Berlin, absolvirte ihr Examen an der Akademie der Künste in Berlin. Lebt jetzt als Zeichenlehrerin an der städtischen höheren Töchterschule in Köln angestellt.

Dichtungen: „Diesseits und jenseits der Alpen (En. Sg. und Lr.), 1874.

„Trotz Wind und Wellen."

Ost-Friesische Sage.

I. Der Schiffsbau.

Auf grüner Nordsee-Insel, nicht weit vom Friesenstrand,
War als der reichste Rheder der alte Gehrd bekannt.

Es zogen seine Schiffe weithin nach Süd und Nord,
Und schwellten seinen Hochmuth in Haltung, Gang und Wort.

Einst sprach er trotz'gen Muthes: „Mir bangt vor keiner Fluth;
Ich frag' nach keinem Sturme, wenn nur mein Schiff ist gut.

Ich fahr' zum Baas nach Emden; der baut vom ſtärkſten Holz
Mir eins, ſo feſt wie Eiſen, zu meines Alters Stolz."

Es hat der Baas von Emden ſein Werk gar wohl gethan;
Bewundernd ſchaut ein Jeder das ſtolze Fahrzeug an.

Befriedigt holt der Alte die ſchwere Truh herbei,
Darin die goldnen Gülden ſich drängten Reih an Reih.

So ſchwer war ſie gefüllet, daß ſie im Tragen brach,
Und eh man ſie geöffnet, das Gold am Boden lag.

„O weh! ein böſes Zeichen!" — ruft bang das Volk umher,
Doch ſpottend lacht der Alte: „„Das Unglück wiegt nicht ſchwer!""

Er zahlt in blanken Reihen die hohe Summe aus
Und kehrt mit ſtolzen Plänen dann heim in's feſte Haus.

II. Die Schiffstaufe.

Zum Stapellaufe fertig die ſchöne Brigg nun ſteht,
Vom Maſt die Wimpel wehen, vom Topp die Flagge weht.

Heut' iſt des Schiffes Taufe! Wie ſoll ſein Name ſein?
„Nun, Gehrd, gieb' einen guten; wir weih'n ihn feſtlich ein."

„„Wohlan! „Trotz Wind und Wellen"! ſo nenn' ich dich, mein Schiff;
Sei ſiegreich ſtets im Sturme! dir droh' nicht Sand noch Riff!"" —

„Das heißet Gott verſuchen, du übermüth'ger Mann,
Nimm eines Heil'gen Namen, der dich beſchützen kann!"

„„Wie?" ruft der Alte trotzig, „„brauch' keinen Schutzpatron;
Ich ſprech' mit dieſem Namen all eurem Bangen Hohn.

Die ſchönſte Jungfrau ſchlage am Bug den Krug entzwei,
Auf daß mit edlem Weine getauft das Fahrzeug ſei!""

Und wie er es geboten — alſo es nun geſchah;
Gar Mancher dieſe Taufe mit banger Ahnung ſah.

Sie ſchütteln All' die Köpfe ob ſolchem kecken Muth,
Indeß hinab vom Stapel das Schiff rauſcht in die Fluth.

III. Das zweite Geſicht.

Im Haus des reichen Mannes da ruht ſein einz'ger Sohn,
Ein Jüngling, blond von Locken, der Kindheit kaum entflohn.

Es lächelt nicht im Traume das ſchöne Angeſicht,
Ein fieberhaftes Bangen aus jeder Regung ſpricht. —

Er träumt, in ſeiner Kammer da ſteh' ein offner Sarg,
Der einen ſchönen Jüngling mit goldnen Locken barg.

Wie ſah er ihm ſo ähnlich! Wie ward er ihm ſo lieb, —
„Ach! eh ſie dich begraben, mir eine Locke gieb!"

Er faßt im Traum ein Meſſer und hat vom jungen Haupt
Die allerſchönſte Locke mit raſcher Hand geraubt. —

Er hielt ſie noch in Händen, als Morgens er erwacht;
Er hat ſie abgeſchnitten vom eignen Haar bei Nacht.

Da weiß er, er muß ſterben! Das war ein Traumgeſicht,
Das dem, der es erlebte, vom frühen Tode ſpricht.

IV. Die Ausfahrt.

Zur erſten Fahrt gerüſtet das Schiff des Alten liegt,
Mit windgeſchwellten Segeln auf blauer Fluth ſich wiegt.

Da tritt der Gehrd zum Sohne: „Nun mach' dich auf zur Fahrt!
Du ſollſt das Glück mir bringen; mein Schiff iſt wohl bewahrt!“

„„O Vater!“ rufet Hilmar, „„laß mich! mir droht der Tod,
Ich bring' dem Schiff und Allen nur Unheil, Sturm und Noth!““

„Du denkſt an deine Träume?“ der Alte höhnend ſpricht;
„Weißt doch, dein Vater fraget nach ſolcher Thorheit nicht!

Du ſollſt mir heut' gehorchen, nur ſo wirſt du bekehrt;
Es trotzet Wind und Wellen das Schiff des reichen Gehrd.“

Er bleibt bei allen Bitten des Sohnes ungerührt,
Die Hand, ſo feſt wie Eiſen, ihn hin zum Schiffe führt.

V. „Trotz Wind und Wellen."

Verſchwnnden längſt dem Blicke liegt ſchon das Heimathland,
Nach ſüdlichen Geſtaden hat ſich der Kiel gewandt.

Da hebt der Sturm die Flügel, da brauſt ſo hohl das Meer,
Da ſchwankt auf Wellenbergen das ſchöne Schiff einher.

Es gilt ein wildes Ringen auf Leben und auf Tod,
Der aus den Waſſergrüften der kühnen Mannſchaft droht.

Und ſchwarz die Wolken hangen verſchleiernd tief herab,
Als wollten ſie verhüllen das giſchtumſprühte Grab.

Da plötzlich wankt das Fahrzeug; ein Stoß, ein wilder Schrei!
„Ein Riff!" „Ein Leck!" — „Wo iſt es?" — ſo ſtürmen ſie herbei.

Und Regen-, Waſſerfluthen, die brauſen auf's Verdeck,
Es quillt die Flut nach Innen gewaltig durch das Leck.

Da hilft kein Menſchenmühen; verloren iſt das Schiff;
Es brach ſein Glück in Trümmer am ſchwarzen Felſenriff. —

„Die Boote löſt! und rette, wer ſich noch retten kann!
Komm, Hilmar! — — Wo iſt Hilmar? — — mein Sohn, nun ſei ein Mann!"

In der Kajüte finden ſie Hilmar auf den Knien,
Doch kann der Männer keiner ihn mit nach oben ziehn!

„„Ich war's, der Euch verdorben!“ der ſchöne Jüngling ſpricht,
Mich fordert nun das Schickſal, und Euch begehrt es nicht!““

Und ob der Vater bittet nun auch verzweifelnd ihn,
Er bleibt, bis ſie den Alten in's Boot gewaltſam ziehn.

Sie ſtoßen ab vom Schiffe; — der Knabe ſieht's mit Schmerz; —
Da wogt die Luſt zum Leben noch einmal durch ſein Herz.

Es ſinkt die Brigg! — da breitet er weit die Arme aus:
„„O nehmt mich mit zur Mutter! ſie weint nach mir zu Haus!““

Erſchüttert hört's der Vater: „O rettet mir mein Kind!
Zurück, zurück zum Schiffe, ob dräuen Wog' und Wind!“ — — —

Jetzt rauſchen Wellenberge, mit Schaum gekrönt, heran,
Da iſt es um das Fahrzeug und um den Sohn gethan!

Begraben liegen Beide auf tiefem Meeresgrund,
Und weder Wind noch Welle thut jenen Friedhof kund.

VI. Der arme Gehrd.

Einſam auf ſeiner Inſel der arme Reiche lebt,
Ein Mann, der nichts mehr wünſchet, nichts hoffend mehr erſtrebt;

In deſſen alte Tage kein Sonnenſtrahl mehr fällt,
Für den das Gold nicht Klang hat und keinen Reiz die Welt. —

Es ruht ſein ſchöner Knabe auf tiefem Meeresgrund, —
Als es die Mutter hörte, brach ihr das Herz zur Stund.

Nicht mehr auf ſtolzem Schiffe zog Gehrd auf's Meer hinaus,
Er ſaß in finſtrem Brüten daheim im öden Haus.

Oft ſtarrt er in die Weite als wie ein Bild von Stein;
Es fällt kein Licht von oben in ſeine Nacht hinein;

Und ſcheu die Menſchen meiden den ſtummen, finſtren Mann, —
Wie eine Wetterwolke, die Unheil bringen kann.

Und ſeh'n ſie, wie ſein Antlitz ſo tief der Gram verzehrt,
So ſprechen ſie voll Mitleid: „Das iſt der arme Gehrd.“

Doch wenn der Sturm erwachet, die dunklen Flügel hebt,
Dann horcht hinaus der Alte, das graue Haupt er hebt,

Und hört er, daß da draußen ein Schiff in großer Noth,
Dann kann ihn Niemand halten, und ging es in den Tod!

Er zieht als kühnſter Lootſe in's tobende Gebraus,
In ſtarkem Rettungsboote oft ganz allein hinaus.

Wo er ein armes Leben der See entreißen kann,
Da ſetzt, den Tod verachtend, er kühn das Leben dran.

Ihn aber, der ihn ſuchet in bittrer Herzensnoth, —
Den Armen und Verlaſſnen, — nur ihn verſchont der Tod!

Julius vom Hag

ist das Pseudonym eines Dichters, der 1842 im Oberhessischen geboren ist. In jugendlichem Alter mit Eltern und Geschwistern im Saarbrücker Land naturalisirt, gehört vom Hag seit ungefähr drei Jahrzehnten der Rheinprovinz an.

Oben und Unten.

Die dunkle Tiefe birgt das lichte Erz,
Um lichte Höh'n oft schwebt die düstre Wolke . . .
Sein Glück erzählt das Bräutlein aus dem Volke —
Im Gram des Schweigens bricht der Fürstin Herz.

Sanft schläft der Flüchtling, nur von Gott bewacht,
Auf nacktem Boden ein an fremder Stätte —
Dem Cäsar träumt auf seinem Daunenbette,
Der eigne Wächter mord' ihn in der Nacht.

Dem Armen, den ein Edler liebgewann,
Ihm mundet süß der Freundschaft Trostesbecher —
Der Krösus fragt, still musternd seine Zecher:
„Wer ist dein Freund, du armer reicher Mann? . . ."

Der Argwohn frißt am Leben, wie der Schmerz,
Er trübt den Muth wie niedrer Sorgen Wolke.
Du möchtest glauben lernen? . . . Geh zum Volke,
Die dunkle Tiefe birgt das lichte Erz!

Das Gebetbuch.

(Autoriſirte metriſche Umdichtung des „Miſſel“ von Sully Prudhomme.)

In einem Andachtsbuch, gedruckt, da König Franz
Mit Karl dem Fünften rang in blut'gem Waffentanz,
In einem alten Buch, gar kunſtvoll eingebunden
In Pergament und Gold, mit zierlichem Beſchlage,
Mit Wappen abgenutzt im Dienſte frommer Stunden,
Hab ich in Blättern gelb vom Roſt der Tage,
Die welke Blume hier gefunden.

Daß ſie gar alt ſchon, zeigt der tiefe Abdruck mir,
Den ſie, mit Saft getränkt, zurückließ im Papier:
Dreihundert Jahr wohl ſind verſtrichen, ſeit ſie lebte;
Und doch verlor ſie nichts im langen Lauf der Dinge
Als etwas Blüthenſtaub, der loſ' am Pollen klebte
Und den hinweggeſtreift vielleicht des Falters Schwinge,
Der gaukelnd einſt vorüberſchwebte.

In ihrem Kelche fehlt kein Fädchen noch ſo fein,
In ihrer Krone fehlt kein winzig Fäſerlein,
Das Buch iſt noch geſchwellt da, wo mit andern Zähren
Ihr letzter Morgenthau als leichter Dunſt verflogen . . .
Der Tod hat nur geküßt, er wollt' dem Moder wehren,
Hat ſchonend nur den Schmelz der Farben weggeſogen,
Der Blume Leib nicht zu verheeren . . .

Langſam aus dieſes Buchs geheimnißvoller Gruft
Steigt, der Erinn'rung gleich, ein wehmuthvoller Duft:
Das myſtiſche Arom der Käſtlein lang verſchloſſen . . .
Durchweht von Lieb und Leid, die ſie gefangen hielten,
Erzählt ihr ſtummer Hauch von Tagen längſt verfloſſen,
Da warme Lüfte keck mit rothen Roſen ſpielten,
Die eben friſch dem Lenz entſproſſen.

Ein zitternd Herz vielleicht in dunklen Nächten ſchwebt
Als Flamme um dies Buch, das es zu öffnen ſtrebt,
Neu hoffend Tag für Tag, daß Gott Erlöſung ſende,
Daß bei der Glocken Klang in ſeinem Heiligthume
Doch endlich eine Hand die rechte Seite wende
Und es erfahre, ach, was übrig von der Blume,
Einſt ſeiner Liebe fromme Spende.

Nun wohl, wer du auch ſeiſt: ob Ritter ſtahlbewehrt,
Der gen Pavia zog und nicht zurückgekehrt,
Ob Page ſanft und ſcheu, von reiner Glut beweget,
Der in ein ſtill Gebet ſein hold Geſtändniß bannte —
In Frieden magſt du ruh'n! Die Blume hier geheget
Einſt unter Augen, die kein Jetztlebend'ger kannte,
Liegt noch, wo du ſie hingelegt.

Guſtav Hartwig,

Pſeudonym für Guſtav Hirſch, zu Kreuznach geboren, beſuchte daſelbſt das Gymnaſium und widmete ſich ſpäter dem Kaufmannsſtande. In dieſer Stellung lebt er abwechſelnd in England und in ſeiner deutſchen Heimathſtadt Mainz.
Dichtungen: „Erlebtes — Erdachtes" (Ged.), 1877.

Johannisnacht.

(Nach einer engliſchen Sage.)

Im Dorf iſt's todtenſtill, nur aus dem Munde
Der Thurmuhr dröhnen Schläge, dumpf und ſchwer,
Sie künden durch die Nacht die elfte Stunde
Und dann herrſcht wieder Schweigen ringsumher.

Durch ſtille Gaſſen ſchleicht ein Mann zur Pforte
Der Kirche, die des Mondes bleicher Strahl
Mit Glanz umgießt; er naht dem heil'gen Orte
Mit ſcheuem Tritt, er ſchreitet zum Portal.

Er ſpäht ringsum nach einer ſichern Stelle,
Als führe Diebſtahl er und Raub im Sinn,
Und kauert ſich, wohin des Mondes Helle
Zu dringen nicht vermag, ins Dunkel hin.

In der Johannisnacht, ſo geht die Sage,
Zieht durch die Kirche eine Geiſterſchar,
Und wer dort harrt beim zwölften Glockenſchlage,
Dem wird die dunkle Zukunft offenbar.

Er ſieht Geſtalten durch die Lüfte wallen,
Im Geiſterſchwarm an ihm vorüber zieht
Der Schatten derer, die dem Tod verfallen;
Die ziehn zum Grabe, deren Bild er ſieht.

Auf dieſe Botſchaft harret hier der Arme,
Und zieht die todgeweihte Schar vorbei,
Dann hofft er, daß der Himmel ſich erbarme
Und ihm ſein eigner Tod verkündet ſei.

Denn nur der Tod vermag den Bann zu heben,
Der auf ihm laſtet, ſeit ihn Haß und Streit
Getrennt von der Gefährtin, der ſein Leben
Er einſt in Liebe am Altar geweiht.

Vom Thurme dröhnt's, die Mitternacht zu künden —
Er ſtarrt, entſetzt, mit vorgebeugtem Leib,
Vor Schrecken bleich, die Zukunft zu ergründen,
Er prallt zurück, ſein Auge ſieht — ſein Weib.

Sie harrte hier auf mitternächt'gem Gange,
Von gleichem Leid, von gleichem Wunſch erfüllt,
Daß Kunde von der Zukunft ſie erlange,
Zu ſehn, was die Johannisnacht enthüllt.

Ihr Blick fällt auf den Gatten, es entrollte
Vor ihrem Auge ſich der Zukunft Schooß,
Sie ſieht entſetzt, ob auch ihr Herz noch grollte,
Des einſt geliebten Mannes Todesloos.

Sie wankt zurück, es ſchwebt das Bild des Gatten,
Vor ihres Geiſtes Auge, ſtarr und blaß,
Und wie im Morgenlicht die dunkeln Schatten
Der Nacht entweichen, ſchwanden Zorn und Haß.

Auch in des Gatten Bruſt begann's zu tagen,
Er denkt des Weibs, das bald im Grabe ruht,
Er fühlt ſein Herz in ſchnellern Pulſen ſchlagen,
Und neu entbrennt erloſch'ner Liebe Gluth.

So knüpften ſich auf's neu die alten Bande,
Die Liebe fand bei ihnen einen Herd,
Gleichwie zu dem geliebten Vaterlande
Der Flüchtling heim aus der Verbannung kehrt.

Des Glückes Sonne ſtrahlte hell dem Paare,
Seit die erſtorbne Liebe neu erwacht,
Die Wochen wurden Monde, dann zum Jahre,
Der Sommer kam, mit ihm Johannisnacht.

Ringsum iſt's ſtill, die Kirche glänzt im Strahle
Des Mondes, der wie Glorienſchein umzieht
Das fromme Paar, das betend am Portale,
Verſenkt in tiefe Andacht niederkniet:

„Gewähr', o Gott, daß unſ'res Glücks noch lange
Wir dankbar uns erfreu'n, bis ſich erfüllt
Dereinſt, was uns auf mitternächt'gem Gange
An dieſer heil'gen Stätte ward enthüllt." —

Friedrich van Hoffs,

geb. am 13. Juni 1843 in Geldern, Zögling des Collegium Augustinianum zu Gaesdonck bei Goch, ſtudirte klaſſiſche und germaniſtiſche Philologie in Münſter und Bonn und promovirte in Münſter 1866. Er unterrichtete an den Gymnaſien in Neuß, Düren, Eſſen, Emmerich und iſt jetzt Oberlehrer am Gymnaſium zu Trier.

Dichtungen: „Gedichte", 1883. — „Uebertragung Horaziſcher Oden und Satiren", 1885 und 1887. — „Paleſtriniſche Madrigale", 1887.

Der Drache von Geldern.

I.

Hört, was ſich zugetragen dereinſt im Gelderland,
Nicht weit vom alten Santen, wo Siegfrieds Wiege ſtand!
Es war vor tauſend Jahren; das iſt wohl lange her,
Und viel iſt anders worden, ſeitdem geſchehn die Mär.

Da deckte finſtre Waldung den rechten Bord der Niers;
Darinnen war das Lager des fürchterlichſten Thiers.
Ein Drache, Feuer ſpeiend, im Dickicht hauſte dort;
Der holte Vieh und Menſchen vom Feld zum Fraße fort.

Es glühten ſeine Augen bei Nacht karfunkelroth;
Der Odem quoll ihm qualmend aus ſchwarzen Rachens Schlot.
Mit Ziſchen und mit Schnauben fuhr er zum Raub herbei,
Und „Gelre, Gelre" gellte des Ungeheuers Schrei.

Unfern der Waldung wohnte von Pont der Burgherr werth.
Ein Paar beherzter Söhne war ihm von Gott beſcheert.
Herr Wichard und Herr Lupold, ſo nannte man die zween,
Die weihten ſich dem Wagniß, das Unthier zu beſteh'n.

Mit Spieß und Morgenſterne gewappnet ziehn ſie aus
Und dringen ſonder Grauen vorwärts in Waldes Graus.
Sieh, dort an lichter Stelle, vor einem Mispelſtrauch,
Da liegt der Wurm und ſonnet den vollgeſchlung'nen Bauch.

Er ſieht die Recken nahen, will richten ſich zum Sprung —
Da trifft ihn in die Weichen Herrn Wichards ſichrer Schwung.
Herr Lupold auch nicht ſäumet, ſtürmt mit dem Stern herbei
Und ſchmettert ſtracks dem Feinde das Schädelbein entzwei.

Da fuhr das letzte „Gelre" aus ſeinem ſchwarzen Schlund.
Die frohe Kunde eilte die Niers entlang zur Stund.
Es kam mit Dank und Jubel das Volk von nah und fern
Und kor die beiden Brüder zu ſeinen Landesherrn.

Und wo das Thier gehauſet, gerodet ward der Wald;
Im Niersgefild erhob ſich ein freundlich Städtchen bald;
Sein Name mahnet heute noch an des Drachen Schrei;
In goldnem Schilde führt es der Mispelblumen drei.

II.

Schon tauſend Jahre ſtehet und blühet Geldern fort,
Und nie ſeit tauſend Jahren hat ſich gezeiget dort
Von alter Art ein Drache. Doch jetzt*) dem Städtchen naht
Ein neues Ungeheuer alltäglich früh und ſpat.

*) Seit dem 12. September 1863, wo der Eiſenbahnhof eingeweiht wurde durch die Ankunft Sr. Majeſtät des Königs Wilhelm, welcher die hundertfünfzigjährige Gedächtnißfeier des Anſchluſſes Gelderns an Preußen mit Allerhöchſtſeiner Gegenwart beehrte.

Es glühen ſeine Augen bei Nacht karfunkelroth;
Der Odem quillt ihm qualmend aus ſchwarzen Rachens Schlot.
Mit Ziſchen und mit Schnauben fährt es im Sturm heran,
Und „Geldern“ ſchallt's vielſtimmig, „Geldern“ bei ſeinem Nah'n.

Doch friedlich, meiner Treue, iſt dieſes Ungethüm;
Es fürchten ſich die Weiber, die Kinder nicht vor ihm.
Es läßt ſich willig ſchirren vor vieler Wagen Troß,
Nach Nord und Süd ſich lenken, ein dampfend Rieſenroß.

Zweimal ward ihm bereitet hochfeſtlicher Empfang;
Von den beflaggten Thürmen ſcholl froher Glockenklang.
Mit Kränzen harrt die Menge — wie jedes Auge glänzt!
Da ſchnaubt heran der Drache — er ſelber reich bekränzt!

Das erſte Mal er brachte den König Wilhelm her,
Den theuren Landesvater; da ward gejubelt ſehr.
Wir ſchworen Wilhelm Treue, wie Seinem hohen Ahn
Vor hundertfünfzig Jahren die Ahnen das gethan.

Und in den jüngſten Tagen, da bracht' er heim die Schaar,
Die unter Wilhelms Banner ins Feld gezogen war.
Wie haben die gegerbet des welſchen Drachen Fell!
Wie zog ſo ſtolz der unſre ſie heimwärts windesſchnell!

Nun wünſchen wir von Herzen, er möge bringen doch,
Wie er den König brachte, ſo auch den Kaiſer noch,
Den deutſchen Kaiſer Wilhelm; das wär' ein Wonnetag!
Ob dieſen wohl der Himmel uns noch beſcheeren mag?

Karl Auguſt Hückinghaus

wurde am 29. September 1861 in Remſcheid geboren. Er abſolvirte die Realſchule ſeiner Vaterſtadt und widmete ſich dann, dem Wunſche ſeiner Eltern folgend, dem Kaufmannsſtande, in welchem Berufe er vom Februar 1878 bis September 1881 in Köln a/Rh. thätig war. Dann weilte er bis zum März des Jahres 1883 wieder in ſeiner Heimath und genügte darauf ſeiner Dienſtpflicht als Einjährig-Freiwilliger. Wieder in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit Privatſtudien.

Das Felſenmeer.

Welch' ein Anblick!
Felſen reiht ſich an Felſen,
Und dem Auge des Menſchen
Scheint es, als ſeien es
Mächt'ge, erſtarrte Wellen,
Als ſei ein wogendes,
Schäumendes, brauſendes Meer
Von des allmächtigen Bildners
Wuchtiger Hand
In Stein gehauen.
Und in dem Volke gehet die Sage,
Daß hier dereinſt eine See gebrandet
Vor Jahräonen,

Eine durch Zauberers Spruch
In Stein verwandelte —
Wilde, brauſende See . . .
Ach! wo einſt das raſtloſe Leben
Der Fluthen geſchäumt und gebraudet,
Wo ſie in neckendem, fröhlichem Spiel
Sich überſtürzten oder brauſten und rangen,
Titaniſcher Wuth voll,
Mit dem Geſtade in grauſigem Kriege,
Geführt durch den Sturmgott —
Dehnet ſich heute ein ſteinernes,
Graues, lebloſes Abbild . . .

Träumend ſteh ich, ſinne und grüble,
Und wie ich ſinne, dünkt mich, ich höre
Den alten Mahnruf
Der Zeit, der Hünin,
Die ewig geht und dennoch bleibt,
Daß Alles vergänglich
Und alles eitel . . .

Ja, auch an uns und unſer Fühlen
Und unſere Thaten
Mahnt nach einer winzigen Zahl
Winziger Jahre
Nur ſolch ein kaltes,
Farbloſes Abbild;
Und kalt und lieblos
Schreitet ein neues Geſchlecht
Auf unſern Gräbern,
Das nichts mehr weiß
Von unſerm Ringen
Und unſern Qualen;

Nur ein Gewaltiger noch,
Vielleicht ein Fürſt oder Weiſer,
Ragt aus dem Schutte
Vergangener Zeiten . . .

In banger Nacht.

Schwül war die Nacht;
An meinem Bett ſtand ein Dämon,
Der Dämon der Gedanken,
Und rang mit dem Schlaf, dem ſüßen,
Blondlockigen Knaben
Mit dem lieblichen Antlitz,
In dem die Augen Mitleid ſind,
Und Alles Liebe iſt.
Doch endlich ſiegte der Schlaf
Und ſtreute die Körner
Des ſüßen Mohns auf die wunden Lider.

Aber mein Schlaf war nicht Ruhen,
Die Augen der Seele wachten
Und ſahen ins All
Und ſchauten in ein bleiches,
Edles, wunderbar ſchönes Antlitz
Mit großen, blitzenden Augen
Und tief gemeißelten Zügen.
Und ich erkannte
Den Ewigen.

Auf ſeinem Antlitz malte
Sich bitterer Schmerz,
Um ſeinen Mund zuckte das Weh,
Aus den ſchönen, leuchtenden Augen
Fielen brennende Thränen,
Fielen zur Erde,
Und fielen auf mein Herz,
Mein bang klopfendes Menſchenherz,
Das vor Schmerz aufzuckte,
Wenn ein Tropfen brennend es traf.

Und er ſprach:
Ich rief dich, o Menſchenkind,
Rief dich zu Thaten, heiligen Thaten,
Und du gierſt nach Luſt,
Dein Sinn klebt am Irdiſchen,
Und meiner vergißt du.
Was wucherſt du nicht
Mit dem Pfund, von mir gegeben? —

Da fiel wieder ein Tropfen,
Ein glühender Tropfen aus ſeinen Augen
Auf mein armes Herz
Und brannte und ſengte,
Und laut ſchrie ich:
Ewiger Vater! . . .

Auffuhr ich vom Lager;
Durch das Fenſter blickte
Nieder auf mich der Mond,
So leuchtend und doch ſo weh
Wie das Auge des Ewigen,
Das ich erſchaute . . .

Nicht ertragen konnt' ich
Den bleichen Schimmer,
Und ſchluchzend barg ich
Mein heißes Haupt
In die Kiſſen.

Die Nacht.

Vor Jahräonen tagte ein langer Tag,
Nicht Schlaf und Ruhe kannte der arme Menſch,
Nicht Balſam legte, nicht Vergeſſen
Sich auf die ſchmerzende müde Seele.

Da rührt' des Schöpfers liebendes Herz die Noth,
Den ſchönſten Engel ſandt' er hinab zur Welt,
Zu bringen Ruh und ſüße Labung
Armen und leidenden Menſchenherzen.

So kam zur Erde einſt die holdſel'ge Nacht,
Die uns den ſüßen Trank des Vergeſſens reicht,
Aus bangem Bann die Seele löſt und
Trocknet der Armen und Müden Thränen.

Und während ſie die Palme des Friedens ſchwingt
Und heil'ge Stille träufelt in jedes Herz,
Erzählet ihr Genoß, der Traumgott,
Liebliche Märchen den Menſchenkindern.

Lenzjubel.

Jauchzend ſtürzen die Bäche zu Thal,
Die Bäume rauſchen,
Wie ein Lächeln über ein Antlitz
Gleiten Wolken weiß wie Schwäne
Ueber den Himmel,
Jubelnd ſingen die Lerchen:
Lenz iſt geboren!

Wie in Kanaan einſt
Der Heiland begrüßt ward,
Der Erlöſer der Menſchen,
So jubelt entgegen
Dem neuen, holdſeligen Heiland,
Dem ſüßen Erlöſer
Aus den froſtigen Ketten des Winters,
Die ganze Menſchheit,
Die Kranken und Müden
Und die Beladenen.
Und jauchzend klinget
Frohlockend der Ruf
Von Erde zu Himmel,
Und die Welten tönen:
Lenz iſt geboren!

An den Tod.

Du ſchreckſt mich nicht, gefürchteter König Tod,
Und muthig ſchau' ich dir in das Angeſicht,
Wenn einſt du naheſt mich zu löſen
Von allem irdiſchen Glück und Elend.

Doch ach! ich fürchte dich, wenn als Dieb du kommſt,
Der mitleidlos das herrlichſte Gut uns nimmt,
Das werth uns noch das Leben machte,
Köſtlich trotz all des empfundnen Jammers.

Des Reichen ſtolzes, ſchimmerndes Prunkgemach,
Des Armen kleines, dürftiges, elend Haus
Betrittſt du, keinen Einz'gen ſchonend,
Raubend das herrlichſte ihrer Güter.

Dem Mann vom Buſen reißt du das holde Weib,
Die gute Mutter nimmſt du dem armen Kind,
Kein Gott entringt dir je die Beute,
Die du mit eiſernem Arm umklammerſt.

Ich will nicht zagen, hebſt du den mächt'gen Arm,
Zu löſchen meines werthloſen Lebens Licht,
Doch fleh' ich heiß zu dir, Gewalt'ger,
Nimm nicht die Lieben von meinem Herzen.

Allerſeelen.

Raſtlos ſtürmt das Leben hin,
Ohne Zaum und Zügel,
Ueber Gräber geht die Fahrt,
Stille Todtenhügel.

Die Lebend'gen kümmern nicht,
Die dort unten ruhen
Und den ew'gen ſüßen Traum
Träumen in den Truhen.

Aber heut' das Leben hält
An der Friedhofspforte,
Und von ernſten Pilgern wogt's
An dem Ruheorte.

Hell auf jedem Grabe wird
Heut ein Licht entzündet,
Daß es mild „Wir denken Dein"
Einem Todten kündet.

Heute wird der Jagd nach Glück
Einmal Halt geboten,
Und die Seele ſinnt und hält
Zwieſprach mit den Todten.

Guſtav Humperdinck,

geb. am 7. Oktober 1823 zu Vreden (Regbzk. Münſter), ſtudirte zu Münſter und Berlin, war dann bis 1877 Oberlehrer am Progymnaſium zu Siegburg und bis 1886 Seminar-Direktor zu Xanten. Er iſt Verfaſſer verſchiedener ſprachwiſſenſchaftlicher Arbeiten. Von ſeinen Schriften erwähnen wir: „Auf der Lebenswanderſchaft“ (Gedichte), 1883. — „Deutſche Grammat.“, 1884. — „Ueber den Vortrag epiſcher und lyriſcher Dichtungen“, 1886.

Benedikta.

(Weſtmünſterländiſch.)

Door buten was geen Sünnenglans,
Ook binnen was geen Fröidekrans;
Ik wuß nich, wat mi fälen moch,
Half wuß ik't un verſweeg't mi doch.

Een'n Dag, de mook mi kummerloß,
Do ik min Fröule möten moß:
Ja, giſtern was't, do ſög ik Se
Door under genne Boomallee.

In Schöenheid, as en Gödderkind,
Dat Menskenogen es erſchint,
Lechtlockig, Ogen hämmelkloor,
Treed Benedikta för mi door.

För Godd aleene ſöll wie kneen
Un Andacht drägen äm aleen:
Doch för dütt Antlit was mi ſo,
As drüng äm all min Andacht to.

Jk gröet'te ſe; wo was't ſo ſchöen,
Do mi eer' Ogen danken döen!
Snell göngen Wöerde hen un heer,
Jk kann ſe trü nich ſeggen meer.

Min Hatt is fro, min Hatt is ſtill,
Geen ander Glück ät hoppen will,
Wan van ſo'n ſäligen Sünnendag
'ne kleinen Blick mi ſchinen mag.

Niederrheiniſches Holzſchuhlied.

Wer hat wohl die ſchöne Tracht,
Klipper klapper klötze —
Wer hat, Holzſchuh, dich erdacht?
Klipper klapper klötze —
Füße kalt macht Lederſchuh,
Warm und wohlfeil das biſt du;
Darum geht's bis Abend zu:
Klipper klapper klötze!

Gaſſenauf zieht Jung und Alt —
Klipper klapper klötze —
Hört, wie munter das erſchallt:
Klipper klapper klötze —
Wenn einmal das Holz zerſpliß,
Heilt ein blanker Reif den Riß,
Und dann geht's ohn' Hinderniß:
Klipper klapper klötze.

In der Schul' treppauf treppab,
Klipper klapper klötzchen —
Dieſe knapp und jene ſchlapp —
Klipper klapper klötzchen —
In der Kirch' in langen Reih'n
Trappeln auf dem harten Stein
Manche grob und manche fein —
Klipper klapper klötzchen.

Art'gen Mädchen ſchnitzt die Schuh' —
Klipper klapper klötzchen —
Holzſchuhkünſtler artig zu —
Klipper klapper klötzchen —
Sagt dabei: Nun halt dich fein,
Müſſen ſtets geſcheuert ſein,
Schenkt Sankt Niklas dir was drein —
Klipper klapper klötzchen!

Abſchiedslied.

Noch einmal klinge Becherklang,
Schenkt ein, ſchenkt ein!
Noch einmal ſtimmet hellen Sang
Zum Wein, zum Wein!
Die Stunde ſchlägt, zur Ferne hin
Steht Burſchenluſt und Wanderſinn.
Auf! trinkt die Becher leer
Dem Heimathland zu Ehr!

Daß lebe, was wir lieben hier,
Schenkt ein, ſchenkt ein!
Dies Lied der Liebſten bringen wir
Zum Wein, zum Wein!
Und ſuchen wir auch fernes Glück,
Die Liebe führt uns treu zurück.
Auf! laßt beim goldnen Wein
Sie hoch gefeiert ſein!

Uns winkt ſo groß, ſo weit die Welt,
Schenkt ein, ſchenkt ein!
Heut ſehn wir uns noch froh geſellt
Zum Wein, zum Wein;
Hin rauſchen Tage, Stürme wehn,
Doch Freundesbund ſoll feſt beſtehn.
Auf! trinkt die Becher leer
Auf frohe Wiederkehr!

Wilhelm Idel,

geb. am 6. Januar 1849 im oberbergiſchen Dorfe Wiehl, Rgbzk. Köln, beſuchte die Volksſchule und bis ins 17. Lebensjahr eine Lateinſchule. Er bezog darauf das Lehrerſeminar zu Neuwied und wurde im Oktober 1871 an das Lehrerſeminar zu Metz berufen. Dort war er 2½ Jahr thätig. Oſtern 1874 legte er ſeine Stelle nieder und ging zu ſeiner weiteren Ausbildung nach London, wo er an verſchiedenen Inſtituten Unterricht ertheilte. Nach Deutſchland zurückgekehrt, wirkte er zunächſt als Lehrer an der höheren Bürgerſchule zu Hörde, legte Oſtern 1876 das Mittelſchulexamen in Geſchichte und drei Sprachen, im Herbſte desſelben Jahres die Rektorprüfung ab und übernahm 1880 ſeine jetzige Stellung als Rektor der höheren Stadtſchule zu Wermelskirchen, Kr. Lennep.

Das Komödiantenmädchen.

In Kiſten und Kaſten iſt wieder verpackt
Geflitter, Geige und Puppe,
Und fort will ziehn ins Land hinein
Die Komödiantentruppe.

An der Deichſel kollernd der dürre Rapp'
Des Peitſchenknalles harret;
Die Männer rufen, der Weiber Stimm'
Durch die Wagenfenſter ſchnarret.

Und ſchlank ſteht dort, an den Wagen gelehnt,
Ein Mädchen mit blaſſen Wangen;
Hold um die dunkeln Augen verwirrt
Die ſchwarzen Locken hangen.

Sie ſtehet ſtumm in Gedanken vertieft,
Nicht achtend der ganzen Sippe.
Was blitzt die Thräne vom dunkeln Aug'?
Was murmelt die ſchwellende Lippe?

Das feuchte Auge verſtohlen lugt
Hin nach der gaſtlichen Schenke,
Drin eine Woche das Volk ergötzt
Der Truppe Poſſen und Schwänke.

War das ein Feſt im ganzen Dorf!
Hei, wie das lärmte und lebte!
Wie dem Wirthsſohn, ſang das lockige Kind,
Das Herz vor Wonne bebte!

Der gute, treue Burſch — ſucht ihn
Der traurige Blick da drinnen? — —
Da knallt die Peitſche, da keift es herb:
„Auf, Dirne, und troll' dich von hinnen!"

Es war ein ſchöner Traum.

Sie ſchmiegte ſich an meine Bruſt, —
O Liebeswonne, Himmelsluſt!
Uns ſchwanden Zeit und Raum.
Wir hörten nicht, ob Becher klangen,
Ob ſich im Takt die Paare ſchwangen,
Wir ſahen nicht der Sterne Prangen —
Es war ein ſchöner Traum.

Drauf zog ich in die Welt hinein,
Sie härmte ſich in ſtummer Pein.
Ach! Glück iſt eitel Schaum:
Gleichwie am Baum verwelkt die Blüte,
Im Weſt die Sonne ſtill verglühte,
So loſch die Liebe im Gemüthe —
Es war ein ſchöner Traum.

Ich hab' durchwandert manches Land
Vom Alpenſchnee zum Dünenſand,
Mein Sehnen ruhte kaum.
Doch lieb wie ſie, ſo fand ich keine:
Die Gluth erwacht mit neuem Scheine,
Allein zu ſpät, ſo viel ich weine —
Es war ein ſchöner Traum.

Vertraue!

Preisgedicht im „Hausbuche“ von Hermann Kiehne (Wernigerode) 1887.

Wenn auf des Lebens Meer die Wellen
Umbrauden gierig deinen Kahn,
Die Windsbraut droht, ihn zu zerſchellen
Auf ſchwanker, klippenreicher Bahn:
O ſei getroſt im Wogenbrand,
Mit feſtem Blick zum Hafen ſchaue!
Dort winket das erſehnte Land:
Im Sturme halte tapfer Stand, —
Vertraue!

Es ragt die Linde in Gewittern,
Sie hebet himmelan ihr Haupt.
Ob Blitze ihr Geäst zersplittern
Und frost'ger Herbstwind sie entlaubt.
So hoffe, traf dich jäh ein Schlag,
Daß hold der Himmel wieder blaue!
Was trüb im Bann der Trauer lag,
Befreit ein froher Lenzestag —
Vertraue!

Und wenn sie stumm hinabversenken
Ein liebes Herz, ein treues Blut,
Magst du mit heißen Zähren tränken
Den Hügel, drin es schläft und ruht.
Ob auch die Lebensblüte bricht
Der Tod, der unerbittlich rauhe,
Was recht sich liebte, trennt er nicht:
Es giebt ein Wiedersehn im Licht —
Vertraue!

Vertrau', ob rings sich Wolken ballen:
Ein Rosenschein entblüht der Nacht!
Vertrau', wie auch die Lose fallen:
Ein treues Vaterauge wacht!
Dich führt der Hirt in sichrer Hut
Aus finsterm Thal zu grüner Aue.
In Kreuz und Aengsten fasse Muth!
Es wird noch alles, alles gut:
Vertraue!

Alexander Kaufmann

wurde am 15. Mai 1821 zu Bonn geboren, wo sein Vater während der französischen Herrschaft Maire war, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und studirte daselbst und später in Berlin die Rechte. Durch Simrock wurde er gleichzeitig auf altdeutsche Litteratur hingeführt und durch den von Johanna Kinkel gegründeten Maikäferbund zu poetischer Thätigkeit angeregt. Sein historisches Werk „Cäsarius von Heisterbach" wurde durch Alexander von Humboldt dem Könige empfohlen. Der Dichter lebt seit 1850 als Archivrath zu Wertheim am Main, sich vorzugsweise mit archivalischen Studien beschäftigend.

Dichtungen: „Gedichte", 1851. — „Unter den Reben", (Lr. u. ep. Ged.), 1872.

Frage.

Hätten wir uns nie getroffen,
Eins im Lieben, im Verlangen,
Wären ohne jeglich Hoffen
Wir den Erdenweg gegangen?

Hätt' ein Nordsturm unsre Wogen
Hier und dorthin weggeschnellet,
Wär' ein Stern mir aufgezogen,
Der gleich dir den Pfad mir hellet?

Hättest du die reichen Blüten,
Lust und Leid und glühend Leben,
Ohne Rückhalt, ohne Hüten,
Einem Andern hingegeben?

„Ach wer wird das Alles fragen?
Störe nicht die süßen Stunden!
Laß dem Schicksal Dank uns sagen,
Daß wir uns so jung gefunden!“

Das Erbe des Fortunat.

Herrn Professor Wilhelm Ludwig Holland in freundschaftlicher Gesinnung zugeeignet.

Heiß war gewesen der Tag. In wohliger Frische des Abends
Saß vor dem Kloster der Abt im Kreis ehrwürdiger Brüder,
Bald in ernstem Gespräch, bald heiter in Scherz sich ergehend,
Während von dienenden Brüdern der Maitrankbecher gefüllt ward.
Da hub Einer der Fröhlichen an: „Wenn recht ich's bedenke,
Lebte sich's herrlicher doch, wo einst sie das Kloster gegründet,
Droben in luftiger Höhe, dem Sturmgott nah' und den Wolken,
Als hier unten im dumpfigen Thal“ —
„„Jucunde, warum das?
Haben wir nicht Sturmwinde genug, trotzdem daß der Mantel*)

*) „Heisterbacher Mantel“ ist der Name des schönen Thalkessels, in welchem die Cistercienserabtei Heisterbach gelegen war. Die ersten Gründer der Klosteranstalt hatten auf dem Petersberge, einer der Höhen des Siebengebirges, gewohnt.

Unſ're Behauſung beſchirmt? Wie mag's dort oben erbrauſen!"" —
„Gut, hochwürdiger Herr! Doch ehdem, als wir dem Himmel
Näher gewohnt, als noch von der Plattform drüben das Kloſter
Prächtig geglänzt wie ein funkelnder Stern in den Gauen der Landſchaft,
Da galt's rheiniſchem Volk als ſämmtlicher Klöſter im Erzſtift
Höchſtes und erſtes; im heiligen Köln ſelbſt war es noch ſichtbar,
Während es jetzt im Mantel verſteckt von Keinem geſeh'n wird,
Während vergeſſen wir jetzt, unruhmvoll leben, den Siechen
Nur noch und Dürft'gen bekannt" —
„„Wenn die uns kennen, ſo kennt auch Gott uns, und das iſt genug; auch habt Ihr vergeſſen, wie unſer
Trefflicher Prior durch Schriften und Wort uns alle berühmt macht:
Sinkt das Kloſter dereinſt, wie alles Geſchaffene hinſinkt,
Mit Cäſarius*) lebet es fort in der Menſchen Gedächtniß,
Weil es ihn barg in liebendem Schooß und würdig geehrt hat."" —
„Hm!" fiel ſchmunzelnd der Graukopf ein: „Als junger Geſelle
Hatt' ich einmal, ſeltſamlich erging's, Frau Sälde**) ſo glücklich
Beim Haarſchopfe gefaßt, daß, wär' ich nur klüger geweſen,

*) Der Verfaſſer des berühmten Dialogus Miraculorum.
**) Die deutſche Fortuna, die Spenderin aller Vollkommenheit, alles Segens.

Ich uns Thürme zu bau'n mir getraute, die höher als alle
Kuppen des Siebengebirgs keck ſtiegen im ſonnigen Luft-
raum
Und, noch weiter als Köln ſichtbar, in Erſtaunen ver-
ſetzten;
Aber ich that wie ein Thor; leichtfertigen Sinnes ver-
ſcherzt' ich,
Was ein ſeltenes Glück in die kindiſche Hand mir ge-
ſpielet." —
„„Ei, ſo habt Ihr die Blume gefunden, die blaue?"" —
„Mit Nichten." —
„„Oder des Golddrachs ſchlummernden Schatz?"" —
„Hochwürd'ger, auch den nicht." —
„„Oder den Säckel des Fortunat?"" —
„Den hatt' ich und mit ihm
Auch ſein Hütchen." —
„„Ihr ſcherzt!"" —
„Nicht ſcherz' ich. Lauſcht der Erzählung:
Als Bernhardus gepredigt das Kreuz, da zog ich mit vielen
Rittern und Knechten in's heilige Land; heimkehrend
beſucht' ich
Cypern, die wonnige Inſel — ich wollt' an echteſter Quelle
Koſten den Cyprierwein — ging dann bei freundlichem
Wetter
Heiteren Muthes zur See, nicht ahnend, was mir bevorſtand.
Mit uns fuhr, von der Inſel entſtammt, ein erleſener
Junkherr,
Schön wie der ſteigende Tag; bald ſchloſſen wir innige
Freundſchaft,
Daß die Gefährten uns oft: „Kaſtor und Pollux!" be-
grüßten.
Aber nicht lang währt froher Verkehr, anmuthige See-
fahrt:

Plötzlich erhob ſich ein Sturm; die Windsbraut tobt, und die Wellen
Thürmen wie Alpen ſich hoch; ringsum entſetzliches Nachtgrau'n
Hüllet das ſchäumende Meer: da birſt das gemarterte Fahrzeug
Krachend entzwei; in die Schlünde verſinkt die geſammte Bemannung,
Und nur wir erretteten uns. Auf ſchaurigem Eiland,
Oed' und nie vielleicht von menſchlichem Fuße betreten,
Fand ich mit Fortunat, denn er war jener Geſelle,
Zwar das Leben geborgen, doch ach! nach Mitteln zu leben
Suchten wir lang und umſonſt; entgangen den Fluthen, bedroht' uns
Hier langſamerer Tod, qualvoller als der in dem Meerſalz." —
„„Aber warum blieb Jener im Schiff? Sein köſtlicher Wunſchhut
Hätt' ihn im Nu nach Byzanz"" —
„Verzeiht, Hochwürdiger, damit
War's ganz eigen bewandt: Er hatt' aus Cypern ein Mägdlein,
Ach, ein reizendes Weſen, entführt" —
„„Dann braucht' er die Schöne
Nur zu umfah'n und ſofort"" —
„Ganz recht, Herr, wär' es gegangen,
Aber es ging mal nicht". —
„„Warum nicht?"" —
„Wiſſet, das Hütlein
Gilt nur für eine Perſon: Gleich ſchwindet die Kraft, wenn der Träger
Nur mit dem Saum des Gewands anſtreift an Gewänder des Nachbarn.

Hilflos ſah'n wir umher — kein Kraut wuchs, das uns erlabte,
Nirgends ein Baum mit erquickender Frucht." —
„„Sie war doch ertrunken,
Die er entführt — was hielt ihn noch länger das ſchaurige Eiland?
War ihm das Hütchen entſchlüpft?"" —
„Das nicht. Ihn hielt die Verzweiflung
Um der Geliebten Verluſt, anfangs auch einige Hoffnung,
Sie auftauchen zu ſeh'n. Kein Fortunatus, ein Triſtan,
Rief ſchmerzvoll er den Tod, der Unglückſel'ge! Noch graut's mir,
Denk' ich an ihn, wie die Händ' er rang und die Haare zerraufte,
Bis er ermattet zuletzt hinſank, und der Sinn ihm geſchwunden.
Endlich ſchlug er die Augen empor und vermachte mir flüſternd
Sein Geheimniß, den Säckel und Hut; dann gab er den Geiſt auf." —
„„Jetzt nahmt Ihr doch den Hut?"" —
„Nicht gleich, Herr! Mußt' ich zuvor doch
Jenen beſtatten in ehrlichem Grab, wie dem Freunde gebühret.
Alſo beſtattet' ich ihn, doch kaum in die kühlende Erde
War er verſenkt, da ſtand, aus umhüllender Wolke gefallen
Oder dem Boden entſchlüpft, kein Traumbild, ſondern lebendig
Wer vor mir?" —
„„Nun wer?""
„Denkt, Herr, die ertrunkene Hexe" —
„„Schöne, wolltet Ihr ſagen."" —
„Ach ja, Herr, Schöne, doch weh mir,

Daß ſo beſtrickend ſie war: Schon während der leidigen Seefahrt
Hatt' ich mich in ſie verguckt — mein eigenes Leben, wie gerne
Hätt' ich's gegeben für ſie." —
„„Freund, denkt nicht zu lebhaft
Euch in's Vergang'ne! Gerathet uns nicht in Jugend-ekſtaſe
Wie der verliebte Poet, der Ihr vor Jahren geweſen,
Als Ihr die Höfe beſucht im wonnigen, ſonnigen Wälſch-land."" —
„Ganz zu Befehl, hochwürdiger Herr; ſo vernehmet den Ausgang.
Ach, nicht verköſtigt das Herz, wenn der Magen nach Speiſe begehret!
Quälenden Hunger erlitt ich, und ſie ward ſchwächer und und ſchwächer,
Daß ich vor Mitleid kaum mich zu faſſen vermocht' bei dem Anblick.
Mächtig und mächtiger drängte die Noth: angſtvoll mich umklammernd
Rief ſie nach rettender Labe; des Eilands mäßiger Umkreis
Wurde noch einmal durchforſcht; Nichts fand ſich, was uns erquickte." —
„„Aber den Säckel, den hattet ihr doch."" —
„Was half uns der Säckel
Dort im wüſten Geſtein in unzugänglicher Wildniß?
Troſtlos warf ich den Säckel ihr hin: „Da, kaufe dir, wo du
Kaufen dir magſt!" —
„„Nehmt's übel mir nicht, Ihr ſeid doch in Wahrheit
Mehr noch geweſen als Thor! Warum nahmt Ihr nicht den Wunſchhut,

Wünſchtet Euch eilig nach Cypern zurück und kehrtet zur Schönen,
Trauben und Schnepfen im Sack, herzſtärkenden Cyprierweines
Reichliche Füll' in ſchwellendem Schlauch? Es war doch ein Elend,
Daß Ihr Euch gar nicht zu helfen gewußt!"" —
„Ach freilich, ein Tölpel
War ich, aber erwägt: Im Beſitze des köſtlichen Säckleins
War ich ein Kröſus geworden; wie konnt' ich Verſtand mir bewahren,
Daß ich mir ſelber zu helfen gewußt? Ihr kennet das Sprichwort:
Selten hilft ſich der Reiche — dafür iſt er eben der Reiche.
Freilich, zuletzt da fiel es mir ein." —
„„Ihr wünſchtet Euch alſo
Endlich nach Cypern und kehrtet zurück mit nöthigem Vorrath,
Trauben für Täuber und Täubchen und Liebesäpfel mit Nießwurz?"" —
„Nicht ganz ſo; der Geliebten vielmehr ſetzt' auf ich das Hütlein,
Lieblich kleidet' es ſie, und befahl, ſie möge ſofort nach
Famaguſta ſich wünſchen, der Cyprier üppiger Hauptſtadt,
Wo ſich der herrlichſte Markt Kaufluſtigen bietet; in Eile
Sollte ſie kehren mit Speiſen und Trank; dann wollten wir fröhlich
Lebend in Lieb' und in Luſt abwarten ein rettendes Fahrzeug;
Denn viel chriſtliches Volk wogt auf den Gewäſſern des Südmeers,
Seit Bernhard mit gewaltigem Wort aufſtürmt' die Gemüther.

Herzlich küßten wir uns; ſie ſchied mit Säckel und Wünſchhut.“ —

„„Nun, jetzt war doch geholfen?““ —

„Geholfen, daß Gott ſich erbarme! Ihr, nicht mir. Ich wartete lang, ich könnte noch warten,
Denn wer nimmer erſchien, das war die verlogene Hexe,
War das abſcheuliche Weib, der Abſchaum ihres Geſchlechtes!“ —

„„Doch wie gelangtet Ihr heim?““ —

„Mich fand italiſches Kriegsvolk,
Rief zurück mich in's Leben, doch hin war Säckel und Wünſchhut.
Erſtern beklagt' ich tief und beklag' ihn noch heut, denn ich könnte
Damit bauen den Thurm.“ —

„„Recht, wenn die Geſetze des Ordens
Nicht uns verwehrten ſo üppig zu baun'n; nur winzige Thürmlein
Hat uns die Regel geſtattet; und wie Gott klüglich geſorgt hat,
Daß kein Baum, ſo hoch er auch wächſt, in den Himmel hineinwächſt,
Soll auch nimmer ein Thurm zu ſtolz ſich brüſten im Lichtmeer.““

Alſo der würdige Abt; dann hob er den blühenden Becher:

„Dank, Jucunde, du frommer und fröhlicher! Dank für die Stunde,
Die wir verplaudert in heiterem Scherz! Gott gab uns den ſchwerſten
Aller Berufe, doch fordert er nicht, daß widriger Griesgram

Unter uns herrſche, noch Thatkraft lähmende leidige Schwermuth.
Prior, hab' ich nicht Recht?" —
„„Ganz Recht, hochwürdiger Abbas!
Hätt' ich das „Buch der Mirakel" nicht längſt vollendet, ſo ſchrieb' ich
Noch heut' Nacht das Märchen hinein, das Jucundus erzählt hat.""

Wilhelm Koch,

geb. zu Köln am 30. Juli 1845, beſuchte das Gymnaſium und wandte ſich dem Poſtfache zu, das er jedoch 1872 verließ, um in Speyer und Trier eine kurze Zeit als Redacteur thätig zu ſein. Im Jahre 1876 kehrte er in ſeine Heimath zurück, um ſich ausſchließlich der belletriſtiſchen Schriftſtellerei zu widmen. Seine Specialität ſind Novellen, Kalender-Erzählungen, Bilder aus dem Leben und Plaudereien. Als beſondere Liebhaberei behandelt Koch den niederrheiniſchen Dialekt. Seit dem 1. Oktober 1886 gibt er die in Kölniſcher Mundart geſchriebene Monatsſchrift „Alaaf Köln" heraus. Viele ſeiner Werke haben mehrere Auflagen erlebt.
Koch lebt in Rhiel bei Köln.

Das ſchlafende Mädchen.

Im Kämmerlein traut, von Wein umrankt,
Ruht die Tochter, vom Schlaf übermannet;
Sie ſank dahin, ermüdet und matt
Die Rechte das Köpfchen umſpannet.

Sie hat die kranke Mutter gepflegt,
Viel lange Tage und Nächte,
Und hat zum lieben Gott gefleht,
Daß er doch Beſſerung brächte.

Und der Himmel erhörte des Kindes Gebet;
Die Tochter war freudetrunken,
Ein Dankgebet lispelnd und erschöpft,
Auf's Lager hingesunken.

Die Weihwasserschal' mit dem Palmzweig daran
Hält über der Schlafenden Wache,
Und lustig schmettern ein Schlummerlied
Die Finken auf dem Dache.

O schlummere sanft und schlümmere süß,
Du erfülltest die schönste der Pflichten;
Die Kindesliebe fällt schwer in's Gewicht,
Wenn einst dich dein Schöpfer wird richten!

Abendandacht.

Leise sinkt der Abend nieder,
Golden flammt der Sonne Strahl,
Jubelnd schmettern ihre Lieder
All' die Vöglein in dem Thal.

In des Purpurs Rosenschimmer
Hell erglänzt die weite Flur,
Und in leuchtendem Geflimmer
Loht die dampfende Natur.

Und die Feuergarben hüllen
Auch in Gluth das Heil'genhaus,
Deſſen dunkle Klaus ſie füllen
Ganz mit Gold und Purpur aus.

In der alten Feldkapelle
Steht ein morſches Cruzifix,
Frommer Waller Troſtesquelle,
Balſam bitteren Geſchicks.

Und das alte Kreuzbild ſtrahlet
In der Sonne Flammengluth,
Die die Wunden blut'ger malet,
Heller färbt des Hauptes Blut.

Hierher lenket ihre Schritte
Andachtsvoll die fromme Maid,
Gläubig trägt ſie ihre Bitte
Vor dem Herrn der Ewigkeit:

„Gott, Erlöſer, Dir befehl' ich
Leib und Seele allezeit;
Heiland, Gottmenſch, Dir empfehl' ich
Was mich drückt und was mich freut.

Sei mir Schirmer, ſei mir Retter,
Helfer in Gefahr und Noth,
Dann ſchreckt mich nicht Sturm und Wetter,
Und ich fürchte nicht den Tod!"

Alaaf Köln!

Alaaf, do ahl un „hellige“ Stadt
Am ſtaaze, dütſche Rhing!
Do lööchs, wie kein em ganze Land,
Em Fruhſenn's Sonneſching.

En der wonnt de Gemöthlichkeit,
Vill Wetz un vill Humor;
Do jäg'ß de Muuzepuckelei
Met einem Rupp zum Troor.

Alaaf, do Stadt met dingem Dom,
Met Waſſer, wat got rüch;
Met dinger leeve kölſche Sproch,
Me'm*) „Pitter“, dä off drüch.**)

Un klüngels do och av un zo,
Dat geit kei Minſch jett an;
Wer he am beſte klüng'le kann,
Dä kütt och bovve Jan!

Wat woo'ſchte vör vill hundert Johr
Su groß, ſu ſtolz und rich!
Et glech der vun dä Städte all
Kein ein em dütſche Rich.

Dann ſunkſte deef, rääch deef erav,
Mer kannt dich kaum noch mieh;
Doch jitz geit et, wie em Akood,
Rääch löſtig en de Hüh!

*) Mit dem. **) trocken.

Un mag et falle ſöß ov ſoor,
Mer halde treu zo der:
Zo dinger Sprooch, zo dinger Aat,
Un och zum Faſteleer.

Mer höt jo döckes*) ſagen hück:
„Dat Ahle nix mieh baat.“
Un doch geit en der ganze Welt
Nix üvver kölſche Aaat!

„Alaaf!“ Su reef vör langer Zick
Met Stolz der „kölſchen Boor“;
„Alaaf!“ Su roſe mer och hück:
Et gitt ei Kölle nor!

*) oft.

Ewald Auguſt König

(Pſeudonym: Ernſt Kaiſer) wurde am 22. Auguſt 1833 zu Barmen geboren, erhielt ſeine Schulbildung auf der Elementarſchule und dem Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium in Köln und widmete ſich dann dem Kaufmannsſtande. 1859 ſiedelte er nach Elberfeld über, wo er eine Stelle als Geſchäftsführer übernahm. Bald darauf betrat er die Schriftſtellerlaufbahn und entwickelte als Romanſchriftſteller eine ſehr intenſive Thätigkeit. Seine überaus zahlreichen Humoresken, Novellen und Romane fanden großen Beifall und machten ihn raſch beliebt. Ewald Auguſt König lebt in Köln.

Helene.

Zu Oſtern war's. Mit Blumen ſchmückte man mein Haus,
Der Lenz war da, zu ſtillen jede Klage;
Mit jenen Blumen trug man dich, mein Kind, hinaus,
Nur Thränen brachten mir die Frühlingstage!

Dir, holde Jungfrau, meinem ſüßen Kinde,
Leg ich dies welke Blatt auf's blumenreiche Grab;
Mag's auch verwehn im herbſtlich rauhen Winde,
Es war ein Liebesgruß, den dir dein Vater gab.

Karl Krall,

geb. am 9. April 1863 zu Elberfeld, trieb in Berlin neben ſeinem kaufmänniſchen Beruf Muſikſtudien unter Konſtantin Bärgel. Vielfache Klavier- und Liederkompoſitionen, theils eigener Dichtung, erſchienen von ihm. Krall lebt in Elberfeld.

Geſtändniß.

Im Blütenſchnee ward heimlich kund
Mir deines Herzens Gluth,
Wo dein Mund lang auf meinem Mund
So ſüß, ſo ſüß geruht, —

Wo ſehnend mich dein Arm umſchlang;
Wußt' kaum, wie mir geſchah —
Im Blüthenſchnee die Droſſel ſang:
„Der Lenz, der Lenz iſt da!“

Weltvergeſſen.

Ich glaube, die Frühlingsblüthe,
Die ſie in's Haar ſich wand,
Hat heimlich mit ſüßen Düften
Mein Herz berauſcht und gebannt.

Wie träumend folg' ich dem Blicke,
Der mich bezaubert hält —
Und ſchweigend im tiefen Walde
Vergeſſen wir Zeit und Welt.

Am Waldſee.

Am See im dunklen Walde
Da weht es ſtill und kühl,
Da treibt um graue Weiden
Der Nebelzug ſein Spiel.

Es flüſtert in dem Schilfe
Und woget leiſ' und lind,
Das trübe Irrlicht flackert
Im feuchten Abendwind.

Es ſchweben dort die Elfen
Im luft'gen Reihentanz,
Wenn auf dem Waldſee zittert
Der bleiche Mondesglanz.

Den Spätverirrten locken
Sie tief in Sumpf und Graus,
Und flieh'n dahin und lachen
Im Wind ihn höhnend aus.

Oskar Krauſe,

Sohn des Poſtdirektors Krauſe in Düſſeldorf, beſuchte das Gymnaſium in Prenzlau, widmete ſich juriſtiſchen Studien und ließ ſich 1887 in Düſſeldorf als Rechtsanwalt nieder
Dichtungen: „Erlebtes, Erdachtes, In Reime Gebrachtes", 1885.

Der Fahrenden Einkehr.

Bringt, Wirthin, herfür
Ein Kännlein braun Bier
Oder duftenden Weins eine Flaſche,
Doch ſag' ich gleich auch:
Mir fahrendem Gauch
Kein Hellerlein hüpft in der Taſche.

Mein blinkendes Geld
Am Durſt iſt's zerſchellt
Und rollte hinaus in die Weiten,
Und wollt' ich ihm nach,
So mannigen Tag
Müßt' wieder zurücke ich ſchreiten!

Wenn's Gold auch verfliegt,
Es blieb unbeſiegt,
Es blieb mir mein Durſt noch zum Troſte.
Wohin ich mich wandt',
Noch allerwärts fand
Umſonſt ich ein Krüglein voll Moſte.

Nur drüben beim Wirth
Hab' arg mich geirrt,
Mir ſchien er von bied'rem Charakter,
Doch bittendes Wort
Schnitt ab er ſofort:
„Gleich pack dich, du Schelm, du vertrakter.“

Frau Wirthin, doch Ihr,
Der ganzen Zunft Zier,
Mit gutem, rundem Geſichte,
Ihr zapft lächelnd ein
Ein gut Tröpfelein
Dem durſtigen, ſtaubigen Wichte!

Geh' auch nicht davon
Mit bloßem „Gott's Lohn!“
Ich lohn' es Euch gleich mit der Fiedel:
Aufſpiel' ich beim Trunk
Zum Tanz Euch und Sprung
Und ſing' Euch mein neueſtes Liedel! —

Im Sommer.

Auf kühlem Mooſe mag ich liegen
In heimlicher Waldeinſamkeit. —

Wie wird die Bruſt ſo frei und weit
Und ſchwelgt und trinkt in vollen Zügen
Den friſchen würz'gen Waldeshauch.
Herab ob meinem Haupte biegen
Die Zweige ſich vom Haſelſtrauch,

Davor ſich bunte Falter wiegen
Im heißen Mittagsſonnenſchein —
Da will ſich tief ins Herz hinein
Der tiefe Waldesfrieden ſchmiegen. —
Und in den traulich grünen Raum
Herein die blauen Glocken lauſchen;
Was wohl mit leiſem Blätterrauſchen
Mir will erzählen Buſch und Baum?

Von fern her tönt, ſo halb verſchwommen
Holzhauers Lied — s' will überkommen
Mich wie ein ſüßer Märchentraum —
Und traumbefangen hör ich brummeln
Das Käfervolk um mich herum,
Und von der Wieſe her der Hummeln
Mich ſanft einſchläferndes Geſumm. —

Im Walde Mittags ſo zu liegen,
Ich nenn's ein köſtliches Vergnügen;
Die Leute aber nennen's B u m m e l n!

Der Liebe Dauer.

Sie ſaßen beide am Brunnenrand,
Hinab in die Tiefe ſie ſchauten,
Sie ſaßen koſend, Hand in Hand,
Luftſchlöſſer für ſpäter ſie bauten.

Und ſinnend einen großen Stein
Hat in der Hand er gewogen,
Und endlich warf er ihn hinein
In's Waſſer mit großem Bogen.

„So lange der Stein aus dem Waſſer nicht taucht,
Auf deſſen Grund er geſunken,
So lange ſind nicht verglüht noch verraucht
Meiner Liebe Flammen und Funken!“ —

Sie aber ließ mit lachendem Mund
Ein Spähnchen hinunterfallen:
„So lang' das Holz nicht ſinkt zu Grund,
Biſt du mir der Liebſte von Allen!“ —

Die Maienzeit im Flug entſchwand,
Da iſt denn auch der Bronnen
Bei heißem Sommerſonnenbrand
Im trock'nen Sand verronnen.

Da taucht' aus dem Waſſer der Stein empor,
Da ſank das Holz zu Grunde; —
Die Liebe bei Beiden ſich verlor
Schon lange vor dieſer Stunde.

Erſte Liebe — Roſenzeit.

Es war zur holden Frühlingszeit,
Juſt wurd' ich ſechszehn Jahre alt,
Da ſchaut' ich eine holde Maid;
Mich packt der Liebe Allgewalt,
Und da auch mich bald liebte ſie,
So gab's ein ſüßes Küſſen, Koſen. —
Die ſchöne Zeit vergeß' ich nie;
Es blühten grad' die Roſen.

Doch als wir wieder uns einmal
So herzten, ſtand urplötzlich da,
Beſchienen von des Mondes Strahl,
Gar ſchlecht gelaunt, ihr Herr Papa! —
Wie ſehr ich nun mich zornig ſchrie,
Er klopft mir auf die Hoſen —
Die ſchöne Zeit vergeß ich nie;
Es blühten grad' die Roſen.

Schlafloſe Nacht.

Rings todtenſtill. — Nur draußen heult der Sturm,
Einförmig, endlos ſtrömt herab in Güſſen
Der Regen. — Horch! Die Glocke hallt vom Thurm:

s'iſt Mitternacht. — Ich hebe aus den Kiſſen
Das heiße Haupt. Hei! wie die Fiebergluth
Durchtobt die Adern, wie wenn ſie zerriſſen,

So ſchmerzen alle Fibern, — wildes Blut
Das wallt und wogt, als wollt's empört vom Herzen
Die Thore ſprengen. — — Alles, Alles ruht,

Ich lieg' allein, ſchlaflos, mit meinen Schmerzen,
Zum Tode matt. Und vor dem Aug', ſo müd',
Tanzt flimmernd Glanz, ſo wie von tauſend Kerzen.

Und ewig vor dem Ohre ſummt und zieht
Mir leis, wie aus der Ferne halbverklungen,
Die eine Melodie, das alte Lied —

s'iſt mir dereinſt zu tief in's Herz gedrungen,
Und jetzt verfolgt mich's in die tiefe Nacht,
Das alte Lied, das mir mein Lieb geſungen,

Mein Lieb, das mich um meine Ruh' gebracht,
Mein Lieb, das mich verdammt zu bittern Leiden,
Da es mein treues Minnen kalt verlacht —

Und ſtetig klingt, zum Hohne meiner Leiden,
Das alte, ſehnſuchtsſüße, trübe Lied,
Von Liebesluſt und Liebesleid und Scheiden!

Vergebens ſehn' ich ſo mich, matt und müd',
Sie zu vergeſſen nur in kurzem Schlummer,
Bis endlich kommt der Tag herauf geglüht.

Und jeder Tag erneuert meinen Kummer. —

Pater Wilhelm Kreiten,

geb. am 22. Juni 1847 zu Gangelt i. d. Rheinprovinz, beſuchte die Bürgerſchule und trat 1863 zu Münſter in den Orden der Geſellſchaft Jeſu. 1867 ging er zum Beginne des Studiums der Philoſophie nach Maria-Laach, welches durch einen zweijährigen Aufenthalt in Amiens in Frankreich unterbrochen wurde. 1870 bezog er die Akademie Münſter, wo er ein Jahr lang Geſchichte und Aeſthetik ſtudirte. Als er in Folge des Jeſuitengeſetzes im Dezb. 1872 die Heimath verlaſſen mußte, wurde er nach Aix in Südfrankreich geſandt, wo er 1873 die Prieſterweihe empfing. Nachdem er 1874—75 zu Caſtres bei Toulouſe ſein drittes Probejahr abſolvirt, ging er als Seelſorger und Lehrer am Collegium nach Lyon, im Herbſt 1876 als Mitredacteur der „Stimmen aus Maria-Laach" nach Schloß Tervueren bei Brüſſel und lebt ſeit 1878 in Kirchrath (Holland), meiſt leidend, aber ungemein rührig auf literariſchem Gebiete.

Außer mehreren literariſchen Werken veröffentlichte er:

Dichtungen: „Heimathweiſen aus der Fremde", 1882. — „Bethlehem", 1882.

Einſam.

Die Nacht iſt düſter, die See geht wild,
In einſamer Herbergskammer
Am Herde ſitzt ein Menſchenbild
Und ſchürt die Gluth und den Jammer.

Der Sturm im Schornſtein heult und klagt,
Am Felsſtrand brüllen die Wogen —
Und morgen, wenn der Schiffsherr wagt,
Wird dennoch weiter gezogen.

Hinaus in die einſame, wilde See,
Hinaus zu dem fernen Strande,
Wo Niemand fragt um des Reiſenden Weh,
Kein Menſch ihn kennet im Lande . . .

Horch! wie vom Strand, wo die Schenke ſteht,
Wo Matroſen ſtapfen den Reigen,
So windverſchlagen herüberweht
Das Jauchzen und Singen der Geigen.

Und drunten im Saal bei Spiel und Wein
Die Schiffsoffiziere ſitzen —
Die Diener ſind geſchäftig und fein,
Gebannt von des Goldes Blitzen.

Wenn er nur Luſt und Diener wollt',
Die würden ihm hüben wie drüben,
Denn ſein iſt Macht, weil ſein viel Gold —
Und doch muß ihn Armuth betrüben.

Kein Gold erkauft was dem Aermſten fehlt —
Eines Freundes Achtung und Liebe —
Daß er auf ſie umſonſt gezählt,
Das hat ihn der Heimath enttrieben.

Als er mit Stolz vor dem Richter ſtand,
Weil frei ihn ſprach ſein Gewiſſen —
Zur Rettung bot kein Freund die Hand;
Fort hat ihn der Strudel geriſſen.

Des Richters Spruch wie Blitzesgluth
Hat in's Mark ihn ſengend getroffen,
Er hatt' eine Braut, ſie war ſo gut!
Nun hat ſie entſagt ihm offen.

Ein kranker Mann, ein ehrloſer Mann
Trat er aus Kerkers Pforten,
Scheu ſah der arme Nachbar ihn an,
Man wich ihm aus aller Orten.

Es war, als lag're Zuchthausluft
Um ihn, die verpeſte zur Stelle,
Und klingt ſein Name, meint er, es ruft
Der Gefängnißvogt zum Appelle.

Wohl hat er Gold, wohl hat er Macht:
Schmarotzer ihn bald umringen —
Er wies ſie ab, denn hoffend dacht'
Noch endlich er Lieb zu erringen.

Doch Liebe und Achtung die kauft man nicht
Wie ein Roß um blanke Dukaten,
Die iſt nur feil um erfüllte Pflicht
Für den — der vom Glück nicht verrathen.

Er hat gemüht ſich ein ganzes Jahr,
Da nahm ſeine Braut einen Andern —
Den Freund, der ihm der Liebſte war,
Das trieb ihn weſtwärts zu wandern.

Nur fort! nur fort! wo Allen er fremd
Will arm er werben um Liebe —
Verbergen das Gold, bis ungehemmt
Sich ihm zeigten der Herzen Triebe.

Und findet er Achtung und Liebe wo,
So läßt er ſich heimiſch da nieder,
Will Richterſpruchs und Kerkers froh
Dann nimmer gedenken wieder . . . .

Die Nacht iſt düſter, die See geht wild,
In einſamer Herbergskammer
Am Herde ſitzt ein Menſchenbild
Und ſchürt die Gluth und den Jammer.

O Aermſter! währen wird deine Noth,
Bis du gedenkſt des Einen,
Der, Liebe ſpendend, zum Kreuzestod
Verurtheilt ward von den Seinen!

Stammbuchverſe.

I.

Wenn du an Lebens Kreuzweg ſtehſt,
Wo ſich die Wege ſcheiden,
So denk' wohl, eh du weitergehſt,
Wen du erwählſt von beiden.

Und ſind ſie noch ſo reizend gar —
Nur einer iſt der Rechte,
Liefſt du den andern tauſend Jahr,
Zum Ziel er nimmer brächte.

Am Kreuzweg drum als Weiſer ſteht,
Das Rechte dir zu ſagen:
Der Heiland ſelbſt, am Kreuz erhöht,
Den ſollſt du ernſtlich fragen.

II.

Die Ehre Gott, den Menſchen Frieden,
Die eines guten Willens ſind —
So hat die Theilung einſt entſchieden
Der Gott, der ward ein Menſchenkind.

Drum, Menſchenkind, was dir beſchieden,
Das nimm in Acht — denn nie gewinnt
Sein ſüßes Theil, den Herzensfrieden,
Wer ſtolz nach Gottes Ehre ſinnt.

III.

Schauet auch dein Auge nicht,
Wie ein Engel dich umſchwebet,
Dich als Führer, Schutz und Licht
Immer ſtärket, mahnt und hebet:

Fühlſt du doch in tiefſter Bruſt
Oft die Nähe ſeiner Güte,
Wie bei Nacht auch wird bewußt
Durch den Duft dir nahe Blüthe.

IV.

Was Gott will,
Ein Narr wer's nicht will;
Tragen muß er's doch,
Wird's nicht zum Flügel, ſo drückt es als Joch.

V.

Kannſt du rathen, kluger Meiſter,
Kluger Meiſter, o ſo deute
Dieſe drei, die unerforſchlich,
Ohne Spur und ohne Ahnung:
Vogels Pfad im klaren Luftmeer —
Schlangengang auf glattem Felſen —
Und des Weibs Gedankenwirrſal
Zwiſchen Herzen — Kopf und — Zunge.

VI.

Haſt du niemals noch ein Kind gelehrt,
Sünder nie zu ihrem Gott bekehrt:
Reichteſt keinem du noch Speis und Trank,
Der vor Hunger ſelbſt vergaß den Dank;
Führteſt einer armen Wittwe du
Nie ein Kind, das todt ſie glaubte, zu;
Sahſt du nie ein Aug' verzweiflungsſtier
Sich bei deinem Wort zuwenden dir,
Helldurchblitzt von neuem Lebensmuth:
Laß dir ſagen, guter Freund, du weißt
Nimmer dann, was Lohn der Liebe heißt
Und daß Wohlthat dir am wohlſten thut.

VII.

Zähllebig wie der Quecken Triebe
Iſt Eigenliebe. —
Willſt gründlich ſäubern du den Acker,
Arbeite wacker;

Das Unkraut bring zum Sonnenlichte,
Dörr' es und ſchichte
Zu Haufen es, daß, Gluth und Flammen —
Es brenn' zuſammen
Verzehrend ſich zum letzten Auge,
Das etwa tauge
Zu ſprießen noch — dann knie und bete,
Daß dein Gejäte
Der liebe Gott in Gnaden ſegne —
Und es nicht regne;
Denn nichts kann mehr als Regen wecken
Unkraut und Quecken,
Wie Nichts der Eigenlieb mehr Dauer
Als Kleinmuth gibt und falſche Trauer.

VIII.

Bedrückt dich Leid — ſo bete, ſtill auch grämen
Wohl magſt du dich; vor Andern woll's begraben,
Die Welt iſt gar zu gut, ſie will annehmen
Sich Aller ja — die ſie nicht nöthig haben!

IX.

Klein, ſo heißt es, ſei der Freunde Zahl,
Die im Unglück treu verblieben —
Seltner ſeien, mein' ich, hundertmal,
Die im Glück uns wahrhaft lieben.

X.

Kind! wenn du nur verſtändeſt
Zu grüßen ihn, du fändeſt,
Wie dir auf allen Wegen
So freundlich kommt der liebe Gott entgegen!

In das Album einer Nichte.

(Das Album trug als Titel die von Blumen und Schmetterlingen eingefaßten Worte: „Ein Buch für Poesien".)

„Ein Buch für Poesien"
Mit Blumen und Schmetterling —
Ins Leben seh' ich dich ziehen,
Du feingebundnes Ding.

Bald wird mit bunten Reimen
Beschreiben dich Hand um Hand;
Wie Rosen im Maien keimen,
Wirft Jugend Schwüre in's Land.

Das Leben liegt ihr offen,
Sie steht am goldnen Thor,
Darf Alles, Alles noch hoffen,
Wie sie noch nichts verlor.

Wie träumt sich's süß und heiter
Mit sechszehnjährigem Sinn —
Indeß das Leben geht weiter
Mit rauhem Schritt dahin.

Ein Windstoß vor dem Wetter
Geht aus zum Rosenraub,
Daß weithin stieben die Blätter
Gefegt in Luft und Staub.

Ein Knösplein läßt er wohl stehen
Zu spätem Herzenstrost —
Bis er mit eisigem Wehen
Im Herbst die Flur durchtost.

So ſtürmt auch bald das Leben,
Und Blatt um Blatt wird dir
Nur mehr Erinnerung geben
Geweſener Roſenzier.

Von all' den vielen beſchwor'nen
Freundſchaften nicht eine bleibt,
Der Juni die maigebornen
In eitel Staub zerreibt.

Drum halte dich an den Einen,
An Eins nur halte dich,
Laß Seine Liebe dir ſcheinen,
Such ſie, wenn ſie entwich.

Sei Er deines Herzens Sehnen,
Nach Ihm geh all dein Sinn,
Und deine ſüßeſten Thränen
Wein' einzig nur um ihn.

Er wird dir ewig bleiben
In Sturm wie Sonnenſchein —
Ein ewiges Wort dir ſchreiben
In's Stammbuch der Seele ein.

* *
*

Ein Buch für Poeſien
Mit Blumen und Schmetterling
Ins Leben ſeh ich dich ziehen,
Du junges, zartes Ding.

Der Poeſien ein Büchlein
Iſt auch die Seele dein —
Und Mancher trägt ſein Sprüchlein
In die weißen Blätter ein.

O achte wohl auf und hüte
Dich ſtreng vor jeder Schrift,
Die heiliger Unſchuld Blüte
Wie zehrender Mehlthau trifft.

O hüte dich vor dem Träumen,
Das wie ein Wüſtenwind
Ertödtet in ihren Keimen
Die ſtarken Gedanken, Kind!

Das ſeufzende, ſüße Schwärmen
In's blaue Weite hinaus —
Das kranke grundloſe Härmen
Der Seele im einſamen Haus:

O hüte vor ſolchem Hauche
Der jungen Seele Kraft,
Daß nicht wie am kranken Strauche
Die ſchwellende Knospe erſchlafft.

Was du nicht kennſt, verlang' nicht,
Flieh, was den Frieden dir trübt,
Vor Traumgeſtalten bang' nicht,
Die Kraft ſei im Werk geübt.

Pocht dann an Herzens Pforte
Eine Liebe um Einlaß je,
O denk', daß dort zum Horte
Ein Gottesengel dir ſteh.

Und müßte der erſt weichen,
Eh die Lieb eintreten kann —
So halte mit Ruthenſtreichen
Den frechen Bettler hintan. —

Ja Poeſie iſt Jugend,
Des Lebens Maienzeit,
Das iſt ihre Luſt und Tugend,
Das iſt ihr Fehler und Leid.

O möge, wenn erſt die Blüte
Frucht ward, das Leben ein Joch,
Auch ſcheine dem Herbſtgemüthe
So mailiche Sonne noch!

Das Ende.

Von all' der Luſt, von all' dem Lieben,
Von all' der ſchönen, ſchönen Zeit,
Von all' dem Lenz, was iſt geblieben?
Ach Thränen nur und Müdigkeit!

Mann oder Weib — ſo iſt das Leben —
Wir leiden alle ſtets viel Noth,
Und müſſen viele Thränen geben
Um kurze Luſt, — dann kommt der Tod . . .

Ich ſchwinde hin mit jedem Tage,
Die Schweſter fragt: „Was fehlet dir?"
Ach, keiner weiß es, was ich trage,
O Herr, gib du den Frieden mir!

Ein wenig Frieden, mich zu laben,
O gieb den Frieden, dem nichts gleicht!
Gieb ihn, wie man dem Bettlerknaben
Am Thor ein Stücklein Brodes reicht!

Ach Gott, nur eine wahre Freude
Blüht in dem Jammerthal der Welt!
O ſelig, wer in Luſt und Leide
All ſeine Lieb' auf dich geſtellt!

Troſt.

O Mann, der du geweint, wie Weiber weinen,
O Freund, der du wie ich den Tod geſeh'n,
Reich' mir die Hand, laß uns die Thränen einen,
Heut' ſind wir Freunde mehr als je zuvor,
Da beide uns im ſelben Friedhofsgarten
Der Erdengüter theuerſte erwarten. —
Ein andres Kind kann Gott dir wieder geben —
Doch, Freund, wer ruft den Vater mir in's Leben.

Eisblumen.

Es malte mir an das Fenſter
Viel Blumen die Winternacht;
Und draußen deckte die Auen
Von Schnee ein Teppich ſacht.

Da kam die Winterſonne
Und fegte mit mattem Strahl
Hinweg in wenigen Stunden
Mir Teppich und Blüthen all!

Da ſtand ich traurig und trübe,
Sprach tief im Herzen ergrimmt:
„Ja, Alles, was ſchön und lieblich,
Mir neidiſch der Himmel nimmt.“

Und grollend ging ich zum Walde,
Dürr raſchelt empor das Laub:
„O wie lang noch wird es dauern,
Bis auch ich erſt werd' zu Staub?

Da blickte mich plötzlich ſo traulich
Ein friſches Schneeglöcklein an,
Und bald wieder grünte und blühte
Der Wald und Wieſenplan.

Und luſtige Weiſen erſchallten,
Und Roſen blühten im Mai —
In meinem Herzen erwachte
Ein Lied von der ewigen Treu':

„O Sonne, Du Liebe vom Himmel!
Nahmſt mir die Blumen von Eis,
Und gabſt mir duftige Roſen
Und Lilien zum Frühlingspreis.“

Heinrich Lauer,

geb. am 26. Oktober 1816 zu Kamberg im Herzogthum Naſſau, ſtudirte in Göttingen und Heidelberg die Rechte, promovirte zum Dr. jur. und trat 1840 in den naſſauiſchen Staatsdienſt. Aber bereits 1843 verließ er denſelben, privatiſirte als Schriftſteller, gab 1846 die „Philoſophie des Rechts in ihren Grundzügen" heraus und widmete ſich dann dem Studium der Theologie in Tübingen und München. Im Jahre 1850 trat er in die praktiſche Seelſorge und wirkt ſeit 1868 als Pfarrer zu Oberwalluf am Rhein.

Dichtungen: „Rheiniſche Lieder", der heil. Eliſabeth von Thüringen gewidmet, 1873. — „Rheiniſche Lieder aus der ſchweren Zeit", 1881.

Bruderliebe.

Zu Fremden ſind im Lande wir geworden,
Im Vaterlande, und mit Knutenhieben
Hätt' Mancher uns ſo gern hinausgetrieben,
Gleich einem Volk von hergelauf'nen Horden.

Doch ſollte man uns Recht und Freiheit morden,
Wir werden dennoch ſtets die Brüder lieben;
Es iſt ein heilig Recht, das uns verblieben
Vom Alpenlande bis zum hohen Norden.

Und dieſes Recht, es kann nicht unterliegen,
Weil es vom heil'gen Herzen Gottes ſtammt,
Den man bekämpfen kann, doch nicht beſiegen.

In dieſem Geiſte wollen wir vollenden;
Der Gott, der ſeine Lieb' in uns entflammt,
Der wird uns tragen auch in ſeinen Händen.

Der Reichthum des chriſtlichen Hauſes.

Ein fromm Geſchlecht, ein chriſtlich Haus,
Wie iſt es reich an edlem Gut,
An Ehren reich und frohem Muth!
Ein chriſtlich Haus, wer kauft es aus?

Verborgen ſind der Schätze viel
Im Hauſe, wo ein treu Geſchlecht,
Im Glauben ſtandhaft und gerecht,
Gepilgert nach dem ew'gen Ziel.

Im Glauben ruht das Fundament,
Worauf das Leben ſich erbaut;
Die Hoffnung durch die Fenſter ſchaut,
Am Herd die Liebe Gottes brennt.

Wie wohnlich iſt's dort allezeit!
Die Demuth an der Thüre wacht,
Der Frohſinn aus den Augen lacht,
Und Armuth näht ein Ehrenkleid.

Was einſt der Ahnen treuer Sinn
Sich an Verdienſt vor Gott erſpart,
Wirkt fort noch in der ſpäten Art
Und bringt unſterblichen Gewinn.

Auf Eltern und auf Kindern ruht
Die Liebe Gottes wunderbar,
Gibt Licht und Kraft in Heilsgefahr
Und reinigt ſie durch Jeſu Blut.

Und müſſen in die arge Welt
Die Kinder zieh'n, dann gehet mit
Der Elternſegen Schritt für Schritt,
Daran des Feindes Liſt zerſchellt.

Fällt eines doch in Sündengraus,
Gott läßt es nicht zu Grunde geh'n,
Weil gar viel fromme Beter ſteh'n
Vor ſeinem Thron aus jenem Haus.

Ein fromm Geſchlecht, ein chriſtlich Haus,
Wie iſt es reich an Hab' und Gut,
An Gottvertrauen, Opfermuth;
Ein chriſtlich Haus, wer kauft es aus?

Heimweh.

Dorthin, wo die Engel ſingen,
Ohne Unterlaß erklingen
Süße heil'ge Melodien;
Dorthin aus dem Land der Fehle
Möchte wandern meine Seele,
Möchte in die Heimath zieh'n!

Ach! wie leicht kann ich verderben,
Tod ſtatt Leben mir erwerben,
In dem Streit zu Grunde geh'n;
Wolle meiner Dich erbarmen,
Lieber Jeſu! gib mir Armen,
Dich in Deinem Reich zu ſeh'n.

Höre Deines Kindes Bitte:
Nimm hinweg mich aus der Mitte
Dieſer Finſterniß zum Licht;
Muß ich dennoch länger ſtreiten,
O! ſo ſtehe mir zur Seiten,
Treuer Gott, verlaß mich nicht!

Lebensregeln.

Hemme des Fußes Lauf,
Ehe Du matt biſt,
Höre zu trinken auf,
Ehe Du ſatt biſt;
Spanne die Sehne ab,
Ehe ſie ſchlaff iſt,
Stecke den Beutel ein,
Wenn er noch ſtraff iſt.
Vielen gerathen hab'
Geſtern und heut' ich,
Aber wohl nimmer werd'
Selber geſcheit ich!

Sebaſtian Longard,

geb. am 19. November 1817 zu Coblenz, abſolvirte das Gymnaſium und ſtudirte von 1837—1840 in Bonn. Von 1846—1850 fungirte er bei dem damaligen Appellationsgerichtshof in Köln als Advokat-Anwalt. Dann, zur Magiſtratur übergetreten, war er zunächſt mit der commiſſariſchen Verwaltung verſchiedener rheiniſcher Friedensgerichte betraut. 1863 wurde er Rath bei dem Landgerichte zu Aachen und 1885 ließ er ſich in den Ruheſtand verſetzen.
Dichtungen: „Altrheiniſche Mährlein und Liedlein", 1843.

Herzmähre.

O wohl dem Herzen, dem ein Herz,
Wenn auch in weiter Ferne ſchlägt,
Das jede Wonn' und jeden Schmerz
Mit ihm ſo froh, ſo gerne trägt!

Und wär' es noch ſo einſam auch,
Aus weiter Ferne findet es
Mit ſehnlich warmem Liebeshauch
Sein Herz, ſein treuverbündetes.

Das pocht ſo ſtill, ſo heimlich an,
So treu und innig flüſtert es:
Thu' auf, dein Herz, es will dir nah'n,
Dein Herz, dein liebverſchwiſtertes!

Und jenes horcht ſo hochentzückt
Und thut in ſel'ger Regung auf,
Und eines vor dem andern ſchrickt
In wonniger Bewegung auf.

Und wie ſie ſo mit warmer Haſt,
So zitternd froh begegnen ſich,
Das eine iſt des andern Gaſt,
Sie küſſen ſich und ſegnen ſich.

Und ein's geſteht dem andern frei
Sein Lieben und ſein Sehnen all,
Und eines klagt dem andern treu
Sein Leid und ſeine Thränen all.

O wohl dem Herzen, dem ein Herz,
Wenn auch in weiter Ferne ſchlägt,
Das jede Wonn' und jeden Schmerz
Mit ihm ſo froh, ſo gerne trägt.

Vergeſſen.

Wenn ich kam durch deine Gaſſe,
Mocht' es ſtürmen, mocht' es regnen,
Und du ſtand'ſt auf der Terraſſe,
Hei! das war ein froh Begegnen.

O, wie da dein Auge glühte!
Nimmer ſchien ein Auge treuer,
Und die Roſenwange blühte
Wie in ſel'ger Sonntagsfeier.

Recht verein'gungsinnig ſtrebte
Mir dein Händedruck entgegen,
Und auf deiner Lippe bebte
Gruß und Kuß und milder Segen! —

Ach, und nun? auf der Terraſſe
Stehſt du noch alltäglich harrend
Und auf die vielliebe Gaſſe
Sehnſuchtsvoll hernieder ſtarrend.

Doch, nicht mir gilt dein Verlangen
Und dein Sehnen und dein Warten,
Mir nicht mehr auf deinen Wangen
Dieſer friſche Roſengarten.

Und doch muß ich dir begegnen
Jeden Tag, trotz einem Andern,
Dich zu grüßen, dich zu ſegnen,
Noch an dir vorüberwandern.

Denn ich lieb' dich ſo unſäglich
Und ich kann es kaum ermeſſen,
Wie es möglich, wie es möglich,
Daß du mich ſo ganz vergeſſen!

Hartes Geheimniß.

Ich will ſie ſtill im Herzen tragen,
All meine Lieb', es ſei darum,
Mag es auch noch ſo raſtlos ſchlagen;
Du bat'ſt mich ja ſo treu darum:

Mein Herz, ich will es Keinem ſagen,
Wie es ſo liebesmuthig quillt,
Und doch, ſeit ich von dir verſchlagen,
So bang und thränenfluthig ſchwillt.

Ich will es keiner Seele klagen,
Ob es auch brechen ſollt', mein Lieb,
Das arme Herz, und ſtumm verzagen,
Du haſt es ja gewollt, mein Lieb!

Ferdinand Ludwigs

wurde am 25. Februar 1847 zu Neuß geboren. Nach Beendigung der Gymnaſialſtudien in ſeiner Vaterſtadt wandte er ſich dem Studium der Theologie zu; beſuchte zu dieſem Zwecke Münſter, Innsbruck und Löwen und trat zu Oſtern 1871 in das Prieſterſeminar zu Köln ein. Am 16. März 1872 wurde er zum Prieſter geweiht und bald nachher als Lehrer der kath. Realſchule zu Düren angeſtellt; wo er bis zur Stunde noch thätig iſt.

Seine Poeſie ſteht hauptſächlich auf dem dramatiſchen Gebiete; neben mehreren kleinen meiſt Gelegenheitsarbeiten ſchuf er vier größere Dramen: „Euſtachius", „Das Heiligthum von Antiochien", „Die Bitte der Königin", „Clodwig".

Tag der Taufe.

O ſeliger Tag, wo im heiligen Bade
Die Seele ſich kleidet mit göttlicher Gnade;
Die Schuld iſt vergeben, die Tugend ergoſſen,
Die Hölle verriegelt, der Himmel erſchloſſen.
O ſeliger Tag!

O ſeliger Tag, wo mit Hoheit und Milde
Die Seele erſtrahlet im göttlichen Bilde;
Die nächtlichen Schatten der Finſternis weichen
Von einem untilgbaren himmliſchen Zeichen.
O ſeliger Tag.

O ſeliger Tag, wo vom Engel geleitet,
Die Seele zum Urquell der Glorie ſchreitet,
Alldort zu empfangen den Lohn der Bewährung:
Die Taufe der ewigen Himmelsverklärung.
O ſeliger Tag!

Germaniſcher Schlachtgeſang.

Früh wache, wer zu Kampfe zieht,
Schnür' feſter Gurt und Koller;
Wenn er dem Feind ins Auge ſieht,
Dann meſſ' den Muth er voller.
Es ſprühet das Beil, es ſpringet der Speer,
Der Walſtatt rächende Richter.
Mag ſprühen das Beil, mag ſpringen der Speer,
Der Feige nur findet Vernichter.
Auf blut'gem Schlachtfeld hoch erblüht
Die rote Siegesblume;
Nur wem der Muth im Arme glüht,
Kann brechen ſie zum Ruhme.

Es gaſtet der Tod, es gähnet das Grab,
Der Walſtatt finſtere Frohne.
Mag gaſten der Tod, mag gähnen das Grab,
Wir fahren zu Kampf und zu Krone.
Laßt in der Kotte Schreck und Scheu
Um welkes Alter werben;
Der Kühne kämpft in Trotz und Treu'
Und lächelt ſtolz im Sterben.
Es knurret der Wolf, es krächzet der Rab',
Der Walſtatt gierige Gäſte.
Mag knurren der Wolf, mag krächzen der Rab'
Uns winket Walhalla zu Feſte.

Hans Willy Mertens,

geb. am 26. Mai 1866 im Dorfe Spich bei Troisdorf, erhielt ſeine Vorbildung auf dem Progymnaſium zu Siegburg und widmete ſich 1882 dem Kaufmannsſtande. Mertens lebt in Düren. Dichtungen: „Die Lieder der zweiten Frau“, 1887.

Traumbild.

Allnächtlich ſeh' ich dich im Traume
An meinem Lager weinend ſteh'n;
Ich höre deine ſanfte Stimme
Zu Gott für mich um Mitleid fleh'n.

Ich wähne deine Hand zu faſſen,
Zu fühlen, wie dein Haupt ſich neigt
Zum Kuſſe ſanft zu mir hernieder —
Und meines Herzens Wehlaut ſchweigt.

Doch ſeh' ich dann dein Bild zerfließen
Beim nächſten lichten Morgenroth,
Dann bricht hervor die neue Thräne,
Dann weiß ich's wieder — du biſt todt! —

Isabella Mohnike

wurde am 14. Mai 1861 zu Fort Viktoria auf der Insel Amboina in den Molukken geboren, woselbst ihr Vater, Dr. O. G. J. Mohnike Arzt in Niederländisch-Ostindischen Diensten war. 1870 nahm ihr Vater seinen Abschied und ging zur Erziehung seiner Kinder nach Deutschland zurück, wo er Bonn am Rhein zum dauernden Aufenthaltsorte wählte. Isabella widmete sich dem Studium der Musik und besuchte drei Jahre lang das Konservatorium der Musik zu Köln am Rhein, wo sie sich zur Konzertsängerin ausbildete. Am 26. Januar 1887 traf Isabella ein schwerer Schlag: ihr Vater und Führer starb plötzlich an einem Schlaganfall und ließ sie — ihre Mutter war bereits 1863 gestorben — allein zurück.

In der Fremde.

Ich blicke über Schiffes Rand,
Die Heimath längst dem Aug' entschwand;
Hab' nach der Fremde mich gesehnt,
Nun steh' ich an den Mast gelehnt.

Die Wellen murmeln mir so lind,
Das Herz wird schwer, die Thräne rinnt;
Ich schau nicht hinter mir zurück
Nach dem verlaßnen, alten Glück.

Nur in die Zukunft will ich seh'n,
Frisch in die neue Heimath geh'n.
O! Schicksal, woll' mir gnädig sein,
Gieß' Frieden meinem Herzen ein!

Waldeinſamkeit.

Bin oft für mich gegangen im Walde ganz allein,
Die Vöglein in den Zweigen nur durften Zeugen ſein
Von meinen heißen Thränen, die in der Einſamkeit,
Vor aller Welt verborgen, die Seele mir befreit.

Hab' lange ſüß geträumet der Liebe erſten Traum;
Nun iſt der Traum zerronnen, war alles leerer Schaum;
Ich trank den vollen Becher, die Hefe blieb zurück,
Betrogen um mein Lieben, betrogen um mein Glück.

Du haſt mit deinem Schatten mich ſchützend oft umhüllt,
Mit ſtillem Frieden wieder die Seele mir erfüllt,
Ich denk' der alten Tage voll ſtiller Wehmuth nach,
Wenn über mir ſich breitet dein grünes Blätterdach.

Balduin Möllhauſen,

geb. am 27. Januar 1825 zu Bonn, verließ in ſeinem 14. Lebensjahre das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, um in Pommern die Landwirthſchaft zu erlernen. Von unbezähmbarer Sehnſucht nach fernen, fremden Ländern getrieben, ging er nach Amerika, wo er ſich der Expedition anſchloß, die Herzog Paul Wilhelm von Württemberg nach den Rocky-Mountains leitete. Als dieſe Expedition aufgegeben, trennte ſich M. vom Herzoge, ſchloß ſich dem Indianerſtamm der Omahas an und begleitete ſie drei Monate lang auf ihren Jagdſtreifereien. Darauf fuhr er den Miſſiſſippi abwärts und kehrte nach Deutſchland zurück. 1853 aber ging er wiederum nach Amerika und ſchloß ſich, mit den Empfehlungen Alexander von Humboldts verſehen, als Zeichner und Topograph einer Expedition an, welche im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten den geigneten Weg einer Eiſenbahn nach den Küſten des Stillen Oceans erforſchen ſollte. 1854 über San-Franzisko und den Iſthmus von Panama nach Deutſchland zurückgekehrt, wurde er zum Kuſtos der Bibliotheken in den Schlöſſern von Potsdam ernannt. Eine abermalige Reiſe nach Nordamerika 1857—58 führte ihn in die noch unbekannten Gegenden am mittleren Colorado. M. verfaßte zahlreiche Romane und Novellen, die meiſt in der neuen Welt ſpielen. Seinen dauernden Wohnſitz nahm M. in Berlin.

Die Gründung des Jagdhauſes Dreilinden.

Auf zottigen Auerwilddecken,
Im Hochwald auf märkiſchem Sand,
Einſt lagen zwei ſchwartige Recken,
Die zechten gar froh miteinand.

Es raſtete ihnen zur Seite
Die kunſtlos geſchaffene Wehr',
Die ſteinerne Streitaxt, die breite,
Der lederumflochtene Speer.

Einen Urhorn nach altdeutſcher Weiſe
Der Jüng're als Trinkgefäß ſchwang,
Den Zahn eines Mammuths der greiſe
Mit ſehnigen Fäuſten umſchlang.

Es diente als Faß eines Elen
Zuſammengeheftene Haut,
Es floß in die durſtigen Kehlen
Der Trank, der aus Honig gebraut.

Und wenn ſie des Waidwerks gedachten
Und mannhaftig ſtießen drauf an,
Geheimnißvoll dröhnten und krachten
Das Horn und der Mammuththierzahn.

Es dröhnte, vom Echo getragen,
Prophetiſch hinaus in die Welt,
Es ſcholl, wie des Hochwaldes Klagen,
Wenn jäh ihn die Eiſenaxt fällt.

So hatten die Beiden getrunken
Vom Morgen, bis endlich die Nacht
Auf Wälder und Meere geſunken
Und wieder der Morgen erwacht.

Und als hinter düſteren Tannen
Die Sonne ſich nochmals verlor,
Da füllte der Jüng're der Mannen
Sein Trinkhorn und hob es empor.

„Dir, Odin, dem Gotte großmächtig,
Ich weih' dieſen köſtlichen Trank!"
So rief er und nahte bedächtig
Einem Bäumlein, noch jugendlich ſchlank.

„Es wachſ' dieſe Linde zum Stolze
Des Weidmanns und grün' ihm zur Ehr,
Bis endlich dem ſaftloſen Holze
Ein volles Jahrtauſend zu ſchwer.

Und ſinkt ſie vor Alter danieder,
So mag ſie verbrennen, vergeh'n,
Doch ſollen der Aſche dann wieder
Drei kräftige Linden erſteh'n.

Die ſollen gedeihen und grünen,
Sich wölben zum ſchattigen Dach,
Dem ſtreifenden Waidmann, dem kühnen
Erſetzen ein häuslich Gemach!"

Da füllte bedachtſam der greiſe
Den bauchigen Mammuththierzahn,
Ihn ſchwingend in mächtigem Kreiſe,
Den Inhalt er goß auf den Plan.

„Dir, Thunar, dem fürnehmſten Aſen,
Ich opf're", ſo rief er, den „Meth,
Daß einſtmalen dort auf dem Raſen
Verjüngt die Walhalla erſteht;

Und drinnen, da ſollen ſie trinken,
Die Mannen aufrichtig und treu,
Und Freya, die frohe, ſoll winken,
Erhalten den Durſt ihnen neu!"

Und manchmalen leerten die Recken
Das Horn und den Mammuththierzahn,
Dann ſanken ſie hin auf die Decken
Und jählings das Schnarchen begann.

Sie ſchnarchten, daß in den Gehägen
Geſpenſtiſch das Echo verhallt',
Es klang, wie wenn liſtige Sägen
Zerfleiſchen den ſtöhnenden Wald.

Die Nacht hindurch ſchnarchten ſie ſelig,
Sie ſchnarchten den folgenden Tag,
Und weiter, bis Morgens ſie fröhlich
Ermuntert der Nachtigall Schlag.

Und als deren tönende Lieder
Süß koſend erreichten ihr Ohr,
Da dehnten ſie mächtig die Glieder
Und richteten ſchwer ſich empor.

Sie ſtrichen die triefenden Bärte,
Verſtändnißvoll ſah'n ſie ſich an,
Zum Horn griff der jüng're Gefährte,
Der alte zum Mammuththierzahn.

Und wie ihre Vettern im Weſten,
Auf beiden Geſtaden des Rheins,
So tranken auch ſie von dem Beſten
Gern wieder und wieder noch Eins.

So haben aus faß-lichen Gründen
Zwei Recken, von Weisheit bewegt,
Ohnfehlbar zum Jagdhaus Dreilinden
In Urzeit den Grundſtein gelegt.

Heinrich Hubert Mönch,

geb. am 19. Juli 1834 zu Altenahr in der Rheinprovinz als der Sohn eines Lehrers, beſuchte das Gymnaſium zu Münſtereifel und bereitete ſich durch Privatſtudien auf das Lehrfach vor. Er wirkte als Lehrer zuerſt an der Schule ſeines Vaters zu Altenahr, dann an der Knabenſchule zu Rheinbach, kam 1861 an die höhere Schule zu Dormagen und iſt ſeit 1668 Lehrer am Progymnaſium zu Boppard.

Dichtungen: „Gedichte", 1863. — „Altenahr und ſeine Umgebung" (hiſtor.-poetiſch geſchildert), 1867. — „Der verlorene Sohn" (Bibl. Schauſp.), 1879. — „Feierabendklänge a. d. Tagebuche eines Lehrers", 1881. — „Das himmliſche Jeruſalem", 1886. — „Gedichte aus dem Schulleben", 1887.

Abſchied vom Rhein.

Nun ade, du ſchöner Rhein!
Muß jetzt von dir ſcheiden,
All die trauten Berge dein,
All die Thäler meiden.

Deiner Wellen friſcher Klang,
Sonſt Muſik der Seele,
Mahnt mich heut wie Trauerſang
Aus des Freundes Kehle.

Scheiden, welch ein bittres Wort,
Wenn es gilt vom Rheine!
Bald am fernen, fremden Ort
Weil' ich ſtill und weine.

Eilen werd' ich dann zu dir
Auf des Traumes Flügeln,
Grüßen deiner Ufer Zier
Von den Rebenhügeln.

Ja, das ſchwör' ich feierlich
Dir zur Abſchiedsſtunde:
Lieben, loben will ich dich
Stets mit Herz und Munde!

Vöglein und Wolke.

Das Vöglein und die Wolke,
Wie eilen ſie ſo ſehr
Geflügelt, ungeflügelt
Wohl über Land und Meer!

Und jedes von den beiden
Sein Ziel und Ende kennt:
Das will in ſeine Heimath,
Die ſucht ihr Element.

Das Menſchenherz alleine
Weiß oft nicht, was es will;
In fremdem Lande ſteht es
Verzagend, klagend ſtill.

Wanderlied am Rhein.

Wer will wandern frisch und froh,
Komm zum schönen Rheine!
Nirgends, nirgends lebt man so
Bei Gesang und Weine.
Hier muß schwinden jeder Schmerz
Und gesunden jedes Herz.

Früh beim ersten Sonnenstrahl
Greif zum Wanderstabe!
Schreite fröhlich durch das Thal,
Wie zum Spiel der Knabe!
O dann zieht die Wanderlust
Mächtig ein in deine Brust.

Süßer Morgenglockenklang
Schallt in deine Lieder,
Hallt vom steilen Felsenhang
Mit den Tönen wieder.
Andachtsvoll die Welle schweigt;
Opferduft zum Himmel steigt.

Städte, Fluren, wundermild,
Schlösser, Burgen, Dome,
Grüne Berge schau'n ihr Bild
In dem stillen Strome.
Traulich grüßt ein leichter Kahn
Auf der weiten Wasserbahn.

Morgenglanz und Morgenwehn,
Morgengruß am Rheine,
Was das heißt, das kann verſteh'n,
Wer's empfand, alleine.
Spuren aus dem Paradies
Dieſem Thal der Schöpfer ließ.

Will vom Wandern ruh'n dein Fuß,
Thu's nur allerwegen!
Friſcher, froher Brudergruß
Schalt dir warm entgegen.
Wie daheim am eignen Herd,
Findſt du, was dein Herz begehrt.

Bald wird edles Rebengold
Dir im Glaſe winken
Und mit Mienen, lieblich hold,
Mahnen: Trinken! Trinken!
Haſt gekoſtet du den Wein,
Dann iſt theuer dir der Rhein.

O, dann ſingſt du friſch und froh:
Kommt zum ſchönen Rheine!
Nirgends, nirgends lebt man ſo
Bei Geſang und Weine.
Hier muß fliehen jeder Schmerz,
Hier muß jauchzen jedes Herz.

Peter Norrenberg

wurde am 1. Dezember 1847 zu Köln geboren, absolvirte sein Triennium in Bonn und wurde in Viersen als Priester angestellt, wo er sich neben der seelsorgerischen Thätigkeit der Literatur- und der Provinzialgeschichte widmet. Norrenberg ist der Gründer des katholischen Arbeiterinnenvereins und des Industriellen-Verbandes „Arbeiterwohl".

Ahasver.

Im Grunde unten tobt die Schlacht, und droben
Im Mondenschein am Hügelrand erhoben
Steht Ahasver, der ewige Jude.
Den fahlen Mund umspielt dasselbe Lästern,
Wie damals, als der Herr — ihm dünkt es gestern —
Vorüber ging an seiner Bude.

Unter den borstigen, verwachs'nen Brauen
Zuckt aus dem Augenpaar, dem stechend grauen,
Ein flackernder Wetterstrahl,
Und jauchzend grüßt in seiner Herzensnoth
Er froh den unten rastlos mäh'nden Tod
Als kundigen Kürzer der Lebensqual.

Des Grübeln's Schwäche ist ihm unbekannt;
Ein Mann, der an dem Fuß des Kreuzes stand,
Weiß nicht, was zweifeln heißt;
Nur mit dem Kreuz, an dem der Herr gelitten,
Hat gegen bess'res Wissen er gestritten,
Die ewige Sünde wider den Geist.

Verſchloſſen allem ſchöpferiſchen Lieben,
Gewißheitsvoll, von Furcht und Haß getrieben,
Erblickt er im Leben nur Schmach,
Erbarmen nur in dem verſagten Sterben
Und raſtlos wandernd jagt in eitlem Werben
Er dem erſehnten Tode nach.

Er jagt ihm nach auf allbekanntem Pfade,
Wo ſtolz in hartem Kampf mit Gottes Gnade
Sich Menſchenherzen bäumen,
Wo dann am Wege bleich Gebeine modern,
Die jetzt als Aſchenreſt nur noch vom Lodern
Der heißen Leidenſchaften träumen.

Des Wand'rers Gruß, der auf dem Schlachtenfeld
Nun wiederum das ſcheue Wild geſtellt,
Ertönt dem Langgeſuchten:
Willkommen, Tod, mit deinen Knochenpfeilen,
Wirſt heute du erlöſend endlich heilen
Das müde Herz des Gottverfluchten.

Des Kreuzes Sieg bracht' Elend mir hienieden,
Die Todesnacht allein verleiht mir Frieden.
O Tod, in deinen Armen,
Die Gottes Bann und bitt'ren Lebens Schwächen
Allein im Stande wären, zu zerbrechen,
Kann ich zu neuer Luſt erwarmen.

Da dröhnt Geſchützesdonner an den Klüften,
Geſchoſſe ſchwirren ziſchend in den Lüften,
Und eine Bombe ſtreckt
Den lebensmüden Wand'rer berſtend nieder;
Die Splitter treffen Haupt nnd Rumpf und Glieder,
Hin ſinkt er, ſtaub- und blutbedeckt. —

Die Mittnachtſtunde ſchlägt. Im Lazareth
Steht vieler wunden Krieger Bett an Bett
Im trüben Lampenſchein.
Hier liegt Ahasver auch. Er iſt erwacht,
Erwacht nach mancher tollen Fiebernacht
Im Vollbewußtſein ſeiner Pein.

Er ſinnt, und lichte Augenblicke ziehen
Aus jener Zeit der Fieberphantaſieen
An ſeinem Geiſt vorüber:
Ein Engelangeſicht in weißer Hülle
Sieht er ſich neigen voller Liebesfülle
Zu ſeinem Schmerzensbett herüber.

Noch fühlet er den Druck der weichen Hand,
Die kühlt die heiße Stirne und den Brand
Der trocknen Lippen feuchtet.
So ſinnt er hin zu mitternächt'ger Stunde,
Da hört er Worte wie aus Engelsmunde
Durch das Gemach, das trüb erleuchtet:

O Herr, als Kraft und Ziel für all mein Thun
Gib Hoffnung mir, an deiner Bruſt zu ruhn.
O Jeſu, nimm mich hin!
Die Creatur iſt mir die Jakobsleiter,
Auf der ich, Gott verlangend, ſteige weiter,
Drum iſt das Sterben mir Gewinn.

Wie Fluth dem Fiſch, gab Gnade mir das Leben,
Und außer ihr iſt mir nur Tod gegeben.
O Jeſu, nimm mich hin!
Ein Fehltritt kann mich ewig von dir ſcheiden,
Nur droben gibt's nicht Trennung mehr und Meiden,
Drum iſt das Sterben mir Gewinn.

O Herr, erhör' mein ſehnliches Verlangen,
In deinen Arm in bräutlichem Umfangen,
O Jeſu, nimm mich hin
Und leite mich zur dunklen Todesſchwelle,
Die einzig führt zur friſchen Lebensquelle,
Denn Sterben iſt mir nur Gewinn. —

Noch eh' Ahasver's Wunden ganz geheilt,
Hat ſeine Pflegerin der Tod ereilt.
An einem Maienmorgen
Ging er, geheilt dem Lazareth entlaſſen,
Quer durch den ſtillen Friedhof ſeiner Straßen,
Den Leib geſund, das Herz voll Sorgen.

Dort war ihr Grab, darüber lag ein Stein,
„Die Liebe ſtirbt nicht" grub man darauf ein,
Und in dem Buſch von Flieder
Ließ ein gefiedert' Sängerlein verborgen
Erſchallen in den thauesfriſchen Morgen
Von Gottesminne Siegeslieder.

Ahasver hemmt den Schritt an jenem Orte
Und ſcheelen Blick's lieſt er der Inſchrift Worte,
Beſtrahlt vom Sonnenſchimmer.
Dann ſchlägt er ſcheu ein Kreuz und haſtet weiter,
In ſeinem Herzen aber gellend ſchreit er:
„Und auch der Haß wird ſterben — nimmer."

Ernſt Pasqué,

geb. am 3. September 1821 zu Köln, erhielt ſeinen Unterricht in dem Inſtitut der Brüder Schuhmacher und ging, um ſich dem Studium des Geſanges und der Bühne zu widmen, 1838 nach Paris. Nach Deutſchland zurückgekehrt, gaſtirte er in Mainz, Belgien, Aachen, trat dann ein Engagement in Darmſtadt an, wo er mit einigen Unterbrechungen — wie 1846 in Leipzig, 1848 in Amſterdam und 1854 in London — bis zum Jahre 1855 als Sänger wirkte. Dann übernahm er die Leitung der deutſchen Oper in Amſterdam, ging 1856 als Opern-Regiſſeur nach Weimar und kehrte 1859, der Bühne entſagend, als Beamter des Hoftheaters nach Darmſtadt zurück. Nach dem Brande des Hoftheaters 1871 und dem bald darauf folgenden Direktionswechſel übernahm P. proviſoriſch die Leitung des großherzogl. Hoftheaters und wurde 1874 auf ſein Anſuchen penſionirt. Seitdem lebt er in einem freundlichen ſelbſtgeſchaffenen Heim zu Alsbach an der Bergſtraße, nur mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt. Seine zahlreichen Romane, Novellen, Erzählungen u. ſ. w. ſind ebenſo bekannt, wie ſeine Operntexte, die von den bedeutendſten Muſikern komponirt wurden.

Erſte Scene aus dem Märchenſpiel
Die ſchöne Meluſina.

Von Ernſt Pasqué.

Meluſina. — Ein Sonnenſtrahl. — Libella, ein Nixe der Quelle. — Marlinda, ein Nymphe des See's.

Die Meluſinagrotte, von einer Quelle durchrieſelt.

Geſang der Wellen.

Aus der Erde Schooß,
Durch der Felſen Schicht
Ueber grünes Moos
Dringen wir an's Licht,
Tropfen, die zu hellen, reinen
Wellen ſich einen.
Leiſe, leiſe,
Ewig fort in gleicher Weiſe,

Gleicher Haſt,
Ohne Raſt,
Rinnen — rinnen,
Stets erneuert wir von hinnen,
Ohne Ruh'
Immer zu,
Unſerm End und Anfang zu.

Melusina.

Ich kenn' euren Sang, tönende Wellen,
Womit ihr die einſame Nixe grüßt;
Ich kenne euch Alle, ihr hellen und ſchnellen,
Die ſchmeichelnd ihr meine Glieder küßt.
Ihr kommt und flieht mich, kehret wieder,
Eintönig, raſtlos, unwandelbar.
Und immer künden mir eure Lieder,
Daß Alle wir wandellos — immerdar,
In ewiger Ruhe ohn' Luſt und Schmerzen,
Ein ewiges Sehnen im Herzen. —

(Durch den Felſenſpalt dringt ein Sonnenſtrahl.)

Da biſt Du wieder, goldner Sonnenſtrahl,
Der neugierig oft zu mir ſich ſtahl!
Ach, könnteſt Du mir Antwort geben
Auf all' die Fragen, die im Herzen weben,
Die, Räthſeln gleich, den Sinn mir eingenommen —
Noch eins ſo freudig hieß' ich Dich willkommen.

Der Sonnenſtrahl.

Geſchehen ſoll, ſo wie es Dir gefällt.
Ich künde Dir, was Dich bedrückt,
Denn ich weiß Alles! mein iſt die Welt,
Durch mich, doch auch für mich ſo ſchön geſchmückt.
Ich grüßte heimlich Dich an manchen Tagen
Und lauſchte Deiner Seufzer, Deiner Klagen:

Was Du erſehnſt, nur Menſchen iſt's gegeben,
Die Luſt, der Schmerz gehören ihrem Leben.
Willſt Du gleich ihnen ſie erproben?
Dann aus der Tiefe raſch nach oben!
Verlaſſen mußt Du Deine Wellen,
Und zu den Menſchen Dich geſellen,
Dich unterwerfen ihren Trieben,
Mit ihnen dulden — hoffen — lieben.

Melusina.

Lieben? —

Der Sonnenſtrahl.

O weh! nur zu beredt der Seufzer ſpricht!
Du biſt verliebt und weißt es ſelber nicht.
Hinaus in's Leben, bis Du ihn gefunden,
An deſſen Lippen Du nur kannſt geſunden. —
Doch nun fahr' wohl, mich ruft die Pflicht.
Muß ich doch wandern — wandern — wandern,
Von einem Weltenend zum andern,
Der alten Mutter Erde Kraft zu geben
Und ihren Kindern — Licht und Leben!

(Der Sonnenſtrahl verſchwindet.)

Melusina.

Ich muß der Lockung folgen. — Wohlan, es ſei.
Geſpielen — Libella — Marlinda — herbei!

Libella.

Von felſiger Schwelle
Der ſprudelnden Quelle
Da eilet Libella
Im Fluge hierher.
Nun ſage mir ſchnelle
Dein Begehr.

Marlinda.

Wohin die Waſſer des Borns ſich wenden,
Tief aus des ſtillen Seees Grund,
Marlinda, die Ernſte, ſie Dir ſenden:
Gieb Deinen Wunſch uns kund.

Meluſina.

Von den Kindern der Erde erzählet mir.

Libella.

Haha! Da ſollſt Du luſtige Stücklein hören!

Marlinda.

Weh! Will auch Dich ihr falſcher Schein bethören?

Meluſina.

Was wißt Ihr von Erden- und Menſchenglück?

Marlinda.

Nur Täuſchung iſt's. — Im ſtillen See
Da liegt begraben Vieler Glück und Weh.

Libella.

Es waren Narren, eitle Thoren,
An denen nichts verloren.
Ich zeige Dir luſt'ge Geſellen,
Die ſuchen zum täglichen Brod
Wohl leckere Fiſche in den Wellen,
Doch nimmer den naſſen Tod.
Juſt ſah ich ihrer Drei,
Ein fahrender Scholaſt,
Zwei Fiedler, frank und frei —
Im Walde halten ſie Raſt.
Ich will ſie necken, die drolligen Knaben,
Sollſt Deine Luſt an ihnen haben!

Melusina.

Nach tollem Scherz steht nicht mein Sinn.

Marlinda.

Mich höre! Ernste Mähr künd' ich Dir an,
Die ich im Forst ersah, auf meiner Bahn. —
Mit dem Ardenner Grafen zog Siegfried von Arlon
Zum Waidwerk in den Wald.
Ein Eber rennt den Grafen an,
Wirft hart ihn nieder — um ihn ist's gethan!
Da greift Herr Siegfried rasch zum Speer,
Das Unthier am Leben zu strafen.
Doch weh! ein Ast hemmt Arm und Wehr
Und statt des Ebers — trifft er das Herz des Grafen.
Verzweifelnd fliehet Siegfried, schuldbeschwert,
Und füllt den Wald mit seinen Klagen.
Ihn, den als Vater geliebt und geehrt,
Hat er mit eigener Hand erschlagen.

Melusina.

O blutige That — unseliges Geschick!

Marlinda.

Nun kennst Du der Erde falsches Glück.

Melusina.

In Seligkeit will ich es kehren —
Wenn er es verdient. — Lock' ihn zu mir.

Marlinda.

Laß ab von solchem Begehren!
Graf Siegfried ist der Ritter Zier,
Und jung und schön. Er weiß zu siegen.
Mit Deinem Sehnen wirst Du ihm erliegen.

Libella.

Du ſollſt ihn ſeh'n, zur Fahrt bin ich bereit.
Doch will auch ich flugs meine Fallen ſtellen,
Zu loſem Spiel mit jenen drei Geſellen.

Marlinda.

Ich warne Dich, laß ab! noch iſt es Zeit.

Meluſina.

Vergebens! Zu mächtig wogt im Herzen
Dies Sehnen nach der Erde Luſt und Schmerzen.
Hinauf, an's Licht! —

Libella.

Ohn' Aufenthalt
Flieg ich hinaus zum grünen Wald,
Und locke ihn ſchnell
Zum ſprudelnden Quell.
Die Tölpel jedoch, die kecken,
Wie will ich ſie jagen und plagen, necken und ſchrecken!

Marlinda.

Mit Sorg' um Dich kehr' ich zum See zurück.

Meluſina.

Nun, Erde, enthülle mir der Liebe Glück!

Guſtav Piſtor,

geb. in Elberfeld am 14. Oktober 1842, beſuchte die dortige Realſchule und trat dann in ein kaufmänniſches Geſchäft als Lehrling ein. Später übernahm er das väterliche Agentur-Geſchäft, dem er noch heute gemeinſchaftlich mit ſeinem älteren Bruder vorſteht. Guſtav Piſtor nahm 1866 als Einjährig-Freiwilliger an dem Feldzuge der Elbarmee thätigen Antheil, und wurde in dem Vorpoſtengefecht bei Hühnerwaſſer durch einen Gewehrſchuß durch den Unterſchenkel verwundet.

Morgenlied.

Die Sonne ſteigt am Himmel auf,
Das Tagsgeſtirn beginnt den Lauf,
Nun muß die dunkle Nacht entfliehen.
Die Halme funkeln auf der Au,
Aus Blumenkelchen blinkt der Thau,
Im Strahlenkranz die Berge glühen.

Wie weht ſo friſch die Morgenluft,
Erfüllt mit ſüßem Blüthenduft,
Und Flur und Wald belebt ſich wieder!
Und mit den Vöglein in dem Strauch
Will ich, mein Gott, Dich loben auch,
Dir bringen meine Dankeslieder.

Du haſt beſchützt mich in der Nacht,
Du hieltſt an meinem Lager Wacht
Und haſt mich neu durch Schlaf erquicket.
Und Deiner Liebe Morgenlicht
Verſcheucht die Wolken trüb' und dicht,
Nichts iſt, was noch mein Herz bedrücket.

Du haſt auch meiner Sünden Nacht
Durch Deiner Gnade Wundermacht
Zertheilt, und meinen Weg erhellet.
Und Deine Vaterhuld und Treu
Beſtrahlt mich alle Morgen neu,
Haſt Engel mir zur Hut beſtellet.

Erleucht' mich ſtets mit Deiner Gnad',
Behüt' auch heute meinen Pfad,
Bei Dir iſt Friede, Freud' und Wonne.
Wer wandelt hier in Deinem Licht,
Den führſt Du, daß er ſtrauchelt nicht,
Ihm gehet auf des Heiles Sonne.

Wenn Trübſals Hitze mich bedrückt
Hat mich Dein Schatten auch erquickt,
Und Deines Troſtworts friſche Quelle.
Will Luſt der Welt mich reißen fort,
Biſt Du mein ſichrer Bergungsort;
Du haſt bezwungen Welt und Hölle! —

Hier wechſeln Arbeit, Freud' und Plag;
Einſt ſteigt herauf der ew'ge Tag,
Mit hehrer Klarheit, Heil und Frieden;
Der Tag der ſchönen Sabbathruh,
Wo alle Thränen trockneſt Du
Und ew'ges Heil uns iſt beſchieden.

Wie herrlich muß der Morgen ſein
Der bricht nach Grabesnacht herein,
Wenn wir mit Chriſto auferſtehen!
Der Tag der ſel'gen Ewigkeit,
Wo wir, in Gottes Bild erneut,
Die Herrlichkeit des Vaters ſehen!

Abendlied.

Sonne ſchied am Bergesgipfel,
Schweigen deckt der Bäume Wipfel,
Friede ſenkt ſich ſtill ins Thal.
Abendroth im Weſt noch glühet,
Mählich Dämmrung niederziehet,
Einſam ſingt die Nachtigall.

Und nach kurzer Abendfeier
Deckt die Nacht mit ihrem Schleier
Sanft die müde Erde zu.
Dunkel wird's nun nah und ferne;
Droben leuchten Gottes Sterne,
Leuchten freundlich mir zur Ruh.

Stille Einkehr will ich halten
Nach des Tags geſchäft'gem Walten,
Das ſo viel Zerſtreuung bracht';
Will mein Abendlied Dir ſingen,
Dir des Dankes Opfer bringen,
Der Du über mich gewacht.

Wolleſt gnädig mir verzeihen
Meine Sünden, die mich reuen,
Womit ich Dich, Herr, betrübt;
Mir auch Gnad' und Weisheit geben,
Dich zu lieben, Dir zu leben,
Der Du mich zuerſt geliebt.

Du nimmſt hier die Müden, Matten
Unter Deiner Flügel Schatten,
Deine Liebe ſorgt und wacht;
Stilleſt ihre Noth hienieden,
Daß ſie ruhen ganz in Frieden
Auch in finſtrer Mitternacht.

Wenn's auch dunkel nah und ferne,
Droben leuchten Gottes Sterne,
Droben thronet ew'ges Licht:
Dieſes Lichts erhabne Quelle
Machet dunkle Pfade helle,
Strahlend es durch Wolken bricht.

Einſt, wenn meine Lippen ſchweigen,
Sich des Lebens Tage neigen,
Und des Todes Nacht mich ſchreckt;
Laß mich gläubig, Herr, vertrauen,
Daß ich Dich im Licht werd' ſchauen,
Wenn mich Jeſus auferweckt.

Wilhelm Reuter,

geb. am 18. Januar 1833 zu Andernach am Rhein, ſtudirte 1853 in Bonn Theologie und Philologie, beſonders deutſche Sprache. Als er in Trier ſeine Studien vollendet hatte, wurde er Oſtern 1858 Prieſter, bald darauf Kaplan und Religionslehrer am Progymnaſium in Saarlouis, bezog dann 1861 noch auf ein Jahr die Univerſität Bonn, wo er neuere Sprachen und Literatur ſtudirte, erwarb ſich für dieſe Fächer die facultas docendi und wurde dann als Lehrer an der neu begründeten höheren Bürgerſchule in Saarlouis angeſtellt. Im Jahre 1879 übernahm er die Leitung einer höheren kath. Privatſchule in Coblenz, wurde im Herbſt 1881 als Religionslehrer an das Kgl. Lehrerſeminar in Boppard berufen, von wo er nach zweijähriger Thätigkeit unter Beförderung zum Erſten Seminarlehrer an das Kgl. Lehrerſeminar zu Münſtermaifeld verſetzt wurde.

Dichtungen: „Sang und Sage", 1878. — „Garben und Farben", 1882. — „Sinnen und Singen", 1886.

Das Kind und die Sterne.

Es greift des Kindes kleine Hand
So arglos noch nach Mond und Sternen:
Noch iſt ihm nah des Himmels Land,
Noch ſind ihm unbekannt die Fernen.

O greif nur zu, du glücklich Kind!
Der Himmel neigt ſich zu dir nieder.
Es kommt die Zeit, ach! zu geſchwind,
Wo er ſo nah dir ſcheint, nicht wieder.

Rheiniſche Sängerſchule.

Wer dichten will ein rechtes Lied,
Für den heißt's: An den Rhein gezogen!
Das wußte ſchon der wackre Schmied,
Der Meiſter Barthel Regenbogen.

Und während er am Amboß ſtand,
Wenn von der Eſſe Funken ſprühten,
Dann flog ſein Geiſt in's Träumeland,
Wo hell der Dichtung Sterne glühten.

Und wenn ihn bei der Arbeit dann
Auf einmal die Begeiſt'rung packte,
In ſtillem Sinnen zählt' der Mann
Die Rhythmen nach der Hämmer Takte.

Er konnte länger Schmied nicht ſein,
Er mußte hohen Meiſtern lauſchen;
Es trieb ihn fort zum ſchönen Rhein,
Wo Lieder aus den Wogen rauſchen.

Zum goldnen Mainz lenkt' er den Gang,
Von dem der Ruhm ſchon weit gedrungen,
Wo Heinrich Meißens Harfe klang,
Der ſüß der Frauen Lob geſungen.

Und mit dem Meiſter wandelt' dort
Er an dem Strand des ſchönen Stromes,
Da fand er erſt das rechte Wort
Beim Glockenklang des hehren Domes.

Und manches Lied zu Gottes Preis
Hat er im goldnen Mainz geſungen:
Wie oft in holder Frauen Kreis
Iſt ſeine Harfe hell erklungen!

Und als im Tod ſein Lehrer ſchied,
Zur Gruft geſenkt von Frauenhänden,
Da ſang der Schüler ihm ein Lied,
Des Dankes würd'gen Zoll zu ſpenden.

So blüht am Rhein die Dichtkunſt fort,
Stets lauſchen Jünger dort den Meiſtern.
Im Strom verſenkt der goldne Hort
Wird immerdar zum Sang begeiſtern.

Die Mönche von Reinhardsbrunn.

Zu Reinhardsbrunn die Mönche, die mochten durſtig ſein,
Sie kauften drum in Würzburg das beſte Fuder Wein;
Sie luden's auf den Wagen, ſechs Pferde zogen bald
Die ſchwere Laſt behende durch den Thüringer Wald.

Ein fränk'ſcher Ritter hatte vernommen von dem Kauf,
Er lauerte dem Wagen mit ſeinen Knechten auf;
Er ſchickte heim den Fuhrmann: „Grüßt mir die frommen Herrn!
Will ſehn, ob von dem Weine ich auch das Singen lern'."

Des Kloſters Schirmvogt Ludwig auf Wartburg hört den Streich;
„Ich will ihn ſingen lehren der Buße Pſalmen gleich.“
Mit ſeinen Mannen ſtieg er gewappnet drauf zu Roß
Und ſtellte ſeine Fähnlein um's fränk'ſche Ritterſchloß.

Und alle Weg' und Thore bewacht der Landgraf ſcharf;
Bald fehlt es in dem Schloſſe am Brod- und Fleiſchbedarf.
Dem Ritter ließ er ſagen: „Laßt munden Euch den Wein!
Ich möchte nur gerne hören, wie Ihr könnt ſingen fein.“

Der ſpürte wohl zum Singen gar wenig Luſt anjetzt:
Es raucht nicht mehr die Küche, der Tiſch bleibt unbeſetzt.
Der Trank will ihm nicht munden aus dem geſtohlnen Faß;
Er bat: „Herr Graf, verzeihet den unbedachten Spaß!“

Der ſprach: „Wollt Ihr Euch löſen, müßt ihr das Faß zurück
Im Büßerhemd begleiten und um den Hals den Strick,
Und Roß und Wagen bringen in Reinhardsbrunn herein,
Dazu die Pſalmen ſingen, die Ihr gelernt vom Wein.“

In Reinhardsbrunn die Glocken, die läuten feierlich,
Als mit dem Faß der Ritter nun ſingend nahte ſich.
Und lachend rief der Landgraf: „Ihr ſingt ſchon ganz nach Brauch;
Wenn Ihr's noch einmal waget, lehr ich Euch beten auch!“

Im Norden.

Mich locken jene Küſten, vom nord'ſchen Meer umgrollt,
Sie feiernd griff der Barde in ſeiner Harfe Gold.
Er preiſt die ſchroffen Klippen, bedeckt mit ew'gem Schnee,
Die manch Jahrtauſend trotzten der ſturmbewegten See.

Er preiſt die tiefen Fjorden, ſo ſchmal und langgeſtreckt,
Wo gier'ge Ottern ſpielen, der Seehund ſich verſteckt.
Er preiſt die hohen Fjellen, vom Tannenwald umſäumt,
Und lauſcht dem Katarakte, der aus der Tiefe ſchäumt.

Dort grüßen Birkenwälder, ſo blau iſt See und Sund,
Die Luft ſo klar und helle, ſo rein des Himmels Rund.
Die Sonne ſendet milde noch Licht um Mitternacht,
Und wunderbar dann ſchimmert der Eispaläſte Pracht.

Und unaufhörlich wechſelt der Landſchaft Zauberbild:
Hier düftereicher Garten, dort tönt das Alphorn mild,
Hier üppig grüne Matten, ein wüſtes Steinmeer dort,
Die Rieſengletſcher ſpeiſen die Flüſſe fort und fort.

Dort iſt mit Feeenhänden geſchäftig die Natur,
In kurzer Friſt zu ſchmücken mit Blum' und Frucht die Flur.
Sieh! jetzt erſcheint der Frühling, doch nur mit flücht'gem Hauch
Weckt er in Haſt die Blüthen an Kraut und Baum und Strauch.

Schon drängt ihn fort der Sommer, der flücht'gen Schritts genaht;
Will er die Schätze reifen, bedarf es ſchneller That:

Es dräuet ſchon der Winter, der kaum dem Herbſt läßt Zeit,
Die Garben einzuſammeln, die er in's Land geſtreut.

Das iſt um Licht und Leben ein harter, ernſter Zwiſt:
Gebändigt wird der Winter zwar nur auf kurze Friſt;
Doch in den wen'gen Monden, da Sommer herrſcht im Land,
Gibt er der Schönheit Fülle mit doppelt reicher Hand.

Dann lacht der Himmel ſonnig, dann iſt ſo mild die Luft,
Sie trägt auf leichten Schwingen den flücht'gen Roſenduft;
Es gleicht der Morgenröthe die halbverhüllte Nacht,
Und jedes Auge weidet ſich an der Zauberpracht.

Wohl reicherer Gefilde darf rühmen ſich der Süd,
Wo die Natur verſchwendriſch des Spendens nimmer müd,
Wo ſie zu allen Zeiten erſcheint in prächt'gem Kleid:
Der Sohn des rauhen Nordens, er ſieht es ohne Neid.

Ob auch in Nordlands Fluren nicht Kaktusflammen glühn,
Der Duft ihn nicht berauſchet der Laube von Jasmin:
Heimweh würd' ihn ergreifen ſelbſt bei'm Citronengold
Nach ſeinen Eisgefilden, vom Wetterſturm umgrollt.

Emil Rittershaus

wurde am 3. April 1834 zu Barmen geboren, beſuchte die Realſchule und widmete ſich dem Kaufmannsſtande. Gern hätte er ſtudirt und wäre ſeiner beſonderen Neigung für das Studium der Naturwiſſenſchaften gefolgt; allein er mußte auf die Erfüllung ſeines Lieblingswunſches verzichten. Die Beſchäftigung mit der Poeſie blieb ſein einziger Troſt. Nach ſeiner Verheirathung gründete er 1856 in Elberfeld ein Agentur- und Kommiſſionsgeſchäft und unternahm nun größere Reiſen durch Deutſchland, England, Holland, Belgien und die Schweiz. Im Jahre 1862 betheiligte er ſich bei einem Fabrikgeſchäft in Barmen. Dann übernahm er die General-Agentur verſchiedener Aſſekuranzgeſellſchaften, die ihm und ſeiner Familie die Exiſtenz ſichert, obgleich ihm dabei wenig Zeit für poet. Beſchäftigungen übrig bleibt.

Dichtungen: „Gedichte", 7. Aufl. 1883. — „Freimaureriſche Dichtungen", 3. Aufl. 1886. — „Neue Gedichte", 5. Aufl. 1886. — „Zur Sedanfeier", 1875. — „Für Oberſchleſien", 1880. — „Am Rhein und beim Wein", 2. Stereotyp-Aufl. 1886. — „Buch der Leidenſchaft", 3. Aufl. 1886. — „Aus den Sommertagen", 2. Aufl. 1887.

Freiheit für Alle.

Für jedes Auge thränenroth
Der Freude lichten Sonnenſtrahl!
Für jede Bruſt, die Qual und Noth
Gelitten bei der Armuth Brod,
Den Trunk aus vollem Glückspokal!
Ich hab's gewollt, ich hab's erſtrebt,
Ich ſang mein Lied mit hellem Schalle,
Der Gott, der mir im Herzen lebt,
Er iſt es, der den Ruf erhebt:
„Freiheit für Alle!"

Und, weil ich das mit Ernſt gewollt,
Von keinem falſchen Glanz geblendet,
Hat, wer da ſcharrt nach Geld und Gold,
Hat, wer dem Scheine Beifall zollt,
Von meinem Pfad ſich abgewendet.
Maulheldenthum, das ſich nur ſucht,
Das feiſt ſich bläht im Phraſenſchwalle,
Verwünſchet hat's mich und verflucht! —
Ich war ein Sünder, war verrucht! —
Freiheit für Alle!

Für Alle Freiheit, das allein
Wird auf der Zukunft Banner ſtehen!
Ich laſſ' des Heute feilen Schein
Und will durch Fels und Dorn und Stein,
Mir ſelber treu, die Pfade gehen!
Und will es Gott, daß fern dem Ziel
Ich niederſink' und einſam falle,
Mein Troſt iſt das: Ich wollte viel,
Das Höchſte, wollte mehr als Spiel!
Freiheit für Alle!

Ihr nennt verſchloſſen mich.

Ihr nennt verſchloſſen mich — ich laſſ' es gelten! —
Ich litt zu viel in meinen jungen Jahren;
In meiner Kindheit ſchönen Traumeswelten
Iſt man mit roher Hand herumgefahren.
So knickten ſie den Baum, den friſchen, jungen,
Und meinen Schmerz verlachten blöde Thoren. —
O, meine Luſt, die ſingt mit tauſend Zungen,
Doch, ach, mein Gram wird immer ſtumm geboren!

Mein Herz fand keine Heimath, die es ſuchte
In Andrer Bruſt, kein liebevoll' Verſtehen!
O, wenn es ſich und ſeinem Schickſal fluchte
In Stunden, wo's zu einſam ſich geſehen,
Wollt ihr's verdammen? — Stolz und unbezwungen
Blieb doch mein Geiſt, ob auch mein Glück verloren. —
O, meine Luſt, die ſingt mit tauſend Zungen,
Doch, ach, mein Gram wird immer ſtumm geboren!

Oft trug ich tief im Herzen heiße Wunden. —
Ich weiß, man liebt nicht traurige Geſellen!
Ich lernte ſcherzen noch in ſolchen Stunden
Und konnte klingeln mit den Narrenſchellen.
Wol war es ſchwer, doch iſt's mir oft gelungen! —
Mir ſcheint, das Weinen hab' ich abgeſchworen! —
O, meine Luſt, die ſingt mit tauſend Zungen,
Doch, ach, mein Gram wird immer ſtumm geboren!

Habt ihr mich lieb, lernt mir im Auge leſen.
Wie mir's um's Herz iſt, ſteht im Aug' geſchrieben
O, war ich jemals froh, bin ich's geweſen
Im Kreiſe Jener, die mich herzlich lieben!
Mein tiefſtes Leid, geſagt nicht und geſungen
Wird's jemals werden vor der Menſchen Ohren! —
O, meine Luſt, die ſingt mit tauſend Zungen,
Doch, ach, mein Gram wird immer ſtumm geboren

Zu ſpät.

Ihr ſagt: „Nun jauchze hell und froh!
Die Falten von der Stirn entfernt!“ —
Umſonſt! die Jugendfriſche floh,
Die laute Luſt hab' ich verlernt!

Der Sturm mit ſeiner rauhen Fauſt,
Er trieb gar oft mit mir ſein Spiel;
Noch ſchlimmer hat der Reif gehauſt,
Der Nachts auf meine Knospen fiel. —

Vorbei! Zum Himmel ſchaut das Aug',
Und glücklich ſich das Herze fühlt.
Ich dank' für jeden linden Hauch,
Der fächelnd mir die Stirne kühlt!

Für jeden Tropfen Sonnenlicht
Ein Blick des Danks zum Himmelszelt,
Doch welkes Laub, es liegt zu dicht
In meines Lebens Blumenfeld!

Erinn'rung in die Seele ſchaut
Mit Augen, trüb' und kummerſchwer —
Und, wie mir auch der Himmel blaut,
Der Jugend Lenz, er kehrt nicht mehr!

Aus den Zuleika-Liedern.

Die Wellen murmeln leis im Fluſſe,
Durch Wolken bricht der Sterne Pracht,
Und, trunken von dem Sonnenkuſſe,
Träumt die Natur im Arm der Nacht.
Von ihren Schleiern lind umfangen
Iſt rings das Thal, der Hügel Knauf. —
Mein ſüßes Kind, was willſt du bangen?
Die wilden Roſen blühen auf!

Du wendeſt ſeitwärts Mund und Wange?
Horch, was im Wogenlispeln ſpricht!
Es küſſen ſacht am Uferhange
Die Wellen die Vergißmeinnicht.
Und lauſche, wie es rauſcht verſtohlen
Dort in des Waldes laub'gem Dach —
Das iſt des Zephyrs Athemholen!
Er küßt die wilden Roſen wach!

Still! Hörſt du's nicht vom Buſche ſchallen?
Die Bruſt durchzuckt's wie Flammenguß.
Das ſind des Frühlings Nachtigallen,
Das iſt des Mai's geſung'ner Kuß!
Fühlſt du nicht Wonne unermeſſen
Aus dieſes Liedes Klängen ſprühn?
Komm! Laß uns Lipp' auf Lippe preſſen,
Mein Lieb! Die wilden Roſen blühn!

Sie blühn! Verſteckt im Kelche koſen
Die Falter und die Käferlein.
Komm', holdes Kind! Bei wilden Roſen,
Da laß uns liebend ſelig ſein!
O, rede nicht! Ich will ſie ſchließen,
Die Lippen mit dem Kuſſe zu!
Laß uns die Roſenzeit genießen,
Du, meine wilde Roſe du! —

Gebet.

Nicht fleh' ich um den Glanz des ew'gen Glückes
Nicht fleh' ich um ein flüchtig Erdengut;
Gib, Ew'ger, nur in Stürmen des Geſchickes
Dem Geiſte Kraft und meinem Herzen Muth!
Den Pfad des Rechtes laß mich ruhig ſchreiten,
Ob ſtill die Luft, ob wild die Stürme weh'n, —
Und Eines gib mir, Gott, zu allen Zeiten:
O, die ich liebe, laß mich glücklich ſeh'n!

Nur der iſt arm, der einſam zieht die Pfade,
Von dem hinweg der Liebe Engel flieh'n!
Dir, Schickſal, Dank, du haſt in deiner Gnade
Der Lieb' und Freundſchaft Segen mir verlieh'n.
O, Alle, die mir Liebe je geſpendet,
Auf Blumenauen laß ſie ewig geh'n,
Daß nie ihr Glück, nie ihre Wonne endet. —
O, die ich liebe, laß mich glücklich ſeh'n! —

Sieh, ihre Freuden will ich jubelnd theilen,
Mich ſoll bewegen, was ihr Herz bewegt.
Ich weiß es, meine Wunden werden heilen,
So lang ſie mild die Hand der Liebe pflegt! —
An ihrer Freude ſoll mein Herz ſich ſonnen,
Wenn welkend meines Glückes Blumen ſteh'n,
Und ihre Wonnen ſeien meine Wonnen!
O, die ich liebe, laß mich glücklich ſeh'n!

Ein Kellerfeſt.

Behaglich iſt's, im Rebengau
Den Weinberg zu erſteigen,
Wenn üppig Trauben, gelb und blau,
Sich an den Stöcken zeigen, —
Jedoch, jedoch — im Sonnenbrand
Vergeblich ſucht man Schatten.
Wie heiß! Wie müd'! Wie abgeſpannt!
So ſeufzen rings die Matten.

Und zieht nun beiderlei Geſchlechts
Durch das Gerank der Trauben,
Vergeblich ſucht man links und rechts
Nach Bänklein und nach Lauben!
Das ſchafft den Aerger, den Verdruß
Gar manchem jungen Paare, —
Denn hinter'm Sonnenſchirm ein Kuß
Iſt lang noch nicht das Wahre!

Daß leuchtend dir die Bruſt durchflieg'
Ein Himmelsglanz, ein heller,
Wie Fauſt einſt zu den Müttern ſtieg,
Steig' nieder in den Keller!
Ob trüber Tag, ob Sonnenſchein,
Es lebt ſich nirgends beſſer!
Der Küfer ſenkt den Heber ein
Tief in die Mutterfäſſer.

Da iſt's ſo kühl, da weht Arom
Dich an ſo ſeltſam eigen,
Da tanzt die Elfe mit dem Gnom
Nachts hinterm Faß den Reigen.
Da mundet herrlich edles Naß,
Da flammen Aug' und Bäckchen —
Und hinter manchem großen Faß
Gibt's auch ein heimlich Eckchen.

Und viel vergnügter als der Fauſt
Bei „Muttern" einſt geweſen,
Iſt's, wenn man in dem Keller hauſt
Bei Weinen, auserleſen,
Theils vor dem Faß, theils hinterm Faß —
Ihr wißt ſchon, was ich meine! —
Und, der dies ſang, erprobte das
Zu Rüdesheim am Rheine!

Lenzmahnung.

O Herz, nun hoffe, lieb' und glaub'
An neue Frühlingsſtunden! —
Die Biene hat ſchon Blumenſtaub
Und Honigſeim gefunden!

In Hain und Flur, in Laub und Gras
Ringsum die Lenzesboten! —
Die Hummel ſummt im tiefen Baß,
Die Lerch' in hohen Noten.

Waldorgel iſt der Amſel Schlag!
Beim erſten Sonnenſtrahle
Hat ſie begrüßt den jungen Tag
Mit vollem Feſtchorale. —

Laß' dir, o Herz, vom Winterſchmerz
Den friſchen Muth nicht rauben!
Schwing' himmelwärts dich, Menſchenherz,
In Hoffen, Lieben, Glauben! —

Friedrich Roeber,

geb. am 19. Juni 1819 zu Elberfeld, beſuchte die Realſchule ſeiner Vaterſtadt und trat 1834 als Lehrling in das bekannte Bankhaus von der Heydt-Kerſten und Söhne ein. In dem Kreiſe der Wupperthaler Freunde iſt R. der einzige Dramatiker und hat er als ſolcher ſehr beachtenswerthe Dramen geliefert. R. iſt ſeit 1872 in dem erwähnten Bankhauſe Theilhaber.

Dichtungen: „Dramatiſche Dicht.“, 1851. — „Lyr. und ep. Ged.“, 1879. — „Das Märchen vom König Droſſelbart“, Drama, 1881. — „Marionetten“, Roman, 1882. — „Kaiſer Friedrich II.“, Trag., 1883. — „Sophonisbe“, Trag., 1884. — „Triſtan und Iſolde“, Trag., 1885. — „Literatur und Kunſt im Wupperthale“, 1885. — „Kaiſer Heinrich V.“, Trag., 1886.

An Hebe.

Die du in des Frühlings Strahl
Zu den himmliſchen Höhen emporſchwebſt,
O Hebe,
Und den Göttern droben
In goldener Schale
Den Trank der ewigen Jugend reichſt:
Ach, nur einen Tropfen
Deines Nektars
Laß nieder ihn fallen,
Im Morgentaue,
Auf dieſe Lippen,
Denn dem grauſigen Alter,
Das auf Krücken heranſchleicht,
Vermag keiner der Sterblichen
Je zu entrinnen.

Je wilder er hinſtürmt
Durch die Fluth des Lebens,
Nur um ſo raſcher
Holt es ihn ein.
Hebe, freundliche Göttin,
Nur einen einzigen Nektartropfen
Vergönne mir,
Daß, wenn es nun kommt,
In der alternden Bruſt
Jung bleibe das Herz,
Daß nicht erlöſche in ihm
Die Gluth der Empfindung,
Und meiner Seele nicht
Die Schwinge erlahme,
Die ſich emporhebt mit dir,
Zum Wohnſitz der Himmliſchen.

Samos.

Siehe, vor mir ſteht, in dem Glaſe funkelnd,
Hergeführt vom griechiſchen Inſelmeere,
Dein Geſchenk, o Samos, aus deinen gold'nen
Trauben gekeltert.

Ehedem hat ſeinen bekränzten Becher
Angefüllt mit deinen gewürz'gen Fluthen
Auch des Weingotts fröhlicher Sänger und des
Mächtigen Eros.

Jener Zeit, da gaſtlich das Haus des Herrſchers
Ihn umfing, Polykrates' Haus, des einz'gen,
Dem voraus ſchon waren geworfen alle
Looſe des Glückes.

Aber ſchwer war mitten im Glück das Herz ihm,
Denn der furchtbaren Götter gedacht er, daß ſie
Droben neidvoll ſäßen und darauf ſännen
Ihn zu verderben.

Dir indeß, leichtlebigem Gaſt auf Samos,
Nimmer hat, Anakreon, dir die Seele
Furcht getrübt, was drohend in ihrem Schoße
Berge die Zukunft.

Mochte Zeus aus dunkelm Gewölke ſchleudern
Seinen Blitz: du ſangeſt von Lieb und Roſen,
Hobſt empor den Becher und trankſt die Gluthen
Samiſchen Weines.

Der im Glaſe mir funkelt, o Wein von Samos,
Schwerer fließt im Norden des Blutes Welle,
Allzuſchwer hat oft mir gedünkt des Lebens
Nagende Sorge.

Könnteſt du im Buſen das Herz mir wandeln,
Lehren mich, mit lachendem Antlitz fürder
In den Ernſt des Lebens zu ſchaun und ſeine
Wechſelnden Spiele.

Daß ich nicht des ſtechenden Dornes achte,
Pflückt die Hand zum Kranze die Roſe: daß ich
Grüble nicht im brennenden Kuß, ob Falſchheit
Wohne im Herzen.

Wenn empor aus giftigem Sumpf die Nebel
Um das Haupt mir ſteigen, den Blick verhüllen,
Daß ich weiß, daß über dem Nebel ewig
Leuchtet die Sonne.

Jak. Schäfer

wurde am 3. Januar 1838 zu Köln a. Rh. geboren, beſuchte daſelbſt das Gymnaſium, bezog 1857 die Akademie in Münſter, 1859 die Univerſität zu Bonn, trat 1860 in das Prieſterſeminar zu Köln, wurde am 2. September 1861 zum Prieſter geweiht, ſchon am 11. Sept. zum Kaplan der damals noch einzigen kath. Pfarre in Crefeld ernannt und am 3 Sept. 1886 als Oberpfarrer nach Geilenkirchen berufen.

Dichtungen: „Bunte Schildereien", 1885.

Ein Tiroler.

Ein Sträußchen ſchmückt ihm die breite Bruſt,
Eine Birkhahnfeder den Hut.
Im Sonntagsſtaat iſt prächtig zu ſchau'n
Solch junges Tirolerblut.

Er ſchreitet hurtig durch's grüne Thal,
Sieht roſig die Alpe glüh'n,
Schwenkt kühn und luſtig den Schützenhut
Und jodelt luſtig und kühn.

„Drei Gulden juchhei, ein ganzer Schatz,
Die darf ich verjubeln frei.
Die hab' ich erſpart mir ſeit lange vom Lohn.
Drei Gulden, drei Gulden, juchhei!

Zur Muſik, zur Muſik da geht es hin,
Da tanz' ich manch' wirbelnden Reih'n.
Die Dirnen die tanzen mit mir ja gern,
Da trink' ich Terlanerwein."

Jählings verſtummt er, ſteht und ſchaut
Verkohlte Trümmer am Weg.
Da ſtand ja noch jüngſt ein kleines Haus
Und eine Martl daneben am Steg.

Und in den Trümmern ſitzt ein Mann,
So bleich, daß Gott erbarm',
Und neben ihm ein Weib ſo bleich,
Ein Kindlein zart im Arm.

Und die drei Gulden gibt er ſtill
Dahin dem bleichen Mann.
Wie ſchritt er jubelnd das Thal hinab,
Wie ſchreitet er's ſinnend hinan!

Niclaus Wengi.

Zu Solothurn von hohem Thurm
Sah grinſend der Teufel hinab.
„Hihi, viel Beute, viel Beute für mich
Sinkt heute da drunten in's Grab.
Die vordem Einen Glauben bekannt,
Hetzt' ich in den Glaubensſtreit.
Die vordem einander als Bürger geehrt,
Sind einander zu morden bereit."

Zu Solothurn an der Aare Strand
Kanonen aufgepflanzt,
Die dräuten der großen Bürgerſchaar,
Die drüben ſich verſchanzt.
Schon nahte der Zünder dem erſten Geſchütz,
Da ſprang ein Bürger heran
Und ſtellte ſich vor den dräuenden Lauf
Und lehnte ſich feſt daran.

„Von Solothurn ihr Bürger wollt
Einander dem Tode weih'n.
Der erſte Mann, der ſterben ſoll,
Ich will, ich will es ſein.
Berathet die Sache noch einmal,
Berathet mit kaltem Blut.
Drum betet ein Vaterunſer zuvor,
Das löſcht der Rache Gluth."

Zu Solothurn vom hohen Thurm
Der Teufel fluchend ſchwand.
Die Bürger beriethen nach frommem Gebet
Und reichten verſöhnt ſich die Hand.
Vor Solothurn auf der Kreuzeshöh'
Ragt heute der Wengigranit,
Der theilt, was Niclaus Wengi that,
Noch ſpäten Geſchlechtern mit.

Zwei Helden.[1])

Habsburg, deine Musquetiere
Weichen vor Rebellenſchaaren.
Soll der Doppelaar denn ſchwinden
Aus dem Lande der Magyaren?

Sieh die Fahne, ſieh die Fahne
Noch auf hoher Schanze ragen!
Der ſie trägt, nur Einer, Einer
Will nicht weichen, kennt kein Zagen.

O der Schmach, ſie laſſen einſam
Ihn mit deiner Fahne ſtehen.
O der Schmach, ſie kehren nimmer,
Mag die Fahne mahnend wehen.

Weh', er ſinkt, die Bruſt durchſchoſſen,
Doch die Fahne läßt er nimmer,
Mag ein Blutquell auf die weiße
Fahne gießen Purpurſchimmer.

Sieh den Pater in der Kutte
Muthig auf die Schanze ſteigen.
Um, ein Friedensbote, tröſtend
Sich zum Sterbenden zu neigen.

Sieh den Pater in der Kutte
Muthig nach der Fahne greifen,
Hoch ſie heben, daß ſie zeige
Weit den friſchen Purpurſtreifen.

---

[1]) Nach einer wahren Begebenheit aus dem Aufſtande Koſſuth's.

Und den Pater in der Kutte
Mit der Fahne ſeh'n die Feigen.
Und ſie kehren und ſie kämpfen,
Sich der Fahne werth zu zeigen.

Habsburg, deine Musquetiere
Schlagen die Rebellenſchaaren,
Und der Doppelaar wird bleiben
In dem Lande der Magyaren.

Hermann Julius Schöltgen

wurde am 18. März 1855 zu Remscheid in der Rheinprovinz geboren; er widmete sich nach erlangter Schulbildung dem Handelsstand, betrieb aber nebenher eifrig sprachliche und literarische Studien und lebt jetzt als Redacteur in Bendorf am Rhein.
Dichtungen: „In Freud und Leid" (Ged.), 1883.

An einen Zweifler.

Wie oft hast du belächelt mein Vertrauen
Zu jenem Geiste, der im Weltall wacht;
Du glaubtest nicht an diese hehre Macht
Und wolltest immer auf dich selber bauen.

Und doch sah ich dich hülfesuchend schauen
Zum Firmamente auf in jener Nacht,
Als mit des Todes finstrer Schreckensmacht
Dein theures Weib dort rang in Angst und Grauen.

Wie war der Glaube an dich selbst verschwunden!
Im tiefsten Schmerze mußt' der Ruf geschehen:
„Noch einmal laß, o Gott, mein Weib gesunden!"

Und Gott erhörte dein verzweifelt Flehen,
Weil du den Pfad zum Licht zurückgefunden;
Er ließ den Kelch an dir vorübergehen.

Joseph Schrattenholz,

geb. 19. October 1847 in Hoholz, Siegkreis, genoß seine Bildung auf privatem Wege, hospitirte an den Universitäten in Berlin und Bonn und lebt in letztgenannter Stadt, wo er als Novellist und Musikschriftsteller wirkt.

O frage nicht.

O frage nicht: wie soll das enden?
Muß enden denn, was kaum begann,
Womit das Schicksal Herz und Händen
Vorherbestimmte Bande spann?

Der Epheu schlingt die saftgen Ranken
Um Fels und Mauer, Baum und Feld —
Er fraget nicht, wohin sie schwanken,
Er schafft sich seine grüne Welt.

Erfreue dich des neuen Lebens
Und laß dem Schicksal seinen Lauf!
Entrinnen, Liebste, ist vergebens:
Die Liebe höret nimmer auf!

Leb wohl.

Leb wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Wir müssen scheiden!
Von allen den Wonnen blieb
Uns jetzt nur Leiden.

Auf der Straße das Rößlein ſcharrt,
Geſchirrt iſt der Wagen —
O du Scheiden, wie hart, wie hart
Nach ſo ſonnigen Tagen!

Deine Hand, deinen Mund mir reich'!
Sieh feſt mir in's Auge!
Daß Leib und Seel' zugleich
Dich in ſich ſauge!

„Aus den Augen, auch aus dem Sinn!"
Wir behalten uns gerne —
Doch ach, dahin iſt dahin,
Die Ferne bleibt Ferne!

Noch einmal ein Abſchiedskuß,
Ein letztes Winken —
Leb wohl, ich muß weiter, ich muß,
Und müßt' ich verſinken! —

In dem Walde am grünen Rain,
Wo geſtern wir ſaßen,
All die ſüßen Waldvögelein
Ihren Sang vergaßen.

Aus dem Dorfe die Fiedel klang —
Ich fahre alleine —
Es wird mir ſo bang, ſo bang —
Und ich weine, weine und weine!

Walther Schulte vom Brühl,

geboren den 16. Januar 1858 zu Gräfrath, Reg.-Bez. Düſſeldorf, ſtudirte ſchöne Wiſſenſchaften, wandte ſich dann der Malerei zu und wirkte als Schriftſteller und Illuſtrator gleichzeitig. Von 1878—1883 weilte er in Weimar, redigirte dann ein Jahr lang eine kleine Thüringiſche Zeitung und ging darauf nach München. Bald aber wurde er als Feuilleton-Redacteur des Frankfurter Journals nach Frankfurt berufen, wo er ſeit dem 1. Januar 1886 die „Didaskalia" redigirt. Er iſt ein ſehr fleißiger Schriftſteller und hat bereits viele Märchen, Erzählungen u. ſ. w in Buchform publicirt.

Tapetenmuſter.

Ein dunkler Hintergrund mit grauen Ranken,
Aus denen wieder kleinre Ranken dringen,
Die ſich in wechſelreichen Bogen
Um kleine, bunte Roſenblümchen ſchlingen:

Ein Bild des Lebens möcht' ich d'raus erſchauen.
Die Ranken all' ſo ſcheinbar wild verſchlungen,
Sie zeigen mir des Lebens Arabesken,
Des Daſeins Sorgen und Verwickelungen.

Die kleinen Röslein ſind des Lebens Freuden,
Aus grauem Hintergrunde ſind ſie hell entſprungen,
Sie werden rings von den geſchmeidigen Ranken
Des Leidens und der Kümmerniß umſchlungen.

Mai.

Sproßt ein Kräutlein tief im Wald,
Darf im Lenz nicht fehlen.
Duftig Pflänzlein, sollst dich bald
Meinem Wein vermählen.
In die Laube dort
An versteckten Ort,
Valleri juchhei!
Schafft der Gläser zwei,
Eins für mich und eines für den Mai.

Horch, ein jugendfrischer Sang!
Und mit leichten Schritten
Kommt es durch den Gartenhang
Eilig hergeschritten.
Mädchen frisch und rund,
Deinen Rosenmund
Valleri juchhei!
Küß' ich frank und frei,
Und an's Herz drück' ich den wahren Mai.

Heinrich Steinheuer

wurde am 18. April 1819 zu Coblenz geboren. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Minden widmete er sich dem Kaufmannsstande, da seine schwächliche Gesundheit ein weiteres Studium nicht zuließ. Seit Jahren ist er als Gutsbesitzer und Kaufmann Bewohner des bergischen Landes und lebt er zu Lindlar am Rhein.

Dichtungen: „Leben und Lieben" (Ged.), 1860. — „Lust und Leid" (Ged.), 1883. — „Waldhornklänge" (Jagdlieder), 1884.

Liebesjubel.

Die Brust ist mir so froh bewegt,
Schier will das Herz zerspringen;
Weiß Gott, was sich da drinnen regt,
Mir ist, als müßt' ich singen.

Das ist nicht Duft und Sonnenschein,
Nicht Blüthenhauch der Reben,
Der junge Lenz kann nicht allein
Mich so zum Himmel heben;

Das ist auch nicht die Wanderzeit,
Die mir gelöst die Seele,
Die mir das Herz so groß und weit,
Und frei gemacht die Kehle:

Das ist ein Blick, ein süßes Wort,
Ein Druck von lieben Händen,
Das jauchzt und strömt nun in mir fort,
Will nimmer, nimmer enden.

Trinklied.

Im Faſſe glüht ein edles Naß,
Ohn' Makel, ohne Fehle;
Es ſehnet ſich nach einem Glas,
Nach einer durſt'gen Seele.
Wie ſprüht der klare Feuerborn
So mächt'ge Zaubertriebe,
Statt Kummer, Sorge, Gram und Zorn
Nur Freiheit, Luſt und Liebe!

Ein leeres Herz, ein leeres Glas,
Die geben keine Flammen;
Ein ſprühend Herz, ein ſchäumend Glas,
Die paſſen gut zuſammen,
Die haben echte Sympathien,
Wo ſie ſich auch begegnen,
Sie ſind die reinſten Harmonien,
Die unſer Leben ſegnen.

Wohlan! im Glas ein edles Naß,
Ein Lied in luſt'ger Kehle;
Das Herz iſt unſer flammend Glas,
Der Zecher unſre Seele.
Im Trinken liegt die Seligkeit,
Das Räthſel unſeres Lebens;
Wer ſtets zu Luſt und Wein bereit,
Der lebte nicht vergebens.

Alte Briefe.

Oftmals, wenn in ſchwarzer Nacht
Mir kein Stern will leuchten,
Und der Sorgen dunkle Macht
Schlaf und Traum verſcheuchten,
Wenn das Herz in Angſt und Noth
Seufzet ſchwer beklommen,
Und erlöſend mir der Tod
Freudig wär' willkommen:

Muß ich denken jener Zeit,
Wo noch Mutterliebe
Sorglich wachte, daß kein Leid
Mir das Herz betrübe;
Wo zwei Augen ſegensreich
Mich vor Schmerz gerettet,
Und zwei Hände liebeweich
Mir das Haupt gebettet.

Sinnend hol' ich mir hervor
Jene Blätter wieder,
Deren Sprache mir in's Ohr
Klingt die ſchönſten Lieder:
Alte Briefe, die ſie ſchrieb,
Ach, vor langen Jahren,
Zeugen einer Mutterlieb',
Treu unwandelbaren.

Wie ich leſe Blatt um Blatt,
Strömt der ganze Segen,
Den nur ſolche Liebe hat,
Wieder mir entgegen.

Jedes Wort wird mir zum Gruß
Von dem treu'ſten Herzen,
Und es bringt, wie ſonſt ihr Kuß,
Lindrung meinen Schmerzen.

Jede Zeile ruft zurück
All' die ſchönen Stunden,
Und das beſte Erdenglück,
Das mit ihr geſchwunden.
Wieder dringt ihr ſanfter Ton
Mir durch das Gemüthe:
Wie ſie ſprach zu ihrem Sohn
Voller Lieb' und Güte.

Und mir iſt, als ob ihr Hauch
Segnend mich umflöſſe,
In die Seele mir ihr Aug'
Strahlen niedergöſſe;
Gleich als ob vom Jenſeits ſie
Reichte mir die Hände;
Mutterliebe geht ja nie,
Nimmermehr zu Ende.

Und ein Stern durchbricht die Nacht,
Mir den Weg zu zeigen;
Was in mir geweint, geklagt,
Alles kommt zum Schweigen.
Und in reinſter Harmonie
Löſt ſich alles Trübe, —
Wacht ein Aug' doch ſpät und früh
Ew'ger Mutterliebe.

Abendſegen.

O lichte Gluth! o goldner Strahl!
Der Abend zieht heran;
Die Sonne grüßt zum letzten Mal:
Singe, wer ſingen kann!

Am Sternenfeld des Himmels zieht
Der Mond die ſtille Bahn,
Der Berge letzter Schein verglüht:
Bete, wer beten kann!

O tiefe Ruh'! o ſtille Nacht!
Der Träume Zeit bricht an;
O Märchenwelt! o Zauberpracht!
Träume, wer träumen kann!

Karl Stelter

wurde am 25. December 1823 zu Elberfeld geboren, genoß Volksſchulunterricht, nebenher im Franzöſiſchen und in Geſchichte, trat mit dem 14. Jahre als Lehrling in eine Seidenfabrik, ſtets bemüht, ſich auch wiſſenſchaftlich weiter zu bilden. Erſt Kommis, war er danach viele Jahre Prokuriſt angeſehener Handelshäuſer Elberfelds, bis er 1883 nach Wiesbaden überſiedelte.

Dichtungen: „Gedichte", 3. Aufl., 1880. — „Aus Geſchichte und Sage", Epen, 2. Aufl., 1882. — „Novellen", 1882. — „Kompaß auf dem Meere des Lebens", 5. Aufl., 1887. — „Neue Gedichte", 1887. — „Hohenzollernſtrauß", 1871. — „Die Braut der Kirche", 1858. — „Kompendium der ſchönen Künſte", 1860.

Feiertag.

Sabbatliche Stille,
Alles pflegt der Ruh' —
Pochend Herz, nun ruhe,
Ruh auch du!

Einkehr bei dir ſelber
Halt für dich allein;
Laß die tauſend Sorgen
Nicht herein!

Laß die Leidenſchaften
Schweigen auch einmal,
Flieh, was um den Frieden
Dich beſtahl!

All die wilden Wünſche
Weiſe ſtreng zur Ruh';
Sei am Feiertage
Still auch du!

Dichterliebe.

In Goethes Herzen
Fand neue Triebe,
Im ſpäten Alter,
Nochmals die Liebe.

Ein jugendfriſches,
Blondlockig' Mädchen
Spann um den Dichter
Marienfädchen.

Das Greiſenalter,
Mit dieſer Jugend
Nach ſeinen Sternen
Des Glückes lugend —

Sah, was vergangen,
Noch einmal wieder
Im Blüthenkranze
Verjüngter Lieder.

Den ſchlang die Jungfrau
Sich in die Locken
Und hielt ihn grünend
Bei Silberflocken.

Als die ſich ſenkten
Aufs Haupt hernieder,
Las noch die Greiſin
Des Dichters Lieder.

Denn drin geſchrieben
Stand von dem Glücke,
Wie Dichterliebe
Das Leben ſchmücke.

Wie friſch verblieben
Des Herzens Triebe,
Weil ſie entſproſſen
Der Dichterliebe!

Friedrich Storck

wurde am 26. December 1839 zu Elberfeld geboren. Die Eltern ſtarben früh, und ſo war es unſerem Dichter nicht vergönnt, eine höhere, klaſſiſche Bildung zu genießen; er widmete ſich dem Kaufmannsſtande und iſt ſeit vielen Jahren in einem bedeutenden Handelshauſe Elberfelds thätig.

Dichtungen: „Germaniens Liedergruß an deutſche Turner", 1861. — „Alldeutſchland hoch!" (10 Zeitgedichte), 1870. — „Gedichte", 1870. — „Liederbuch" (Der „Gedichte" 2. Bd.), 1873. — „Lyrik", (Neue Ged.), 1876. — „Je länger je lewer (Ged. und En. in wupperthaler Mundart) v. Fr. Höarmekan (pſd.), 1876. — „Von Haus und Herd" (Ged.), 1878. — Neue Ausg. u. dem Titel: „Freudvoll und leidvoll", (Lyr. Cyklus), 1882. — „Gedichte" (Erneuerte Ausgabe), 1883. — Poetiſche Schriften: „Kalleroden", (Plattd. Ged. u. En. in bergiſch-wupperthaler Mundart), 1879. — „Oemmergrön", (Plattd. Ged. in bergiſch-wupperth. Mundart), 1887.

Im Kampf des Lebens

(meinem Sohne Viktor).

Laß Schmeichelwort und Menſchenlob
Nicht blenden dich; 's iſt Truggold oft; —
Der geht ſein' Tag' am Narrenſeil,
Wer nur auf Freundeshilfe hofft.

Nicht immer bringt des Goldes Macht
Dem Erdendaſein Glück und Heil; —
Ein köſtlich Gut, es ward auch dir
Der Himmelsſonne Gold zutheil.

Die friſche, reine Gottesluft,
Die dich umweht zu dieſer Friſt,
Sie iſt ſo gut des Bettlers Hauch
Wie ſie des Königs Odem iſt. —

Dein Thun ſei nie im Kleinen groß,
In großen Dingen nimmer klein;
Vor Halbheit hüt' dich; ſtreb' darnach,
Allzeit ein ganzer Mann zu ſein.

Die Heuchelei, die Lüge flieh',
Scheinheil'ges Weſen treff' dein Zorn;
Die wahre Demuth ſei dein Kleid,
Die rechte Treue dir ein Sporn.

Laß' dein Gewiſſen eng' und klein,
Doch groß dein Herze ſein und weit.
Wohl dem, der ſtill im Buſen pflegt
Das Saatkorn der Barmherzigkeit!

An Gott halt' allerwegen feſt,
Die Wahrheit bleib' dein Schirm und Schild; —
Dem Vaterland dein Muth und Arm,
Der Freiheit jeder Pulsſchlag gilt. —

Dann grüßt dich, auch in Winters Nacht,
Des Friedens gold'ner Maienſchein, —
Dann wirſt, ein Viktor, du allzeit
Siegreich im Kampf des Lebens ſein!

Feierſtunde.

Befreit vom Staub der Werkeltage,
Im ſonntäglichen Feſtgewand
Wir wanderten im grünen Hage,
Wir ſchritten durch das Wieſenland.
Zu flieh'n das Heer der bangen Sorgen,
Des Alltagsdruckes ſchwere Spur,
Rief uns hinaus am Sonntag Morgen
Das Reich der heiligen Natur.

Und wie wir gingen unſ're Pfade,
Mit jedem Schritte kund uns ward,
Wie doch an Huld ſo reich und Gnade
Sich die Natur uns offenbart.
Ein Hauch des Friedens uns umwehte,
In Düften ſchwamm die weite Flur, —
Es mahnt das Herz zum Dankgebete
Das Reich der heiligen Natur.

Vom Hügel wir herniederſchauten
Am ſonnenhellen Feiertag;
Das Thal der Heimath rings, der trauten,
Im ſüßen Frieden vor uns lag.
Es ruhten auf dem dunklen Grunde
Der Sonne helle Strahlen nur, —
O, wunderſame Feierſtunde
Im Reich der heiligen Natur!

Und neugeſtärkt und reich an Segen,
Im Herzen Frieden, Troſt und Ruh',
Auf ſommerlichen Blumenwegen
Wir ſchritten unſerm Thale zu.
Empor der Hauch der Blüthen wehte
Als Dankesopfer zum Azur, —
Die Herzen prieſen im Gebete
Das Reich der heiligen Natur!

Der Friedhof.

Dir bleibt mein Herz in Freud' und Leide,
In Luſt und Trauer zugewandt,
Du Feld im Frühlingsblüthenkleide,
Du gottgeweihtes Ackerland;
Du ſabbathſtille Friedensſtätte,
Du Hof der letzten, ew'gen Ruh':
Im Schmuck der blüh'nden Hügelkette
Ein heil'ger Garten Gottes du! —

In dir iſt Ruh' nach wilden Tagen,
In dir iſt Frieden nach dem Streit;
Du kühlſt die Wunden, die geſchlagen
Des Lebens heiße Kampfeszeit.
In deinem Schoos, in deinen Armen
Winkt Freiheit uns nach Erdenpein, —
Du biſt die Liebe, das Erbarmen,
Geweihter, trauter Schlummerhain! —

Die Lerche ſteigt in Blüthendüften
Aus Gras und Moos empor an's Licht;
Sie ſchmettert ob den ſtillen Grüften
Ein frühlingſel'ges Preisgedicht. — —
Hier unten Tod und Grabeshülle,
Dort droben froher Lebensdrang;
Hier unten feierliche Stille
Und oben jubelnder Geſang!

(Carmen Sylva)

wurde am 29. December 1843 zu Monrepos bei Neuwied als die Tochter des Fürſten Hermann zu Wied-Neuwied geboren und am 15. Nov. 1869 mit dem damaligen Fürſten, jetzigen Könige von Rumänien, Carol I. vermählt. Der jungen Ehe war ein Töchterchen entſproſſen, welches leider ein früher Tod dahinraffte. Die Fürſtin ſuchte Troſt und Erſatz in Werken der Humanität und in literariſcher Thätigkeit. Die rumäniſche Literatur hat an ihr eine eifrige Freundin und Stütze. Nicht nur hat die hochbegabte Fürſtin mehrfach gelungene Uebertragungen rumäniſcher Dichtungen veröffentlicht, ſondern ſie hat ſich auch ſelbſt als geiſtvolle Dichterin erwieſen. Das nachſtehende Poem „Heimweh" iſt ein bisher noch nicht gedrucktes Gedicht der hohen Frau.

Dichtungen: „Jehova", „Rumäniſche Dichtungen", 1881. — „Stürme", 1881. — „Meine Ruh'", 1884. — „Mein Rhein!" 1884. — u. ſ. w.

Heimweh.

Und an der Ecke das alte Haus
Wird doch noch ſtehn,
An dem die Leute jahrein, jahraus
Vorübergehn?

Die fliegende Brücke, mit Ketten und Pfahl
Geht hin und her?
Und drauf die Karren, mit Eiſen und Stahl
Beladen ſchwer?

Und die Glocken! Läuten ſie Mittag noch
Mit vollem Klang?
Vergaß auch Keiner die Lieder doch,
Beim Feiergang?

Und in den Straßen noch der Geruch?
Derſelbe Hall, —
Der blaue Kittel, das weiche Tuch,
Der Sprache Fall?

Darüber rauſchen die Bäume traut
Die Reben wach,
Da brauſt der Schlepper heran ſo laut,
Zieht Flotten nach.

Um Schloß und Garten der Sängerkreis
Ob Mückentanz,
Wie ſchillert's kraus im Flußgeleis,
Durch Sonnenglanz!

Und ſind die Leute noch luſtig fein?
Iſt der Spaß nicht fort?
O ſchickt mir Erde und Waſſer vom Rhein
Und ein fröhlich Wort!

Und ſchickt mir auch meine Jugend mit,
Der Freuden Fluth,
Das ſingende Herz und den Schwebeſchritt
Und die Lebensgluth!

Gruß!

Hurrah der Rhein! mein alter Rhein!
Gott grüß dich! lebſt du noch?
Wir dürfen ja beiſammen ſein —
Nicht wahr, das freut dich doch?

Schau nur! die Thräne fließt zu Thal,
Der Mund der lacht dazu;
Gelt? in der Fluth der Sonnenſtrahl,
So weinſt und lachſt auch du!

Mir iſt's, als wär' ich deine Braut,
Das Lieb, das du vergißt,
Als hätt' ich eben dich erſchaut,
Wie ſchön, wie jung du biſt!

Die Marksburg.

Am ſonnigen Rhein in Bann und Haft,
Und hinter Gittern und Mauern!
O Menſchen! daß ihr ſolch Leiden ſchafft,
Im Paradieſe ſolch Trauern!

O Menſchen! was ihr ſo elend ſeid
Mit eurem Betrügen und Haſſen,
Mit eurem giftigen Herzensneid
Und kindiſchem Greifen und Faſſen!

O Menſchen! welch ein Erbarmen muß
Der Gott dort droben noch haben,
Daß er nicht längſt ſchon den Wein, den Fluß
Und euch in Trümmer begraben!

Mein Vaterhaus.

Die Nachtigallen ſchlagen
Dem Strome ſehnend nach,
Es dreh'n in alten Kreiſen
Die Schwalben hoch ums Dach.

Sie ſingen den Geſchlechtern,
Die dort vorübergeh'n,
Die welken und verbleichen
Und wieder neu erſteh'n.

Die Jahre zieh'n vorüber,
Doch was der Geiſt geſät,
Das wird nicht ausgetreten,
Vom Sturme nicht verweht.

Mutter.

Der ſchönſte Nam' im Erdenrund,
Das ſchönſte Wort in Menſchenmund
Iſt: Mutter!
Ja; keines iſt ſo tief und weich,
So ungelehrt gedankenreich,
Als: Mutter!

Und hat es wohl ſo große Macht,
Weil es von Kinderlippen lacht:
Die Mutter!
Weil es aus Kinderaugen winkt,
Weil es in Kinderherzen ſingt:
Die Mutter!

Ja, wem auch dieſes Wort erklang,
Hat hohe Würde lebenslang,
Als Mutter!
Und die's beſeſſen und entbehrt,
Der iſt das Erdenglück verwehrt,
Der Mutter!

Dr. Fried. Wilh. Tangermann

wurde am 6. Juli 1815 zu Eſſen an der Ruhr als der einzige Sohn einer unbemittelten Bürgerfamilie geboren. Nach genoſſener Schulbildung wurde er Kaufmann; dieſen Beruf gab er jedoch ſpäter auf, um ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Oſtern 1845 empfing er die Prieſterweihe. Nachdem er ein Jahr lang die Pfarre Saarn bei Mülheim a. d. Ruhr verwaltet, kam er als Kaplan nach Neuß. Seit dem Jahre 1864 bekleidete er die Pfarre Unkel am Rhein. Anfang 1872 wurde er von der altkatholiſchen Gemeinde in Köln zu deren Pfarrer erwählt, in welcher Stellung er ſich noch jetzt befindet.

Dichtungen: „Religiöſe Gedichte", 1847. — „Anaſtaſia" (Andachtsbuch für Katholiken), 1848 — „Pilgerklänge" (Dn.), 1853. — „Wahrheit, Schönheit, Liebe" (Philoſ.-äſthet. Studien), 1867. — „Patriotiſche Lieder und Zeitgedichte", 1871. — „Diotima" (Novelle), 1873. — „Herz u. Welt" (Dn.), 1876. — „Philoſophie und Chriſtenthum", 1876. — „Das liberale Princip", 1883, 3. Aufl. — „Sions Harfenklänge", 1886. — „Sonettenkränze", (Dn.), 2. Aufl., 1887.

Verborgen.

Was die Gefühle tief erregt,
Was dich erfreut, was dich bewegt,
Verſchließe in dein Herz.
Die Welt iſt lieblos, voller Neid,
Mißgönnt dir deine Freudigkeit,
Fühlt nichts von deinem Schmerz.

Nur was im innerſten Gemüth
Verborgen keimt, das wächſt und blüht,
Bis es zur Frucht gereift.
Von fremden Blicken kalt berührt,
Wird ihm der zarte Duft entführt,
Der Farbenſchmelz geſtreift.

Nur wo der Menſch mit ſeinem Leid
Sich flüchtet in die Einſamkeit,
Fernab des Weltgewühls:
Hebt aus des Trübſinns dunkler Haft
Allmählich ihn die Gotteskraft
Erhöhten Selbſtgefühls.

Doch wenn auf deinem Lebenspfad
Sich eine Seele dir genaht,
Die dich herzinnig liebt:
Dann ſei ſie dir wie Sonnenlicht,
Das durch die trüben Wolken bricht
Und Glanz und Wärme giebt.

Aus dem, was man vereint genießt,
Die ſchönſte Freude doppelt ſprießt,
Die Blüth' an Blüthe treibt.
Ob manche auch der Sturm zerſchlägt,
Stets ungebrochen, liebumhegt,
Der goldne Kern dir bleibt.

Heimath.

Das Herz ſo voll, ſo warm die Bruſt,
Trieb aus des Tagwerks engen Gleiſen
Gar fabelhafte Wanderluſt
Mich zu der Heimath ſtillen Kreiſen.

Am Wege grüß ich jeden Baum
Und ſteig hinauf zur Bergesquelle,
Wo ich den ſchönſten Jugendtraum
Geträumt in roſ'ger Morgenhelle.

Ich ſeh im warmen Sonnenſtrahl
Die thaubenetzten Saaten wehen,
Und höre ſeitwärts tief im Thal
Gedämpften Tons das Mühlrad gehen.

Wie damals rauſcht der Waſſerfall
Und wie in längſt entſchwundnen Tagen
Hör' ich entzückt die Nachtigall
Im Schatten der Gebüſche ſchlagen.

Die Bilder, die im Wellentanz
Der Lenzgefühle hold enttauchten,
Verklärte Mondes Dämmerglanz,
Wenn ringsumher die Wälder rauchten.

Doch von der mild beſonnten Flur
Iſt jener Frühlingsduft gewichen,
Und von der Schönheit der Natur
Der ſchönſte Farbenreiz verblichen.

Mit denen ich mich einſt vergnügt
In friſcher Maienluſt als Knabe,
Die liegen längſt ſchon eingewiegt
Im heimathfernen dunkeln Grabe.

Was zukunftsreich, gedankenkühn
Die Jugendzeit in ſich geborgen,
Zerbröckelte in Erdenmühn,
Verflüchtigte in Alltagsſorgen.

Erinn'rung ſchmerzlichen Vergehns
Hat um die Heimath ſich geſchlungen,
Benimmt der Luſt des Wiederſehns
Den Zauber, der das Herz bezwungen.

Am Lindenbaum.

Es ſteht im ernſten Schweigen
Der alte Lindenbaum,
Sein Flüſtern in den Zweigen
Erzählt den Jugendtraum;

Den Traum von Frühlingswonnen,
Durchſtrömt vom Hochgefühl
Der Liebe, die zerronnen
Wie Aeols Harfenſpiel;

Von Blüthen, thaubefeuchtet,
Von Knospen, lenzentzückt,
Die plötzlich, blitzumleuchtet,
Der Wetterſturm zerpflückt.

Doch ſind wie einſt die Aeſte
Noch friſch und grün und ſtark;
Dem Stamm verblieb das Beſte,
Des innern Lebens Mark.

Des Himmels reinſte Bläue
Zu Häupten ihm noch glänzt,
Wie wandelloſe Treue
So klar und unbegrenzt.

Ein neuer Blüthenſegen
Wie einſt ſo frühlingslind,
Scheint ſich im Laub zu regen,
Umſpielt vom Abendwind.

Kehrt liebendem Erinnern
Noch Lenz und Luſt zurück?
Dringt zu dem tiefſten Innern
Auch ſpät noch Glanz und Glück?

Ach ja, ein Bild des Lebens
Iſt mir der Lindenbaum;
Nicht lauſchte ich vergebens
Dem ſpätherbſtlichen Traum;

Dem Traum, von Frühlingsrauſchen,
Von Blüthenduft durchweht —
O wunderſames Lauſchen,
Halb Ahnung, halb Gebet!

Mir iſt's, als ſtiege leiſe
Voll ſel'ger Himmelsruh
Die ſchönſte Sangesweiſe
Im Sphärenton mir zu.

Ob Jahre ſich verdehnen,
Ein Traum, ein Schattenbild —
Es bleibt des Herzens Sehnen
Nicht ewig ungeſtillt.

Und was von Blüthenlenzen
Hinweggerafft die Zeit,
Wird ſich verklärt ergänzen
In Maienſeligkeit. —

Leo Tepe (Leo van Heemſtede)

wurde am 24. Juli 1842 im Dorfe Heemſtede bei Haarlem in Holland geboren. Er beſuchte von 1853–59 das Jeſuiten-Gymnaſium zu Katwijk bei Leyden und darauf anderthalb Jahre die Handelsſchule in Osnabrück, widmete ſich dem Buchhandel und begründete 1872 in Aachen eine eigene Verlagshandlung. Von 1866–69 redigirte er die „Katholiſche Welt", die in der Folge unter dem Titel „Monatsroſen" erſchien und gab ſeit 1872 die „Katholiſche Unterhaltungs-Bibliothek" heraus. Gegenwärtig lebt der Dichter, nur mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt und als Redacteur der „Dichterſtimmen der Gegenwart", (poetiſches Organ für das kath. Deutſchland) in Oberlahnſtein.

Dichtungen: „Die Lauretaniſche Litanei", 1872. — „Für Rom" (Anthologie), 1874. — „Mathuſala", 1884.

„Leiſe rauſcht die ſtille Quelle."

Leiſe rauſcht die ſtille Quelle
In dem träumeriſchen Grunde —
Warum trauerſt du, Geſelle?
Blutet in verjüngter Welle
Deines Herzens alte Wunde?

Iſt es, weil die Wolkenſchleier
Dir das gold'ne Licht verhängen?
Stimmt des alten Spielmanns Leier
Bei der trüben Abendfeier
Dich ſo weich mit ihren Klängen?

Wüßt' ich Antwort dieſer Frage!
Kann ſich Einer glücklich wähnen?
Wie ſo oft am hellen Tage
Steigt empor die dunkle Klage,
Und es ſteht das Herz in Thränen!

Träume, die in Schaum zergingen —
Welke Blumen, blaſſe Farben —
Schatten, die auf Geiſterſchwingen
Flüſtern von vergang'nen Dingen,
Von den Theu'ren, die dir ſtarben ....

Sind es die Erinnerungen
Deines Glücks, das du verſäumet?
Iſt der beſte Tanz verſprungen,
Iſt das ſchönſte Lied verklungen
Und der Liebe Traum verträumet?

Frage nicht! — auf dunklen Wegen
Tritt dir lächelnd wohl und linde
Frohgemuth ein Kind entgegen.
Laß' die Hand auf's Haupt dir legen
Von dem unſchuldsvollen Kinde.

St. Eliſabeth's Roſen.

Es kommt ein würz'ger Blüthenduft
Aus winterlicher Nebelluft
In unſer Haus gezogen.
Im Garten ſteht kein Röslein mehr . .
So ſaget an: Woher, woher
Kommt dieſer Duft geflogen?

Vom Garten, wo in Herrlichkeit,
Von Winter und von Nacht befreit,
Die Blumen ewig blühen,
Wo in der Liebe Sonnengluth,
In höchſter Liebe Wonnenfluth
Die rothen Roſen glühen.

O ſeht: Aus himmliſchem Gefild
Welch wunderlieblich Frauenbild
Uns heut' entgegenſchreitet;
Sie hält mit ihrer zarten Hand
Das güldenſtrahlende Gewand
Weit vor ſich ausgebreitet.

Nun wandelt ſie mit leichtem Fuß,
Mit hochbeſeligendem Gruß
Mildlächelnd uns entgegen;
Nun ſenket ſie ihr gülden Kleid
Und ſtreut die Gaben weit und breit:
Den rothen Roſenſegen.

Das iſt der Wartburg hohe Frau,
Die von der ew'gen Blüthenau
So reichen Segen ſpendet:
Eliſabeth, die Landgräfin,
Die Heilige, mit mildem Sinn
Den Armen zugewendet.

Sie ſtreut die rothen Roſen aus; —
Ihr Duft erfüllt das ganze Haus,
Damit wir fromm gedenken
Der Brüder in der bittren Noth,
Und ihnen mit dem Biſſen Brod
Der Liebe Roſen ſchenken.

Zu den Sternen.

(Mariä Himmelfahrt).

In des Himmels hohe Fernen
Hab' ich oft den Blick verſenkt
Und aus ſeinen klaren Sternen
Meiner Seele Durſt getränkt,
In den Lichtſtrom, unermeſſen,
Dieſer dunklen Welt vergeſſen.

Wieder in den ſtillen Stunden,
Als der Lärm des Tages ſchwieg,
Sah ich, wie in ew'gen Runden
Stern an Stern im Aether ſtieg,
Sah in tief geheimnißvollen
Bildern jene Welten rollen.

Könnt' ich mit den Luftdurchſchiffern,
Mit den Aaren hohen Flugs
Dort hinan, um zu entziffern
Jenes gottgeſchriebnen Buchs
Wunderbare Flammenzeichen,
All mein Sehnen würde weichen.

In dem vollen Strahlenlichte
Ginge Nacht und Trug und Leid
Dieſer kleinen Welt zu nichte;
Vor des Schöpfers Herrlichkeit
In Anbetung hingeſunken
Blieb' ich, licht- und liebetrunken.

Sterne, zu des Ew'gen Füßen
Wallend wie der Staub empor,
Heller ſcheint ihr mich zu grüßen,
Lieblicher denn je zuvor:
Wie in neu entfachtem Glanze
Prangt ihr all' im vollen Kranze.

Auf der Milchbahn ſeh' ich ziehen
Legionen blüthenweiß,
Zauberreiche Harmonieen
Tönen durch den Sphärenkreis;
Herold' aus dem hellen Chore
Blitzen auf die Meteore.

Ha! nun weiß ich, was ſie künden:
Jene Welten, hochgeſchaart,
Ihre hellſten Gluthen zünden
Zu der Jungfrau Himmelfahrt,
Für die Mutter, die zum Throne
Steigt zu ihrem Gott und Sohne.

Habet Dank, ihr hellen Sterne,
Die ihr meine Schritte lenkt:
In des Himmels hohe Ferne
Halt' ich meinen Blick verſenkt,
Bis der Mutterliebe Sorgen
Mich im ew'gen Lichtge borgen.

Die Taube.

(Pfingſtbetrachtung.)

Mit Adleraugen möcht' ich,
Gleichwie mit glüh'nden Pfeilen,
Die graue Wand der Wolken
Durchbohren und zertheilen:

Ob nicht gleich einem Blitze
Mit ſonnenhellen Schwingen
Die Taube niederſchöſſe,
Mir frohe Mär zu bringen;

Die Taube mit dem Zweige
Des Oelbaums in dem Schnabel,
Den Gottesfrieden tragend
Zum ruheloſen Babel.

In Sünden und in Aengſten,
In Mühſal und in Kummer
Erwachen wir zum Leben
Aus ſüßem Kindesſchlummer.

Und wenn wir jubelnd grüßten
Des Lenzes Morgenröthen,
So findet uns der Abend
In winterlichen Nöthen.

O Hoffen! o Erwarten!
O Täuſchung ſonder Maßen!
Und immer ungelehrig
Schau'n wir auf alle Straßen:

Ob nicht aus Erdenliebe
Uns Himmelsglück erblühe,
Ein Sternenkranz des Ruhmes
Aus Eintagsblumen glühe. —

O reine Himmelstaube!
Wann wirſt du niedereilen,
Mit deinem lichten Fluge
Die Wolken zu zertheilen?

O Geiſt des Himmelsfriedens,
Erfülle du die Herzen,
Daß wir, im Ahnen ſelig,
Den Trug der Welt verſchmerzen!

Das alte Lied.

Es tönt von Lieb' und Leide
Das alt-uralte Lied,
Das wie in Fluth und Ebbe
Mir durch die Seele zieht.

Bald ſteigt und ſchwillt die Woge
Bis an das Herz hinan,
Daß ich vor ſüßem Schmerze
Kaum Odem ſchöpfen kann.

Dann wieder ſenkt ſich alles
Und rinnt hinab, hinab —
Das Alte ruht vergeſſen,
Verſchloſſen wie im Grab.

Doch tönt ein fröhlich Lachen
Von roſ'gem Mädchenmund,
Dann öffnet ſich im Herzen
Die alt-uralte Wund'.

O wie die zarten Knospen
So raſch erblühet ſind,
Verblühet ach wie balde
In Sonnenſchein und Wind!

Könnt' ich nur Eine halten
Im Strome, der entflieht! —
Es tönt von Lieb' und Leide
Das alt-uralte Lied . . . . . .

Hans Wachenhuſen

wurde am 31. December 1827 zu Trier geboren. Er widmete ſich in ſeiner Jugend dem Studium der modernen Sprachen und begann frühzeitig ſeine Laufbahn als literariſcher Touriſt, Feuilletoniſt und Kriegsberichterſtatter. In den Ruhepauſen zwiſchen den Feldzügen, an denen er in den letzten Dezennien Theil nahm, und ſeinen Reiſen in Europa, Afrika und Aſien ſchrieb er ſeine zahlreichen Romane, Erzählungen u. ſ. w. Seine hochintereſſanten Berichte über den Krieg 1870—71 ſind in die meiſten Sprachen überſetzt und durch die ganze Welt geflogen. Seit einigen Jahren lebt W., mit dem Titel eines Hofraths geziert, in ſeinem Landhauſe in Wiesbaden.

Der Schech.

(Aus meinem ägyptiſchen Tagebuch.)

Er war ein Mann von derbem Fellah-Schlag,
Mein Gaſtfreund für ſo manchen ſchönen Tag,
Der alte Schech am Nil von Abu-Mandur,
So fromm im Geiſt und ſtreng doch wie ein Pándur.

Kein mächt'ger Haupt trug je des Schechen Würd',
Kein Rieſenleib ſo leicht der Jahre Bürd'.
Soldat einſt unter'm Paſcha Mehmet Ali
Dient' er getreu dem Mudir und dem Vali.

Stolz unter Palmen lag ſein Dach, ein Troß
Von Schwarzen lungerte im Erdgeſchoß;
Der dunkle Nubier, der braune Berberiner
War'n ſeines Reichthums Sklaven, ſeine Diener.

Des Harems Prachtpalaſt lag gegen Nord,
Ein feiſter Mohr von Siut war ſein Hort,
Und klagend drang wohl durch des Konak's Gitter
Der Sklavin Lied, Schalmaienton und Zither.

Der Weisheit Meiſter war er. Wenn zur Nacht
Am Nil der Ibis hielt die ſtille Wacht,
Gab er mit heitrem, ſangbegabtem Munde
Von manchem ſchönen Lied und Spruch mir Kunde.

Drei Jahre flohen, ſeit ich ihn verließ.
Schech Tahib der ging ein ins Paradies.
Still ſind die Lippen, die ſo froh einſt waren,
Und über's Dach zieh'n der Flamingo Schaaren.

Ein Blatt aus der Sahara.

Ich traf in der Wüſte ein Mohrenkind,
Viel weiſer als alle Weißen ſind,
Das ſprach: Ihr Chriſten von Nazareth,
Geht lieber wie wir mit der Sonne zu Bett,
Denn was nicht ſieht das Auge des Lichts,
Das taugt vor Gottes Antlitz nichts

W. Weeningh (W. Brands),

geb. zu Emmerich am Rhein, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Bonn und Münster Theologie und Philologie, war Conrector in Geldern, Informator beim Grafen Nesselrode, Rector in Neuenkirchen, Kaplan in Ahaus, und ist gegenwärtig Seelsorger in Donsbrüggen bei Cleve. Es ist von ihm erschienen außer einigen Gedichten im „Heimgarten" und „Deutschen Hausschatz" das episch-lyrische Gedicht „Wittekind".

Das eiserne Halsband des Herrn von Oer.

Von Münster heim ritt Herr von Oer
Durch dichten Buchenschlag,
Als noch des Morgens Dämmerflor
Rings auf den Fluren lag.

Wie schaut der Herr zu Kakesbeck
So froh und wohlgemuth,
Wie sitzt auf seinem Haupt so keck
Der leichte Federhut!

Der Finken Schlag im grünen Hain,
Der Drossel helles Lied,
Der goldne Morgensonnenschein
Erfreuten sein Gemüth.

„Was rauſchte da den Weg entlang
Im dunkeln Buchenhag?
Mich dünkt, ich hörte Waffenklang;
Das war kein Finkenſchlag!“

Wo über tiefer Schlucht der Wald
Tief dunkelt, wie die Nacht,
Da ſtürzet aus dem Hinterhalt
Sein Feind, der ruft und lacht:

„Nun geht's dir an den Hals, von Oer,
Nun kühl' ich deinen Muth,
Und halte treu, was ich dir ſchwor,
Nur will ich nicht dein Blut;

Doch, wenn ich auch dein Blut nicht will,
Iſt's doch um dich geſcheh'n,
Ich mache deinen Mund ſo ſtill,
Daß du nie mehr wirſt ſchmähn.

Du nannt'ſt mich einen tollen Hund,
Deß weiß ich ſchlechten Dank;
Ich leg' ein Schloß dir auf den Mund;
Dann proſit Speiſ' und Trank!

Und um den Hals, wie einen Hund
Dich feſt zu ketten dran,
Leg' ich ein Halsband dir zur Stund,
Das Niemand löſen kann.“

Und auf den Ritter ſtürzt der Feind,
Von Haren und ſein Troß,
Sie reißen ohne Müh' vereint
Herunter ihn vom Roß.

Flugs faßt den Hals das Eiſenband,
Von innen ſtachelſpitz,
Mit Eiſenklapp' am Vorderrand,
Das war ein böſer Witz.

Die Klappe liegt ſo enge an,
Kein Raum für Speiſ' und Trank;
Den Nacken er nicht biegen kann,
Die Stacheln ſind zu lang.

Nun hebt der Feind ihn auf das Roß
Und fügt den Hohn zur Qual
Und ſpricht: „Reit' nun zu deinem Schloß
Und küſſe dein Gemahl!"

Nach Hauſe ritt der Herr von Oer;
Ihm war das Haupt ſo ſchwer;
Doch ſeinen Muth er nicht verlor;
Denn luſtig noch ſprach er:

„Senkt ſich mein ſchweres Haupt nicht gut —
Das Halsband leidet's nicht —
Soll auch nicht ſinken mir der Muth;
Nur Muth das Eiſen bricht."

Und als er in dem Schloſſe ſah
Sein Weib, er ſo begann:
„Nun iſt dein Rüde wieder da,
Leg' ihm die Kette an."

„Ach", rief ſein Weib, „die Bubenthat
Bricht mir das Herz entzwei!"
Er ſprach: „Ich weiß noch einen Rath
Hol' mir den Schmied herbei!"

Der Schmied erſchien und ſprach: „So gern
Ich an dem Eiſen feil',
Nicht hilft's, zu retten meinen Herrn,
Bei meinem Seelenheil!"

Da ſprach der Ritter wohlgemuth:
„Da iſt nun keine Wahl;
Nimm deinen Hammer, triff mich gut,
Das heißt — den Ring von Stahl.

Ich leg' den Hals auf dieſen Klotz —
So geht es allenfalls;
Du hämmerſt mir und dir zum Trotz,
Und koſt' es auch den Hals."

Da faßte zitternd mit der Hand
Den Hammer der Cyklop,
Holt' aus und traf das Eiſenband,
So daß es Funken ſtob.

Auf ſprang das Band, auf ſprang der Held
Und ſprach zu ſeinem Weib:
„Wo war wohl je in aller Welt
Ein ſolcher Zeitvertreib?

Nun hol' mir von dem Rebenblut
Das Beſte, was du haſt;
In meinem Hals iſt Höllengluth
Von der verfluchten Laſt."

Den vollen Becher in der Hand
Rief luſtig Herr von Oer:
„Nun bin ich, traun, aus Rand und Band,
Wie niemals noch zuvor.

Lang' lebe unſre Sippe noch;
Kein Oer ſei je ein Knecht;
Eh' einer trag' ein Eiſenjoch,
Geh' unter das Geſchlecht!" —

Das biedere Geſchlecht von Oer
Blüht noch in Münſterland;
Der Väter Muth und ihr Humor
Iſt nicht aus ihm verbannt.

Und ſchlingt ſich auch ein eiſern Band
Um Freiheit und um Recht,
Der heitre Muth darob nicht ſchwand
Im alten Oersgeſchlecht.

Es hämmert drauf; das Eiſenband
Muß brechen jedenfalls,
Mag auch im lieben Vaterland
Es koſten ihm den Hals.

Troſt.

Mir ſagt mein Geiſt: Klag' um die Todten nicht,
Die dir das Schickſal grauſam hat entriſſen;
Sie ſtiegen auf zu ew'ger Klarheit Licht
Aus dieſes Erdenthales Finſterniſſen.

Was biſt du denn und was beſitzeſt du?
Biſt du nicht arm auf dieſer armen Erde!
Haſt du für ſie ein ſchönes Glück und Ruh'
Von dieſes Lebens wechſelnder Beſchwerde?

Dort oben iſt kein Leid mehr, das ſie drückt;
Des eignen Herzens nichtigem Verlangen,
Dem Haß und Neide ſind ſie dort entrückt,
Wo Gottes Arm ſie liebend hält umfangen.

Du liebſt ſie ſehr; gönn' ihnen denn das Glück
Und laſſe heiter ihnen Blumen ſtreuen;
O, wünſche nicht in's Elend ſie zurück,
Bloß, um dich ihrer Liebe zu erfreuen!

Sie denken dein und liebend ſind ſie nah'
Dem immer treuen, zärtlichen Empfinden;
Getroſt, nach wen'gen Jahren biſt du da,
Wo deine Todten du wirſt wiederfinden.

Es muß die Liebe ſtillen Liebesſchmerz,
Wenn ſie mit Glaub' und Hoffnung ſich vereinet;
So tröſte dich, du kummervolles Herz! —
Das Herz vernimmt des Geiſtes Wort und — weinet.

Kraut und Unkraut.

Du ſchufſt, o Herr, der Pflanzen manche Art,
Den Baum, den Strauch, die Blume klein und zart,
Zu unſerm Nutzen, auch zur Zier und Pracht;
Wozu haſt du das Unkraut denn gemacht?

Ein jedes Pflänzchen, noch ſo unſcheinbar,
Es bietet blühend eine Schönheit dar;
Und manches hat in Wurzel, Blüth' und Saft
Für uns der Heilung wunderſame Kraft;

Und Jeder liebt es, liebt er die Natur,
Und nennt's verächtlich dann ein Unkraut nur,
Und reißt es aus und wirft es zürnend fort,
Wenn er es findet am verkehrten Ort,

Wenn's in dem Saatfeld oder Gartenbeet
Zudringlich und die Saat verkümmernd ſteht;
Im Wald, auf Heidegrund und Felderrain
Wird's, wenn auch nutzlos, Allen lieblich ſein. —

Ein ſchlichtes Kräutlein bin ich, Herr, vor dir,
Mir fehlt der Seele Kraft, des Geiſtes Zier;
Doch iſt nicht ohne Liebe mein Gemüth,
Bin ich ein Blümlein doch, das ſtille blüht;

Und leb' genügſam ich und ſtill allein,
Daß ich mag Andern nicht im Wege ſein,
Vielleicht, daß mich ein wenig auch noch preiſt
Der Menſchenfreund und mich nicht Unkraut heißt. —

Richard Wegner,

geb. am 9. August 1853 zu Greifenberg i. Pom., lebt seit 1877 in Rheinland und ist seit 5 Jahren Volksschullehrer in Wermelskirchen.

Auf dem Kirchhof.

Es war im Frühling, — ich vergeß es nie! —
Ein Abend weich und lind, durchweht von Duft.
Nie schöner sang die Nachtigall zuvor.
Des Mondes Licht durchfloß den weiten Raum,
Und seltsam zitterte der bleiche Strahl
Im Thal und auf der Höh' um Baum und Strauch.
Gar heimlich stieg der Nebel aus dem Thal,
Als wären's Geister der Entschlafenen,
Vom Mondenschein gelocket aus der Gruft.
Ein seltsam Ahnen füllte da mein Herz,
Und süße Töne wurden in ihm laut.
Ich dacht' der fernen, fernen Jugendzeit
Und an mein Mütterlein, das droben ist,
Und wie ich jetzt so einsam auf der Welt,
So fern der Heimath, die mir doch so lieb.
In Wehmuth löste all mein Denken sich:

Dahin, dahin! Kommſt nimmer mir zurück
Mit deinem Frieden, deinem ſtillen Glück,
O du verlornes Jugendparadies!

Da tönte durch die ſtille Abendluft
Vom nahen Thurm der Glocke voller Klang,
Und wie ein linder, ſüßer Himmelstroſt
So zitterte der Nachhall durch mein Herz:
Verzage nicht, auch dir blüht noch ein Glück. —
Hinauf ſtieg ich den ſanftgewundnen Pfad,
Der zu dem Kirchlein führt, um welches rings
Der Gottesacker liegt mit ſeiner Saat.
Am alten Lindenbaume ſtand ich ſtill
Und ſchaute ſinnend auf die Gräber hin. —
„Wie liegt ihr da ſo ſanft in eurer Gruft!
Euch ſtört nicht mehr der wilde Lärm der Welt,
Ihr habt nicht Sorge mehr und Kümmerniß.
Auf euren Bettlein liegt in Perlen Thau,
Und weiße Roſen ſtehn und nicken leis,
Als riefen ſie euch heimlich Worte zu,
Daß euer ſel'ger Traum noch ſüßer ſei.
Die Sterne lächeln mild auf euch herab,
Wie Mutteraugen auf die Kindlein ſchaun.

Wie liegt ihr da ſo ſanft in eurer Gruft!
Des Himmels Friede weht durch euren Traum.
Nicht ragt die Welt hinein mit ihrer Qual.
So träumen Kinder in der Chriſtnacht wohl,
Wenn ihrer Hoffnung die Erfüllung naht.
So liegt ein Kranker nach dem ſchweren Kampf,
In dem das Leben ſich dem Tod entrang.
Des Herzens wildes Schlagen iſt geſtillt,
Und leiſe athmet er und lächelt mild.

So traulich liegt ihr da in eurer Gruft,
Die ihr euch oft geneidet und gehaßt.
Es ruht der Greis, der Jüngling und das Kind,
Die holde Jungfrau, die des Lebens Ernſt
Wohl nimmer kennen lernte und das Weib,
Das oft in ſtiller Nacht zum Himmel ſchrie:
Gib meinen Kindern doch für morgen Brod!
Den Bettler haben ſie hinabgeſenkt
Und den, der nie Entbehrung je gekannt,
Sie alle ruhn, und alle ſchlafen ſüß.
— — — — — — — —

Was klagſt du hadernd noch das Schickſal an!
Es währt nicht lang, ſo kommt auch deine Zeit.
Dein eigenſüchtig Selbſt vergeht; du ruhſt
Und biſt nun allen gleich, die vor dir da.
Und die noch wandern jetzt auf heller Höh,
Und alle, die durch finſtre Tiefen ziehn,
Sie folgen dir und werden gleich wie du. —

Wenn wild des Lebens Stürme mich umwehn,
Und dunkle Fluth mein Schiff verſchlingen will,
So will ich zagen nicht, noch ſorgen ſchwer.
Ich weiß, mich nimmt ein ſichrer Hafen auf.
Hinauf zu dir ringt ſich mein heiß Gebet:
Laß mich, o Gott, im Kampf nicht werden matt.
Und wenn einmal die Scheideſtunde ſchlägt,
Laß mich dann eingehn zu der langen Ruh
Wie Einen, der ſein Tagwerk treu vollbracht
Und nun zufrieden ſich auf's Lager ſtreckt.

Albert Weiß,

geb. am 28. August 1831 zu Lindow in der Mark Brandenburg, absolvirte das Gymnasium und studierte in Leipzig und Berlin Medizin. Er war von 1853—57 Militärarzt, später Kreiswundarzt und 1861 Kreis-Physikus in Krojanke. Seit dem Jahre 1872 als Regierungs- und Medicinalrath bei der Kgl. Regierung in Gumbinnen angestellt, wurde er 1876 in gleicher Eigenschaft nach Stettin und von dort 1886 nach Düsseldorf versetzt. Aus seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor: „Ranken und Reben", 1861. — „Balladen und Romanzen" nach Mickiewicz, 1874. — „Zeitlosen", 1885.

Umwölkte Stirn.

(Nach Roman Zmorski.)

Ich hasse die Stirnen, so träg und so matt,
Wie stehendes Wasser auf Teichen.
Ich hasse Gesichter, so kalt und so glatt,
Wie Eis, ob auch Rosen sie gleichen.

Ich liebe die Stirnen, darauf der Pflug
Des Schmerzes die Furchen gezogen,
Darüber hinweg ist in finsterem Zug
Die Wolke des Kummers geflogen:

Die Wolke des Kummers, mir giebt sie kund,
Daß drunter die Seele nicht rastet,
Daß sie mit — Gedanken zu jeglicher Stund'
Und mit — Gefühlen belastet;

Die Wolke des Kummers, ſie birgt im Schooß
Den Blitz, der die Lüge zerſplittert,
Der ſprengt von der göttlichen Wahrheit los
Die Schranke, die ſie umgittert.

O, Wolke des Kummers, wird einſt ein Strahl
Der Sonne dein Dunkel durchſcheinen,
Wirſt, wie ein Regenbogen zumal,
Die Erde dem Himmel du einen?

Johannes Weißbrodt

wurde am 29. Juni 1830 zu Sayn bei Koblenz geboren, beſuchte das Gymnaſium in Trier und widmete ſich dann dem Studium der Theologie. Im Jahre 1853 zum Prieſter geweiht, war er zuerſt als Religionslehrer am Gymnaſium zu Kreuznach beſchäftigt, wurde 1859 Pfarrer in dem rhein-preußiſchen Flecken Tholey, ſpäter in Eppelborn und 1868 in Koblenz, wo er noch jetzt lebt.

Dichtungen: „Prinz Ferdinand", 1850. — „Genovefa", 1859. — „Cäcilie", 1863. — „Der Seraph der Liebe", 1863. — „Gregor VII.", 1865.

Sängergruß.

(Aus Genovefa.)

Sei mir gegrüßt in deiner Schöne,
Geheimnisvolle Waldesnacht,
Wie lieblich laden, locken Töne
Der Frühlingsſänger traumerwacht!
Wie ſtattlich drängt im grünen Kleide
Der ſchmucken Bäume Schaar ſich vor
Wie bräutlich blüht im Lenzgeſchmeide
Der zarten Blumen Schweſterchor!
Wie liegt ſo reich und perlenhelle
Von Moos der Teppich ausgeſpannt!
Wie kommt ſo friſch und froh die Quelle
Geſprungen aus der Felſenwand!

Wie ſpielt verborgen hinter Bäumen
So tagesfroh das junge Wild!
Wie haucht aus grünen Dämmer-Räumen
Der Waldesodem friſch und mild!
O Wundertempel, gotterbauter,
Mit heil'gem Schauer tret ich ein,
Es ſchlägt das Herz mir laut und lauter,
Vor Luſt, in deinem Schoos zu ſein.

Willkommen auch in deinem Frieden,
Du traute Höhle, dort verſteckt!
Haſt meinem Aug', ſeit ich geſchieden,
Der Sehnſucht Thränen oft geweckt.
Doch wie? du ſtehſt in ernſtem Schweigen?
Vor deiner Todesruh mir graut! —
Iſt jenes Pfand nicht mehr dein eigen,
Das deiner Hut ich anvertraut?
Wo weilen ſie, die theuren Lieben?
Griff ſchon mit kalter Hand der Tod
In deinen Schoos? Hat ſie die Noth
Aus deinem Schutze fern getrieben?

Nein! ſieh! die Hindin dort noch ruht:
Das fromme Thier, ſo lieb und gut,
Hat immerdar bei Tag und Nacht
Den theuren Schatz getreu bewacht.
Und horch! entquillt's nicht klar und helle
Wie ein Gebet der engen Zelle?
Es klingt ſo weich und zart und rein,
Muß wohl des Kindes Stimme ſein,

Das hier in ferner, ſtiller Klauſe
Das Kreuz mit erſter Lieb umſchlingt,
Und in dem Waldes-Gotteshauſe
Dem Herrn das Morgenopfer bringt.
Ich kann nicht länger ahnend ſteh'n,
Mir brennt das Herz. Ich muß ſie ſeh'n.

Laßt tauſendmal mich Euch begrüßen,
Vielliebe Mutter, theures Kind!
Beſeeligt ſink' ich Euch zu Füßen,
Des Wiederſehens Thräne rinnt. —
Doch wie? was muß mein Auge ſchauen?
Weilt Genovefa hier nicht mehr?
Kam von des Himmels ſel'gen Auen
Des Kindes Engel ſelber her?
Wie glänzt aus deinem Angeſicht
So wunderbares Glorielicht!
Ein ganzer Himmel hell und klar
Aus ſanftverklärtem Augenpaar!
So bald iſt all dein Weh vergangen,
Und jeder Erdenſchmerz verſüßt,
Und von den freudeblühn'den Wangen
Dir jede Thräne weggeküßt?
O wunderſame Kreuzesblume,
Dran Gottes Fleiß ſich ſchön gemüht,
Im ſtillen Waldesheiligthume
Zur Augenweide ihm erblüht!
Dein Sänger wagt dir kaum zu nah'n,
So hehr und heilig ſtrahlt dein Bild,
Schon mit der Glorie angethan,
Die aus dem Auge Gottes quillt.

Laß auch zu mir dies Licht entquellen,
Mein Geiſtesauge läuternd hellen!
Laß in dein ſelig Herz mich ſchau'n,
Und all dein Lieben, Leiden, Leben
Des Liedes ſanfter Lippe geben!
Laß mich mit dir auf Waldesau'n
Der ew'gen Liebesſprache lauſchen,
In der die Waldeskinder all'
In ſüßem Ton, in lautem Schall'
Mit dir von Gott Gedanken tauſchen!

Und du, geliebter Schmerzenreich,
Wie biſt ſo fromm, verſtändig ſchon
Ein Kind ſo ſchön und engelgleich,
Der Kreuzestochter würd'ger Sohn!
O gib mir deine liebe Hand,
Und zeige mir des Waldes Pracht,
Erzähle mir, wer ſie gemacht,
Und wer dem Blümlein ihr Gewand,
Den Vöglein gab ihr ſchön Gefieder
Und all die ſüßen, frohen Lieder.
Auch kein Geheimniß mir verhehle
Von Gott und ſeinem ew'gen Lieben,
Wie's tief in deine Kindesſeele
Der frommen Mutter Hand geſchrieben:
Daß feſtlich im Zuſammenklang
Mit all den tauſend Waldeszungen
Der Liebe Dank und Preisgeſang
Von uns dem Schöpfer werd' geſungen.

Weſtfäliſche Dichter.

Ludwig Altenbernd,

geb. am 24. November 1818 zu Auguſtdorf (in der Ilppeſchen Senne), mußte ſich ſeine Kenntniſſe auf autodidaktiſchem Wege verſchaffen, da ihm durch die Beſchränktheit der elterlichen Mittel wie durch eine Lähmung an den Füßen der Beſuch einer höheren Schule verſagt war. Gegenwärtig lebt Altenbernd als Privatlehrer und Kammerkalkulator in Detmold.

Dichtungen: „Frühlingsblüthen und Herbſtblätter", 1872.

Die Kaiſerfahrt.

Der Fährmann ſitzt Sylveſternacht
Im niedern Schifferhaus und wacht;
Ein graugelockter Veteran,
Zu Haus auf jedem Ocean;
Von Schiffbruch, Sturm und Kämpfen ſpricht
Ein tiefgefurchtes Angeſicht.
Die Lampe brennt mit trübem Schein
Und draußen rollt und rauſcht der Rhein.

Er rauſcht, des Bootes Kette klirrt,
Der Schiffer weiß, wer kommen wird;
Dreimal gemeſſen dröhnt ein Schlag,
Er tritt hinaus aus dem Gemach,
Da ſteht in mönchiſchem Gewand
Eine dunkle Schaar am Rheinesſtrand;
Ein ſtummer Wink — ſie ſteigen ein,
Still zieht das Schifflein über'n Rhein.

Die Kaiſerſchatten ſind's; — manch Jahr
Im Dom zu Speier ruht die Schaar;
Die einſt um's heil'ge Land und Rom
So heiß gekämpft, ruhn aus im Dom.
Nur dann und wann, Sturmvögeln gleich,
Durchfliegen ſie ihr altes Reich,
Zu ſehn, was in der Enkel Hand
Ward aus dem theuren deutſchen Land.

Sie kehren heim, die Stunde ruft
Sie wieder in die Kaiſergruft.
Schon oftmals nahm im Zeitenlauf
Der Fährmannskahn die Schatten auf:
Sie kehrten heim, im Auge Groll,
Die Stirne trüb und ſorgenvoll.
Doch heute ſtrahlt verklärt und licht
Der alten Kaiſer Angeſicht.

Sie ſahn ein Reich wie nie zur Zeit
Der alten Kaiſerherrlichkeit;
Ein Reich, geeinigt, frei und feſt,
Bewehrt und ſtark in Oſt und Weſt,
Das vor des Halbmonds Kriegesheer
Und dem der Franken bebt nicht mehr,
Das rüſtig, wie der Würfel fällt,
Bald greift zum Schwert, bald pflügt ſein Feld.

Sie ſahn gewalt'ger Schiffe viel
Das Meer durchziehn mit ſchnellem Kiel,
Und Flaggen, die ſie nie geſehn,
Stolz an den hohen Maſten wehn.

Und auf des heil'gen Reiches Thron
Das Scepter führt' ihr großer Sohn,
In ſeinen Locken, ſilberweiß,
Ein Lorbeer- — und ein Palmenreis.

Die Fahrt iſt aus, der Steuermann
Hält ſeinen Geiſternachen an;
Hoch aus dem Waſſer ſteigt ſein Bord,
Der Schiffer murmelt: Sie ſind fort!
Er lauſcht — die Glocke hell und klar
Verkündet ihm das neue Jahr,
Und rauſchend zieht der deutſche Strom
Vorbei am ſtillen Kaiſerdom.

Maximilian Apffelstaedt,

geb. am 4. März 1863 in Münſter, beſuchte die Realſchule und ſtudirte in Münſter und Berlin neuere Sprachen und Kunſtgeſchichte. Zur Zeit lebt er als cand. phil. in ſeiner Vaterſtadt.

Im Maien.

O Gottes junge Maienwelt,
Wie biſt du doch ſo ſchön!
Im grünen Auferſtehungskleid
Nun hoffen Flur und Höh'n. —

Maiglöckchen weckt mit heitrem Ton
Die Schweſtern aus der Ruh;
Die nicken ſich, halb träumend noch,
Den „Guten Morgen“ zu.

Im Walde laut der Kuckuck ruft,
Die Droſſel ſchlägt im Hag,
Und von den Apfelbäumen ſchallt
Der helle Finkenſchlag.

Und über alle Hecken ſtreicht
Ein friſcher Blüthenhauch:
Die bunten Falter ſchwirren froh
Um den Syringenſtrauch.

Und aus den Frauenaugen lacht
Der ſchönſte Herzensmai:
Sie künden, daß die ganze Bruſt
Voll Licht und Frühling ſei.

O Gottes junge Maienwelt,
Wie biſt du doch ſo ſchön!
Im grünen Auferſtehungskleid
Nun hoffen Flur und Höh'n.

Joſeph Auffenberg

wurde am 16. April 1839 zu Paderborn geboren. Seit 1863 iſt Auffenberg als Kaplan in Lippſtadt angeſtellt.
Dichtungen: „Auf dem Wege nach oben", 1879.

Ave.

(Am Abend.)

Wenn die Sonne ſinket
Und golden droben
Manch Sternlein winket
Und alles ſchweiget
Und ſanft ſich neiget
Die ſüße Ruhe,
Denk' ich noch einmal an dich, o Maria!

Wenn raſch zur Quelle
Das Hirſchlein ſpringet
Und klar und helle
Die Glocke klinget —
Die Bäche rauſchen,
Die Wälder lauſchen —
Denk' ich noch einmal an dich, o Maria!

Wenn all die Sorgen
Zur Ruh ſich legen
Bis hin zum Morgen
Und allerwegen
Den armen Müden
Winkt holder Frieden,
Denk' ich noch einmal an dich, o Maria!

Wenn einſt am Ende
Ich ſchwebe leiſe
In Gottes Hände,
Zum Ziel der Reiſe,
In letzter Stunde
Aus Herzens Grunde
Fleh' ich noch einmal zu dir, o Maria!

Es muß ſein!

Es geht wohl kaum ein halber Tag
Dahin in vollen Freuden,
Ich höre nicht des Uehrleins Schlag,
Es kündet denn uns Leiden.

Der Kreuze und der Kreuzlein viel
Stehn an dem Lebenswege,
Und Niemand kommt wohl an das Ziel
Ohn' viele herbe Schläge.

Und Niemand pilgert ohne Noth,
Bis er die Augen ſchließet,
Und ihm hervor aus bitterm Tod
Das Blümlein Frieden ſprießet.

Und Keiner ſetzet ſeinen Fuß
Wohl auf des Himmels Schwelle,
Hat ſein Gewand nicht bitt're Buß'
Gewaſchen rein und helle.

Wohlan, den ſteilen Kreuzespfad
Getroſt hinangeklommen!
Gewiß! Gott wird mit reichſter Gnad'
Dir gern entgegenkommen.

Wilhelm Emanuel Backhaus,

geb. am 26. März 1826 zu Petershagen an der Weſer, widmete ſich nach genoſſenem Privatunterricht der Handelswiſſenſchaft. Er verfaßte verſchiedene politiſche, philoſophiſche, kunſtwiſſen- und volkswirthſchaftliche Schriften. Seit 1846 lebt Backhaus in Bremen.

Dichtungen: „Zum Gedächtniß Schillers", 1859. — „Ein dem Fürſten Bismarck gewidmeter Lob- und Preisgeſang", 1880. — „Hausaltäre", 1880. — „Chriſtliche Weisheit aus der vorchriſtlichen Zeit" (Sprüche in Reimen), 1887. — „Das Buch der Sprüche", 1887. — „Am Heilsbrunnen", 1887.

Der Meiſtertrunk.

I.

Graf Tilly ſeit Monden belagert hat
Schön Rothenburg, die „freie Stadt".

Wohl hatte tapfer gekämpft ſein Heer,
Doch tapfrer noch Rothenburgs Bürgerwehr.

Das Heer fühlte grimmig des Krieges Noth,
Und im Lager wütheten Krankheit und Tod. —

Graf Tilly ſitzt brütend in ſeinem Zelt,
Die Fauſt den gewaltigen Degen hält.

Es wurmt ihn ſein und des Heeres Geſchick,
Und er ſchwört: „Ich weiche nimmer zurück!

Und klaffte die Erde unter mir weit,
Und wären die Burg und die Bürger gefeit, —

Nicht eh'r will ich ruhn, bis die Stadt iſt beſiegt,
Und, Gnade erflehend, zu Füßen mir liegt.

Und der trotzige Rath, der büß' mit dem Tod,
So will es das eiſerne Kriegsgebot."

Da tritt ein Oberſt bekümmert in's Zelt:
„Nicht lang mehr kann kämpfen das Heer im Feld.

Nicht frommte der Kampf, nicht ſiegte die Liſt,
Und Hunger und Seuche das Lager frißt."

Graf Tilly blickt düſter noch vor ſich hin.
Doch plötzlich erheitert ſein Herz ſich, ſein Sinn.

Und zum Oberſt bedeutſam die Worte er ſpricht:
„Ein Tilly, Herr Oberſt, der weichet nicht.

Geduldet euch nur noch kurze Zeit,
Dann öffnen die Thore dem Sieger ſich weit.

Dem Heere verkündet, die Stadt ſei mein,
Und bald ſchon werde der Einzug ſein!"

Und kaum iſt das Wort des Feldherrn verhallt,
Da ſtürzt ein Hauptmann in's Zelt alsbald.

Er tritt vor den Grafen mit glüh'ndem Geſicht,
Und erſtattet ihm den kurzen Bericht:

„Zwei Abgeſandte vom feindlichen Heer,
Den Feldherrn zu ſprechen, das iſt ihr Begehr."

Dem leuchtet's im Auge wie Demantſchein,
Und befriedigt er ſpricht: „Man führ' ſie herein!"

Mit Zittern treten, mit zagendem Sinn,
Die beiden Geſandten vor Tilly hin,

Und ſprechen: „Geſendet von Rothenburgs Rath
Sind wir dir, Graf Tilly, in Demuth genaht,

Um Frieden zu bringen nach blutigem Streit, —
Wir öffnen die Thore dem Heere noch heut!

Und bot die Stadt dir tapfer auch Trutz,
Du wolleſt ſie nehmen in deinen Schutz."

Graf Tilly entgegnet gelaſſen und kalt:
„Ihr müßt unterwerfen euch meiner Gewalt!

Der Rath ſoll mir büßen für ſeine Schuld,
Denn arg mißbrauchte er meine Geduld.

Die Stadt will ich ſchützen, wie ihr es erfleht.
Das ſei der Pakt! Nun meldet's und geht!"

II.

Mit klingendem Spiel zieht das Heer in die Stadt.
Zum Willkomm harret am Thore der Rath.

Er fleht den Sieger um Gnade an,
Und beugt ſich tief vor dem finſtern Mann.

Der Aelteſte ſpricht: „Der Sieg iſt dein,
Den Ehrentrunk laß dir kredenzet ſein!"

„Den nehme ich an", ſpricht Jener mit Huld,
„Doch es büße der Rath mir für ſeine Schuld.

Er büße für ſie — dies iſt mein Gebot —
Der ganze Rath, durch ſeinen Tod."

Der Spruch fliegt ſchnell von Mund zu Mund,
Und Furcht und Schrecken machen ſich kund.

Der Rathsmann ergreift nun den Ehrenpokal,
Der lang ſchon gedienet bei feſtlichem Mahl.

Er beut mit beiden Händen ihn dar, —
So hoch, ſo weit, ſo ſchwer er war!

Als Tilly den Rieſenhumpen geſeh'n,
Da ſpricht er argliſtig: „Mich rührt euer Flehn!

Wer den Humpen leert in einem Zug,
Der wandelt in Gnade den Todesſpruch.

Doch ließ' er ein Reſtchen nur noch auf dem Grund,
Setzt einmal den Humpen er ab nur vom Mund,

Der Stadt und des Lebens iſt Keiner dann werth,
Dann ſeid ihr verfallen dem Henkerſchwert!"

Mit Staunen und Grauſen vernimmt dies der Rath,
Es fürchtet ein Jeder ſich baß vor der That.

Doch endlich faßte der Aelteſte Muth:
„Ich trinke des Humpens gewaltige Fluth!"

Mit zitternden Händen er führt ihn zum Mund,
Es ſtrömet der Wein in des Leibes Schlund.

Und ſtille wird's rings in dem Kreiſe umher,
Wohl Mancher tief ſeufzet und athmet ſchwer.

Doch der Rathsmann trinkt — und trinkt — und trinkt,
Bis auch der Reſt durch die Kehle noch dringt.

Nun keucht er und ſchwankt, mit Mühe und Noth
Hält aufrecht er ſich, der Rathspatriot.

Und er reichet dem Nächſten den Humpen dar,
Der kehrt ihn um, — leer iſt er fürwahr!

Da ward ſelbſt Tillys kalte Bruſt
Sich eines menſchlichen Rührens bewußt.

Und er lachte; — vielleicht zum erſten Mal! —
Ihn ergötzte des Trinkers unſägliche Qual.

Mit zufriedenen Blicken er zu ihm ſpricht:
„Solch großen Trinker ſah ich noch nicht.

Ihr ſeid ein Meiſter in dieſer Kunſt,
Und ihr verdienet Gnade und Gunſt.

Der Trunk iſt werth der höchſten Ehr';
Denn er nützte euch mehr, als all eure Wehr.

Bewahret den Humpen! Der fernſten Zeit
Verkünd' er die große Begebenheit!"

Auf den Rathsmann Alle mit Staunen ſah'n,
Und ſie prieſen die That, die er hatte gethan.

Paul Baehr

wurde am 26. September 1855 zu Thorn geboren. Vorgebildet auf dem Louiſenſtädtiſchen Gymnaſium in Berlin und auf dem Gymnaſium zu Spandau, trat er als Avantageur in die preußiſche Armee ein und wurde Offizier. Infolge eines ſchweren Leidens, das er ſich im königl. Dienſte zugezogen, mußte er ſeinen Abſchied nehmen. Seitdem lebt er, nur mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt, im Bade Oeynhauſen in Weſtfalen.

Dichtungen: „Gedichte", 1881. — „Poetiſche Erinnerungen an Bad Oeynhauſen", 3. Aufl. 1886. — „Neues Buch der Lieder", 2. Aufl. 1887.

Traurig — wie auch du.

„Was flüſtert denn im Stromesrauſchen
Ihr Wellen an dem grauen Strand?
O laßt mich eure Luſt erlauſchen,
Der ich das Glück ſo ſelten fand."

Ob auch dein Fuß im Sande kniſtert,
Du ſtörſt nicht unſre frohe Luſt;
Wir jubeln alle liebverſchwiſtert,
Denn ſelig ruh'n wir Bruſt an Bruſt.

„Du Vogel auf den Blütenzweigen,
Was birgt dein jauchzender Geſang!
Freuſt du dich, daß dem Winterſchweigen
Der holde Frühling ſich entrang?"

O nein! Dem Lieb mit hellſten Liedern
Sing' ich beim Abendſonnenlicht;
Süß iſt es, Liebe zu erwidern,
Doch wer vereinſamt, weiß es nicht.

„Du ſchlanker Rehbock in den Tannen,
Du kühner Springer in dem Wald,
Was eilſt ſo fröhlich du von dannen,
Wo zieht's dich hin mit Allgewalt?"

Mich treibt es fort zum kühlen Grunde,
Wo meiner harrt ein zartes Reh
Mit Sehnſucht nach dem Liebesbunde —
Allein zu ſein, iſt bitt'res Weh.

„Du Sternlein an dem Himmelsraume,
Wie trübe ſchauſt du erdenwärts;
Biſt du umſtrickt von böſem Traume?
Hält dich umfaßt ein tiefer Schmerz?"

Und ſchau' ich trüb' mit meinem Scheine,
Was ſtörſt du meine ew'ge Ruh'!
Bin ich nicht einſam und alleine
Und darum traurig — wie auch du?

Hochzeitabend.

Der weißen Roſe gleich, die kaum erſchloſſen
Dem Frühlingsmorgenrot entgegenlacht,
So prangteſt du, vom Brautkleid licht umfloſſen,
Schön wie ein Traumbild, das der Lenz entfacht.

Ein Engelsantlitz ſtrahlte herzentzückend
Aus deinem blonden Lockenhaar hervor;
O du warſt ſchön, im Anſchau'n ſinnberückend —
Und ich, ich war's, den ſich dein Herz erkor.

Doch all mein Stolz zerſchmolz in bangen Schmerzen,
Als dich die Mutter in die Arme ſchloß,
Du weinend lagſt am treuen Mutterherzen,
Und als ſo heiß mir's in die Augen ſchoß.

O Mutterherz! was Alles du empfunden,
Als ſich dein Kind der höhren Pflicht geweiht,
Das trat vor mich in jenen Trennungsſtunden
Als Mahnung hin für alle Lebenszeit!

Dann helfe Gott!

Wenn mich mit ſchwerer Eiſenfauſt
Das Schickſal will zu Boden ſchlagen,
Wenn mich der Sturmwind wild umbrauſt,
Die liebſten Wünſche mir zerzauſt —
Wohlan denn: ich will nicht verzagen!

Im Kampf und Sturme halt' ich Stand
Und ſtolz bleib' ich in Unglückstagen;
Ob ihr den Giftpfeil mir geſandt
Und mich geſchmäht, gekränkt, verkannt —
Wohlan denn: männlich will ich's tragen!

Ich blick' euch feſt ins Aug' hinein,
Ihr ſollt mich nimmer hören klagen,
Doch läg' mein Lieb im Todtenſchrein
Und ich blieb' einſam und allein —
Dann helfe Gott: ich könnt's nicht tragen!

Meiner Mutter!

Oft bin ich meinen eignen Pfad geſchritten
Und hab' erfüllt dein treues Herz mit Gram,
Hab' Trotz geboten oftmals deinem Bitten,
Das, ach, ſo lieb von deinen Lippen kam.

Und doch, ob wir uns vielfach nicht verſtanden,
Ich fühlte ſtets, wie treu dein Herz mir ſchlug;
O immer fühlt' ich, wie mit tauſend Banden
In deine Arme mich die Liebe trug.

Wenn müd und wund auf rauhen Dornenwegen
Das Schickſal mich erbarmungslos gehetzt —
Auf meinem Haupt den treuen Mutterſegen,
Fand doch mein Herz ein ſtilles Glück zuletzt.

Ja, Mutterliebe währet ohne Ende,
In Glück und Unglück hält ſie treue Wacht —
O Mutter, laß mich küſſen deine Hände,
Die mich gepflegt, gehegt einſt Tag und Nacht!

In Mutterliebe haſt du einſt geſungen
Mir, deinem Kinde, wann die Sonne ſchied;
Von treuer Kindesliebe tief durchdrungen
Sing ich dir, Mutter, heut als Mann dies Lied.

Johanna Baltz

wurde am 23. December 1849 in Arnsberg geboren und erhielt in der dortigen Elementar- und höheren Töchterschule ihre Ausbildung. Die Dichterin, welche sich durch ihre Festschriften und patriotischen Festspiele: „Im Zeichen der heiligen Cäcilie", „Die schöne Else", „Lichte Bilder aus dem Leben der Hohenzollern", „Aus des Lebens Mai" und „Das echte Gold" sehr vortheilhaft bekannt gemacht hat, lebt in ihrer Vaterstadt.

Neuere Werke sind: „Düsseldorfer Musikantengeschichten" und „Aus dem Munde der Kinder".

Auf westfälischer Berghöhe am 2. September.

Hoch ragt des Dammbergs grüne Spitze
Empor im Morgensonnenstrahl;
Und von der alten Götter Sitze
Schau'n jubelnd wir hinab in's Thal.
Hier, wo die deutschen Eichen recken
Die stolzen Häupter himmelan,
Soll unser Lied das Echo wecken
Am Siegestage von Sedan!

Es liegt die Heimath uns zu Füßen
In ihrer vollen Schönheit Pracht,
Und wie sie unsre Blicke grüßen,
Faßt der Gedanke uns mit Macht:
Was wär' aus diesem Land geworden,
Das jetzt so friedlich lächelnd ruht,
Wenn einst der Feinde wilde Horden
Hier roh gehaust in blinder Wuth?

Zerſtört der Wälder heil'ge Hallen,
Zerſtampft die Saat, das Korn verbrannt,
Bis alle Schönheit rings zerfallen,
Auf ewig aus dem Thal verbannt.
Mit Blut getrübt des Stromes Wogen,
Der ſilbern durchs Gelände eilt,
Um Glück und Frieden jäh betrogen
Sie, die hier friedensvoll geweilt.

Wer hat, als rings der Krieg gewüthet
Mit Schwert und Feuer, Nacht und Graus,
Die traute Heimath uns behütet,
Beſchirmt getreulich Herd und Haus?
Der Kaiſer, deſſen ſtarke Rechte
Gelöſt des Unheils finſtern Bann,
Den Uſurpator zwang zum Knechte
Am Siegestage von Sedan!

Wenn heut' auf rother Erde Gauen
Das Feſt die Männer benedei'n,
So ziemt es auch Weſtfalen's Frauen
Des Tages eingedenk zu ſein.
Sie, die des Herdes heil'ge Flamme
Bewachen, bieten heißen Dank
Dem Helden aus dem Zollernſtamme,
Vor dem die Noth in Nichts verſank.

Der Eichen mächt'ge Kronen rauſchten,
Als ſtimmten fröhlich ſie mit ein,
Als ob ſie flüſternd Zwieſpruch tauſchten
Im alten Sachſengötter Hain,

Als wüßten ſie, daß die Geſchicke
Des Sachſenrößleins treu bewacht,
Wie es erſchaut mit Seherblicke
Einſt Velleda in heil'ger Nacht.

Wir aber auf dem Bergesgipfel,
Hoch in der grünen Einſamkeit,
Wir jauchzen, daß durch Zweig und Wipfel
Der Jubelruf erſchallet weit:
Weſtfalens Töchter, Euerm Kaiſer,
Der neu die Heimath Euch gewann,
Schlingt Roſen in die Lorbeerreiſer
Am Siegestage von Sedan!

Mein Bub!

(Zu dem gleichnamigen Bilde von Hermann Kaulbach.)

Mein Bub, du holdes Schelmgeſicht,
Du herzig Trotzköpflein!
Aus deinem Bild ſtrahlt Sonnenlicht,
Des Glückes hellſter Schein.
Wenn ich dich froh betrachte:
Wie Gott mich ſelig machte,
Seitdem dein Blick mir lachte,
Fühl ich im Herzen mein!

Auf deiner Kinderſtirne glänzt
Der Unſchuld Majeſtät,
Die ſich mit weißen Lilien kränzt,
Der Engel Näh' verräth.

Der Engel, die, dein Leben
Behütend, dich umſchweben,
Zur Nacht dir Träume weben
Dich ſchützen früh und ſpät.

Und in dem dunkeln Auge träumt
Verborgne Wunderpracht,
Da iſt manch Märlein goldumſäumt,
Dem Kinderſinn erwacht.
Er ſchaut von Licht umfloſſen,
Was unſerm Blick verſchloſſen,
Und ſeine Spielgenoſſen
Sie üben Zaubermacht.

Ein kleiner Schalk fand ſeinen Platz
Im Grübchen rund und weich,
Das lehret meinem kleinen Schatz
Manch muntern Schelmenſtreich.
Manch luſtigen und loſen!
Die Lippen blühn wie Roſen,
Sie wiſſen ſüß zu koſen —
Mein Bub! wie bin ich reich! —

Horch! trippelt's da nicht durch das Haus?
Schlug nicht die Mittagsſtund?
Das iſt mein Bub! die Schul iſt aus,
Sein Stimmlein thut es kund;
Froh ſingt es Weihnachtslieder! —
Mein Bub! ich beug' mich nieder,
Ich küß ihn wieder, wieder
Auf ſeinen rothen Mund!

Ernſt Barre,

geb. am 18. Jan. 1843 zu Paderborn, beſuchte das Gymnaſium, ſtudirte in Heidelberg und Berlin die Rechte und trat 1864 als Auskultator in Paderborn ein. Nachdem er als Offizier aus dem Feldzuge 1870—1871 heimgekehrt war, wurde er Friedensrichter in Rappoltsweiler, 1872 in Colmar im Elſaß und kam 1876 als Gerichts-Aſſeſſor nach Düſſeldorf. Seit 1886 lebt Ernſt Barre als Land-Gerichts-Direktor in Trier.

Dichtungen: „Gedichte", 1869.

Am geſprengten Thurm.

Alt Heidelberg, in deinen Mauern
Hab' ich als Knabe oft geſchwärmt,
Um deine alte Pracht mit Trauern,
Mit ſtillem Zorn mich abgehärmt.

Sie mahnten an die Zeit der Schande,
Sie mahnten an die Zeit der Schmach,
Da eine feile Schergenbande
Frech über unſ're Fluren brach.

Da hat ſie Frau und Kind geſchändet,
Da hat ſie Burg und Stadt verbrannt,
Und unſre Perlen uns entwendet,
Straßburg und Metz, dem deutſchen Land.

Dort winkte mir des Wasgaus Kette
Aus blauer Ferne traulich her,
Getrennt von ihrer Mutterſtätte,
Wie Heimathklänge über'm Meer.

Was ich in Wehmuth halb und Grollen
Geträumt, zu hoffen nie gedacht,
Es ist erfüllt mit Donnerrollen,
Mit Blitzeslodern über Nacht.

Und wieder steh' ich hier, doch heute
Hebt sich die Brust im Thatendrang,
Mein Ohr umwogt's wie Festgeläute
Wie Siegesjubel, Friedenssang.

Heil dir, daß du den Tag gesehen,
Heil dir, du heutiges Geschlecht,
Den alten Fluch sahst du verwehen,
Die alte Schmach hast du gerächt.

Denn unser sind sie, wieder unser
Die Burgen, die der Feind geraubt,
Und unser, unser, endlich unser,
Ein Kaiserreich, ein Kaiserhaupt.

Die Schaffung des Rheins.

Als Gott der Herr am siebten Tage
Die Welt, die er gemacht, besah,
Da dacht' er: für so manche Plage
Steht Alles noch so leidlich da.

Ihr Menschen, die ich hingesetzet,
Nun tummelt euch, schafft munter zu,
Seid ihr sechs Tage abgehetzet,
So freut am siebten euch der Ruh.

Nun will, auf daß mir's ſelbſt behage,
Ich eine Welt im kleinen baun,
Ein Werk zu einem Feiertage,
Nach meinem Herzen anzuſchaun.

Da ſchafft er ohne viel Beſinnen
Sich Felſen, zackig, ſtolz und kühn,
So recht gemacht zum Schmuck der Zinnen,
Und mit des Rebſtocks heiterm Grün.

Und einen Strom goß er dazwiſchen
Gewaltig, wogenreich und hehr;
Er tanzt vom Fels mit Braus und Ziſchen
Und mächtig fluthet er zum Meer.

Und ſetzte ſtolze, hohe Frauen
Und fröhliche Geſellen hin,
Die Welt und Teufel ohne Grauen
Beſtehn in ihrem leichten Sinn.

So ſchuf zum Sonntagsfeſtbehagen
Der Herr das Rheinthal ſich, das heut'
Wie in den erſten Schöpfungstagen
Sein Vaterauge hoch erfreut.

Und wem zu kraus erſcheint das Leben,
Die Erde nur ein Ort der Pein,
Der trink' am Rhein vom Saft der Reben,
Der ſchöpfe Luſt und Muth am Rhein.

Heinrich Baumhauer,

geb. am 26. Oktbr. 1848 zu Bonn, beſuchte ſeit 1858 das dortige Gymnaſium, ſtudirte ſeit 1866 an der dortigen Univerſität Mathematik und Naturwiſſenſchaften, ſpeziell Chemie und Mineralogie, promovirte 1869 und ging dann noch zur Fortſetzung ſeiner Studien ein Jahr nach Göttingen. Nachdem er hier ſein Staatsexamen abgelegt, wurde er 1871 Lehrer am Technikum in Frankenberg, 1872 an der Handelsſchule in Hildesheim und iſt ſeit 1873 an der Landwirthſchaftsſchule zu Lüdinghauſen in Weſtfalen thätig.
Dichtungen: „Gedichte", 1882.

Nonnenwerth.

Du Eiland, viel erhoben
Im Lied vom grünen Rhein,
Wie liegſt du, lichtumſponnen
Im goldnen Sonnenſchein!

Im Spiel die Wellen glitzern,
Der Himmel klar und blau;
Liebliche Sagen ziehen
Rings über Strom und Au.

Wir fahren leichtgetragen
Hinab im ſchlanken Kahn
Und rudern friſch im Takte;
Der Fährmann lenkt die Bahn.

Mir iſt, als hört' ich tönen
Gar wohlbekannten Klang,
Wie einſt, als ich am Rheine
Die erſten Lieder ſang.

Ich hätt' es faſt vergeſſen,
Daß fern die Jugend mein,
Daß bei mir ſitzt im Kahne
Mein blondes Töchterlein!

Und doch, ich fühl' es glühen
So jung in meinem Sinn,
Ich fühl', daß ich in Jahren
Nicht alt geworden bin.

Das iſt dasſelbe Sehnen,
Das iſt dieſelbe Luſt,
Die einſt mit ſüßem Schauer
Erfüllt die junge Bruſt!

Was einſt mein Herz erhoben
Und was mich reich beglückt,
Es iſt mir treu geblieben,
Nicht hat's die Zeit entrückt.

Und denkend aller Wonne,
Die mir der Rhein beſchert,
Grüß' ich mit frohem Munde
Dich, trautes Nonnenwerth!

Frühlings Aufruf.

Nun öffnet mir die Thore weit,
Weit öffnet mir die Herzen!
So ruft der Lenz, nun ſeid bereit,
Einzieh'n will ich mit Herrlichkeit,
Mit Liederklang und Scherzen!

Drum, weſſen Sinn noch trüb und kalt,
Wer denkt an bitt're Zeiten,
Den bringt zu mir, ich will ihm bald
In meinem grünen Aufenthalt
Der Heilung Trank bereiten.

O Menſchenherz, ſo weit und groß,
Du ſollſt nicht bang verzagen!
Du wähneſt wohl, ſchwarz ſei dein Loos.
Ich will dir, komm', im Waldesſchoß
Ein Wort des Troſtes ſagen!

Ich bin ſo reich an friſcher Kraft,
Die will ich dir erſchließen,
Und wie im Baum der junge Saft,
So ſoll in dir nach Winterhaft
Ein freies Leben fließen.

Drum töne hell, mein Droſſelſchlag,
Ihr Nachtigallen, ſinget,
Daß es mit Wonne Tag für Tag
Jedwedem, der da lauſchen mag,
In Ohr und Seele dringet!

Ihr Bäume, hurtig, roth und weiß
Zum Feſte ſchmückt euch wieder,
Und kommt ein Lüftchen ſacht und leis,
Da ſchüttelt es vom Blüthenreis
Den holden Regen nieder.

Es geh' ein Leuchten durch die Welt,
Verklärend alle Dinge!
Ein Thor, wem das nicht wohlgefällt,
Wem's nicht der Seele Grund erhellt,
Wer da noch traurig ginge!

An die Einſamkeit.

Sei mir gegrüßt,
Beſcheiden harrende,
Stille Einſamkeit,
Schweſter der Muſe!
Wahrlich nicht Jedem,
Welcher dir nahet,
Biſt du die arme
Dürftige Magd;
Manchem erſcheinſt du
In fürſtlichem Schmucke,
Spendeſt ihm reichlich
Köſtliche Gabe.
Sei mir willkommen,
Wo ich dich finde,
Ob unter blauem
Lachendem Himmel,
Ob in des Waldes
Träum'riſchem Dunkel,
Ob an des Baches
Murmelnden Wellen! —
Kann ich's ermeſſen,
Was du mir ſchenkteſt,
Als ich noch Knabe
Schon deiner mich freute,
Da ich, ein Jüngling,
Stürmiſchen Dranges
Träumte von hohen
Lockenden Zielen,
Als du des Wiſſens
Schätze mir zeigteſt,
Mir, dem ſtaunenden,
Emſig ſammelnden

Jünger der Weisheit, —
Was ich dir danke,
Nun ich festeren Schrittes,
Ein Mann, meine Bahn
Besonnen wandle? —
Ja, auch des Mannes Brust
Ist nicht gefeit
Gegen Sturmestoben.
Drum weilet er gern
An einsamer Stätte,
Zum frischen Kampfe
Sich Kraft zu sammeln.
Dort reifen dem Sinnenden
Langgehegte Gedanken,
Zum raschen Entschlusse;
Dort steckt er sich neue,
Höhere Ziele,
Und neue Räthsel
Winken des Forschers
Rastlosem Geiste.
Und traf ihn ein Weh,
Dort findet er Trost,
Dort Heilung die Wunde. –
Drum preis' ich dich dankbar
Freundliche Spenderin!
Nicht möcht' ich dich tauschen
Um lärmende Freuden,
Nicht um der Großstadt
Betäubendes Wogen.
O, leite mich ferner,
Den willig Folgenden,
An sicherer Hand
Die Straße des Lebens!

Guſtav Berlyn

wurde am 30. März 1822 zu Freudenberg in Weſtfalen geboren. Er erhielt eine vortreffliche Erziehung und Schulbildung und widmete ſich dann dem kaufmänniſchen Beruf, in dem er noch heute zu Helden in Weſtfalen, und zwar als Generalagent der bedeutendſten Verſicherungsgeſellſchaften thätig iſt.

Dichtungen: „Gedichte", 1855. — „Der Geburtstag" (Feſtſp.), 1859. — „Die Herrlichkeit der Kirche Gottes" (Dd. Ged.), 1862. — „Gedichte", 2. Bd., 1877.

Wo ſind' ich Ruh'?

Ein raſtlos Ringen iſt mein Leben,
Ein ſtetes Prüfen, Forſchen, Streben
Dem unbekannten Ziele zu;
Nichts kann des Herzens Gluthen dämpfen,
Mich treibt's, den Geiſteskampf zu kämpfen —
Wo ſind' ich Ruh'? —

Bald zieht mich fort ein mächt'ges Sehnen,
Bald leiſes Hoffen, ſüßes Wähnen,
Mein holder Engel, lächelſt du;
Doch wenn die Blicke kalt du wendeſt,
Statt ſüßen Troſtes Qualen ſendeſt —
Wo ſind' ich Ruh'?

In höh're Sphären hebt mein Geiſt ſich,
Ein ahnungsvolles Weh'n umkreiſt mich
Und flüſtert ſanfte Hoffnung zu;
Ein Hochgefühl durchbebt die Glieder:
Voll Andacht ſink' ich betend nieder —
Da find' ich Ruh'! —

Sei nur nicht arg, mein liebes Kind!

Sei nur nicht arg, mein liebes Kind,
Spiel' nicht mit einem Dichterherzen:
Hoch wie die Ideale ſind,
So wuchern tief auch ſeine Schmerzen!

Sein Herz gleicht einem Spiegel rein,
Den helle Sonnenſtrahlen heben:
Wie deine Seele blickt hinein,
Siehſt du ihr Bild zurückgegeben.

Schauſt du mit wahrem Seelenblick,
In Unſchuld, Anmuth hingegoſſen,
So ſtrahlt ein Engel dir zurück,
Von ſanftem Himmelsglanz umfloſſen.

Dann wird's im Dichterbuſen klar,
Und ſeiner Sehnſucht Wünſche ſchweigen:
Sein Glaube wird lebendig, wahr
An Menſchen, die den Engeln gleichen.

Doch wehe, wenn ein einzig Mal
Ein Schattenbild den Spiegel trüget!
Wenn es der Liebe Götterſtrahl
In falſchem Schein entgegenlüget!

Dann prallt zurück ein Schreckensbild,
Die Truggeſtalt mit allen Schwächen,
Und durch des Dichters Seele ſchrillt
Ein Weh', daß ihm das Herz möcht' brechen.

Sei drum nicht arg, mein liebes Kind,
Spiel' nicht mit einem Dichterherzen:
Hoch wie die Ideale ſind,
So wuchern tief auch ſeine Schmerzen!

Ach, überall ſuch' ich nur dich!

Im Traume biſt du mir erſchienen,
Mein Ideal, mein Zauberbild.
Der Lenz erwacht, die Hügel grünen,
Es treibt hinaus mich in's Gefild,
Und lächelnd grüßt Aurora mich;
Doch überall ſuch' ich nur dich!

Ich wandle durch die bunten Fluren
Im Schall der Frühlingsmelodien,
Und folge den geliebten Spuren,
Die in das Blütenthal mich ziehn.
Ach, hier umgibt's mich wonniglich —
Doch überall ſuch' ich nur dich!

Es treibt mich auf des Berges Höhe,
Zu dämpfen meiner Sehnſucht Glut,
Auf in des Himmels ſel'ge Nähe,
Wo ſelig jeder Wand'rer ruht;
Doch hier ſelbſt flieht die Ruhe mich —
Ach, überall ſuch' ich nur dich!

Wenn ich auch ſterbe, laßt mich ruhig ſcheiden.

Wenn ich auch ſterbe, laßt mich ruhig ſcheiden,
Es nimmt ſich Niemand meiner liebend an;
Verfolget von ſo vielen Erdenleiden,
Verlaß ich gern die rauhe Lebensbahn.

Was ich geliebt, hat mir das Grab genommen,
Was mich beglückte — Alles iſt dahin!
Dem Trauernden kann nicht dies Leben frommen,
Ein neues Leben nur bringt ihm Gewinn.

Drum, wenn ich ſterbe, laßt mich ruhig ſcheiden,
O, gönnt dem müden Pilger ſanfte Ruh'!
Noch thränenvoll von vielen herben Leiden,
Schließt ſich ſo gern das matte Auge zu.

Theodor Berthold,

geb. am 4. December 1841 zu Münſter, jüngerer Bruder des am 15. October 1884 verſtorbenen Naturſchriftſtellers Karl Berthold, er abſolvirte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte Philologie, vorwiegend klaſſiſche Sprachen, machte im ſtehenden Heere den Krieg gegen Dänemark 1864 und den Mainfeldzug 1866 mit. Nachdem er 1867 das Examen pro facultate beſtanden, unterrichtete er an den Gymnaſien in Breslau und Glogau, bis ein aus den Kriegen herrührendes Halsleiden ihn zwang, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Berthold lebt in Bocholt.

Dichtungen: „Loſe Blätter aus dem Münſterlande und der Nordſee". — „Bewegte Tage". — „Soldatenleben im Felde."

Paradieſes Spuren.

Von des Paradieſes Schönheit
Und von ſeinem vollen Glück
Ließ auf fluchbelegter Erde
Dinge drei der Herr zurück:

Blumen, lieblichſte Gebilde,
Farbenreich, mit ſüßem Duft,
Tauſendfaltig auch an Formen,
Und umkoſt von Himmelsluft;

Sterne, zahllos hingeſäet
An des Firmamentes Zelt,
Sendend gold'nen Strahlenſchimmer
Auf die nachtumſchlung'ne Welt;

Kindesauge, klar und offen,
Und doch unergründlich tief:
In dem ruhig ernſten Blicke
Iſt's, als ob ein Himmel ſchlief'!

Blumen, Sterne, Kindesaugen,
Die der Herr uns Sündern ließ,
Wo ich euch erblicke, denk' ich
An's verlor'ne Paradies.

Karl Bömers,

geb. am 17. Juni 1848 zu Blomberg im Fürſtenthum Lippe, beſuchte ſeit 1863 das Gymnaſium zu Detmold, ſtudirte von Oſtern 1868 bis Michaelis 1871 an den Univerſitäten Tübingen, Leipzig und Göttingen die Rechtswiſſenſchaften und iſt ſeit 1879 Landrichter in Bückeburg.

Dichtungen: „Heideblumen“ (Ep.), 1871. — „Fahrtgeſchichten“, Ein Itinerarium, 1883.

Herbſt-Stimmung.

I.

Im fernen Land, im Sonnenglühn
Hab' ich des Lebens Laſt getragen,
Nun ſegne ich das heiße Mühn
Aus dieſen thauig-kühlen Tagen:
Ein leichter Duft liegt ob dem Land,
Und ſchließt dem Blick die blauen Weiten,
Der engſten Heimath zugewandt,
Will ich den reichen Herbſt durchſchreiten.

Den Sommer wünſch' ich nicht zurück,
Die Zeit des Glückes und der Leiden,
Groß waren beide, Leid und Glück,
Leid war das größere von beiden;
Nur einen Tag, nur eine Stund'
Möcht' ich noch ein Mal wohl erleben,
Die Zeit, wo mir ein rother Mund
Der erſten Liebe Kuß gegeben.

II.

Alles nun ſtill, du hörſt im Hag
Kein Waldvögelein locken,
Lautlos nieder durch bleichen Tag
Fallen die flimmernden Flocken;
Düſter der Wald, feucht-kalt das Thal,
Nebel verhüllen die Ferne,
Nieder aus wolkigem Himmelsſaal
Fallen die flockigen Sterne.

Erſtlingsflocken nach Sommerpracht
Schweben im langſamen Fluge,
Schweben ſo ſtumm, verſchweben ſo ſacht
Im gemeinſamen Zuge;
Ueber das ſchwarze, verlaſſene Land
Kommt es herüber geſchauert, —
Letzte Roſen am lockeren Band
Schütteln die Blätter vertrauert.

Müde macht mich der bleiche Tag
Unter dem wolkigen Himmel,
Gramvoll ſinnet die Seele nach
Dieſem Flocken-Gewimmel;
Fällt er auf Alter und Todesweh,
Muß man darein ſich ergeben,
Aber es fällt der erſte Schnee
Auch auf blühendes Leben.

Heinrich Bone

wurde am 25. September 1813 zu Drolshagen in Weſtfalen geboren, abſolvirte das Gymnaſium und ſtudirte von 1832—1835 in Bonn Philologie. Sein Probejahr hielt er am Gymnaſium zu Düſſeldorf ab, wurde dann ordentlicher Lehrer am katholiſchen Gymnaſium in Köln, Oberlehrer an der neu gegründeten rheiniſchen Ritterakademie zu Bedburg und erhielt 1850 den Titel eines Profeſſors. Oſtern 1856 wurde er zum Direktor des Gymnaſiums in Recklinghauſen ernannt und im Herbſt 1859 in gleicher Eigenſchaft an das Gymnaſium in Mainz berufen. Infolge des Kulturkampfes wurde B. am 3. April 1873 plötzlich in den Ruheſtand verſetzt, und ſiedelte er bald darauf nach Wiesbaden über.

Dichtungen: „Gedichte", 1838. — „Legenden", 1839. — „Veilchenſamen" (Neue Lr. für Kinder), 1840. — „Sonette", 1856. — „Dichterperlen" (Auswahl a. d. Dichtern ſeit Haller); II, 1860. — Viele Kirchenlieder, beſonders in ſeinem Geſangbuch: „Cantate", 1846.

Flüchtigkeit der Zeit.

Ein Tag iſt bald entgangen,
Wir ſtehn und ſehn ihm nach;
Es reget ſich Verlangen,
Doch nimmer kehrt der Tag.

So ſeh' ich oft die Stunden,
Die mir noch künftig ſind,
Schon nebelhaft verſchwunden,
Entflohn wie Fluth und Wind.

Dann möcht' ich feſter ſtehen,
Umfaſſen meine Zeit,
Und feſtlich ſie begehen
Mit Ruh und Sicherheit.

Umſonſt! die Tage eilen,
Ich ſteh' in rollendem Rad.
Wohlauf! es gibt ein Weilen,
Es iſt die eilende That.

Zum Kind auf dem Schoße.

Kind, ergib dich meinen Kräften,
All dein Ringen iſt vergebens,
Und je mehr du dich zerplageſt,
Lach' ich deines Widerſtrebens;
Will dir nichts zu Leide fügen,
Nur geduldig mußt du liegen.

Uebe dich, mein Kind, es kommen
Auch für mich der Dinge viele,
Wo ich ſagen muß: es führet
All mein Sträuben nicht zum Ziele,
Will geduldig mich ergeben,
Bis ich frei mich darf erheben.

In Gott.

In Gott iſt meine Freude,
Mein Leben und mein Sinn,
In allem Schmerz und Leide
Flücht' ich zu Gott mich hin.

In Gott iſt all mein Frieden,
Er iſt, der helfen kann;
Was er mir hat beſchieden,
Das nehm' ich dankbar an.

In Gott iſt mein Beginnen,
All Fleiß und Arbeit mein;
Mein Denken und mein Sinnen
Befehl' ich ihm allein.

In Gott iſt mein Gedeihen,
Mein Glück und meine Ruh;
Ihm will ich alles weihen,
Was ich gedenk' und thu.

Ferdinande Freiin von Brackel,

geb. am 24. Nov. 1835 zu Schloß Welda bei Warburg, entſtammt einem alten freiherrlichen Geſchlechte Weſtfalens. Sie hat ihr väterliches Heim faſt nie verlaſſen, da Kränklichkeit in der Kindheit ihre Entfernung aus der Pflege der Mutter nicht zuließ. Erſt im reiferen Alter trat ſie mit ihren Gedichten an die Oeffentlichkeit, wandte ſich dann aber auf den Rath eines tüchtigen Kritikers der Proſadichtung zu. Außer vielen Romanen und Novellen veröffentlichte ſie 1873 einen Band „Gedichte“, welcher mehrere Auflagen erlebte.

Stimmungsbild aus Holſtein.

Am Fenſter lehn ich ſtill, und vor dem Auge breitet
Die weite Landſchaft ſich im ſanften Abendlicht;
So ungehindert dir der Blick hinübergleitet,
Und doch erfaßt es dich als wie ein ſüß Gedicht.

Was iſt der Zauber doch? kein blendendes Entfalten
Von Reizen groß und kühn, kein Schauſpiel ſeltner Art;
Nur helles, ſanftes Licht, nur friedvoll ſtilles Walten,
Ein nordiſches Idyll, ſo ſchlicht und doch ſo zart.

Im Vordergrunde hier ein nettes, trautes Eigen,
Wie es ſich gerne ſchafft des deutſchen Mannes Fleiß;
Gar wacker Haus und Hof! den Rauch ſieh kräuſelnd ſteigen;
Am Rieddach ragt empor ein Kirſchbaum blüthenweiß.

Ein Acker ſchließt ſich an, mit Sorgfalt zubereitet,
Die braune Scholle harrt der Saat nach Winterruh,
Dann Weiden — knorrig, braun, — ein Streifen Wieſen gleitet
Grün wie Smaragd und weich der Seeesfläche zu;

Und dann des Waſſers Fluth — die blauen krauſen Wellen
So koſend flüſternd ſich dem grünen Ufer nahn,
Als ſuchten ſie im Spiel ſich dort hinaufzuſchnellen
Zu lockeren zur Fahrt den hochgezognen Kahn.

Und ſilbern weit hinaus des Seees Fläche glänzet,
Im weichen Hauch verſchmilzt ſo Himmel, See und Land;
Doch hier zur Rechten ja ſo farbenprächtig kränzet
Das Bild mit Maiengrün die ſteile Buchenwand.

O Maienbuchengrün! Muß auch der Norden darben
An manchem bunten Reiz, du haſt die Schuld gezahlt;
Denn ſelbſt des Südens Glanz und ſeine Gluth der Farben
Hat doch dein Jugendreiz noch ſiegreich überſtrahlt.

Und wie ſo üppig ſteigt der Wald zum Bergesgipfel,
Dünkt faſt zu maſſenhaft der leuchtend helle Kranz!
Doch Eichen röthlichbraun und dunkle Tannenwipfel
Sind bunt hineingemiſcht und heben noch den Glanz.

O Maienbuchengrün, o blaue Seeeswelle
Wie thut ihr wunderbar die Seele mir in Bann!
Aus klardurchſicht'ger Fluth blickt mich ſo wunderhelle
Ein zweites Frühlingsreich dort in der Tiefe an.

Und Ruhe ringsumher — nicht Laut noch Lied erklinget,
Die weiße Möwe nur ſo traumhaft nieder ſchwebt;
Aus duft'gem Silbergrau der Mond jetzt frei ſich ringet,
Sein Strahl gleich goldnem Pfad breit auf dem Waſſer bebt.

Du Land ſo wonn'gen Grüns, ſo weiter, blauer Seeen,
Gar reizvoll hab ich oft entzückt dich ſchon genannt;
Doch ſtets wird jenes Bild in meiner Seele ſtehen
Als echtes Bild von dir, du träumriſch Holſteinland!

Ach geh' nicht in den friſchen Mai!

O geh' nicht in den friſchen Mai
Nach einer bitt'ren Trennungsſtund'!
O geh' nicht in den friſchen Mai,
Trägſt du ein Weh' im Herzensgrund!

Denn jeder Vogel, der dir ſingt,
Denn jedes Reis, das ſproßt und blüht,
Und jeder Hauch, der zu dir dringt,
Weckt dir ein Echo im Gemüth.

Es iſt ein wunderſüßes Weh'n,
Das ſacht von Blüth' zu Blüthe ſchleicht;
Es iſt ein Koſen und Verſteh'n,
Wie wenn ſich Lieb' zu Liebe neigt.

Ein Reichthum iſt es und ein Freu'n
Als ſei nun nichts mehr arm und kalt;
Ein jugendliches Sicherneu'n,
Als bleibe nichts mehr trüb' und alt:

Als ob nun Himmel, Flur und Au'n
Ein ſonn'ger Rauſch von Glück umfing'
Doch hüte dich, es anzuſchau'n,
Wenn dir ein Glück grad' unterging.

Kehr' lieber dann in's Stüblein ein,
Und beug' dich über Buch und Schrift;
Es ſchläft das Weh' wohl leiſe ein,
Wenn thätig ſich der Geiſt vertieft.

Geh' lieber dann zur Kirche ſtill,
Und kniee vor dem heil'gen Schrein:
Da denkſt du wohl: „Wie Gott es will!"
Und Friede ziehet bei dir ein.

Doch draußen gibt es dich nicht frei:
Die blüh'nde Luſt und dann dein Schmerz!
Geh' ſo nicht in den friſchen Mai,
Sonſt bricht vor Sehnſucht dir das Herz.

Emma von Brandis-Zelion.

wurde am 24. Novbr. 1840 zu Darmſtadt als die Tochter des 1870 daſelbſt verſtorbenen großherzoglich heſſiſchen Oberforſtraths von Zelion genannt Brandis geboren, erhielt unter der eigenen Leitung des Vaters eine gediegene Erziehung und Bildung, welche durch den häufigen Verkehr am großherzogl. Hofe, ſowie durch längeren Aufenthalt in Hannover, Stuttgart und Frankfurt a. M. erweitert wurde. Die Dichterin lebt in Paderborn. Sie iſt hauptſächlich auf dem Gebiete des Romans thätig.

Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

Ja, Gleich und Gleich geſellt ſich gern;
Drum grüßt ſo freundlich aus der Fern
Wohl oft dein Aug' den gold'nen Stern.

Es findet ſich, was ſich verwandt;
Deshalb in deiner zarten Hand
Ich manchesmal ein Röslein fand.

So weiß ich auch, daß ungeſeh'n
Viel Eng'lein Gottes um dich ſteh'n,
Auf daß kein Leid dir mag geſcheh'n.

Opfer.

Groß iſt's, im Adlerflug der kühnen Thaten
Auf ſtarkem Fittig ſich empor zu heben,
Umglänzet von des Ruhmes Strahlenſonne
Hoch über anderen dahinzuſchweben.

Es wandelt froh ſich in den lauen Lüften
Des Glückes und in ſeinem Zaubergarten
Iſt's wonnevoll, der Blüten Duft zu trinken,
Der Liebe holde Roſen dort zu warten,

Doch ſüßer iſt es, an verborg'ner Stätte
Das heiße Wünſchen, Hoffen und Begehren
In Demuth nieder am Altar zu legen
Und in des Opfers Flamme zu verzehren.

† Ludwig Brill, †

geb. am 15. Febr. 1838 zu Emlichheim, einem Dorfe der Grafſchaft Bentheim, bereitete ſich, da ſeine Eltern mittellos waren, durch Selbſtſtudium auf den Beruf eines Elementarlehrers vor, war nach abgelegtem Examen einige Jahre Lehrer einer Dorfſchule und ſuchte ſich in der Folge, ebenfalls auf rein autodidaktiſchem Wege, für das höhere Lehrfach vorzubereiten. Nachdem er dann an der höheren Bürgerſchule zu Lohne (Oldenburg) thätig geweſen, wirkte er ſeit 1868 als Lehrer am Realgymnaſium in Quakenbrück. Schon zu Anfang 1886 war der ohnehin ſchwächliche Dichter ſo leidend, daß er ſeine Lehrthätigkeit unterbrechen mußte; vergebens ſuchte er im Frühjahr und Sommer Heilung in Neuenahr, — am 17. November erlöſte ihn ein ſanfter Tod von ſeinen ſchweren Leiden. Durch ſeine Dichtungen „Singſchwan", „Bertran Gomez" und „Der Waldenhorſt" hat er ſich einen hohen Ehrenplatz in der deutſchen Literatur erworben.

Ein Gnadenruf aus Kindesmund.

„Der Schurke trog mich um Ehr' und Geld
Durch falſchen Schwur — er muß aus der Welt!
Sollt' länger ich ſehn den Höllenhund,
Nie würde das Herz, das wunde, geſund.
Am hohen Ufer dort muß er vorbei,
Von hier aus erreicht ihn das tödtliche Blei,
Der reißende Strom über Nacht führt fort
Den Leichnam zum Meere — das ſchweigt von Mord.
Ha Mord? — ich thät ihm ja nimmer Harm,
Doch ſtraft ihn kein Richter, drum ſtraf ihn mein Arm."

So raunt im Wald auf meuchliſcher Wacht
Der Förſter und ſtiert in die dämmernde Nacht,
Den Hut in die düſtre Stirn gedrückt,
Zum Anſchlag die blinkende Waffe gezückt.

Da naht ein Schritt — der Förſter fährt auf
Und prüft den Hahn und richtet den Lauf;
Sein Auge glüht wie Karfunkelbrand,
Die Büchſe blitzt in der zitternden Hand.
„Was zögert der Schuft? — ha kommt er nicht bald,
Entſinkt mir die Waffe!“ — Jetzt taucht die Geſtalt
Des Feindes plötzlich am Ufer empor,
Jetzt drückt er den Kolben feſter an's Ohr,
Und feſter nimmt ſein Blick das Viſir —
Da ſchallt es: „Vater“! durchs ſtille Revier.

Die Büchſe ſinkt, und es pocht empört
Sein Herz, daß der lauſchende Forſt es hört.
Und wieder ruft es: „Vater!“ ganz nah,
Und: „Heinrich“! gibt es zurück, „du da“?
Ein Raſcheln und Kniſtern im Brombeergezweig,
Zugleich ein Angſtſchrei vom Uferſteig,
Und vor dem zitternden Förſter ſteht
Sein Knabe, keuchend, die Locken verweht.
„Du bliebſt ſo lange, der Mutter ward's bang,
Da lief ich ins Holz im Herzensdrang;
Du biſt ſo müd', gib mir das Gewehr
Und die Waidtaſche — hei! wie voll und ſchwer.“

Und wieder vom Strome ein Hülferuf tönt,
Und es rudert und ringt und es ächzt und ſtöhnt —
„Bleib hier, mein Kind, ein Menſch iſt in Noth,
Ich eil' ihn zu retten vor ſchrecklichem Tod.“

Er ſpricht's und ſtürmt durch die Lichtung fort,
Jetzt ragt er hoch auf des Ufers Bort
Und ſieht tief unten aus brodelndem Dampf
Ein Antlitz grinſen im Todeskrampf —
Einen Nu er ſchwankt, dann ſpringt er hinab —
Wird ſtrafend und ſühnend die Fluth ihr Grab?

Holdlächelnd blickt der Mond auf die Fluth,
Im Kampfe zu leuchten dem Edelmuth.
Des Förſters kräftige Fauſt erfaßt
Das Haupt, ihm eben noch tödtlich verhaßt,
Und zieht an's rettende Ufer den Feind,
Wo händeringend ſein Knabe weint.
Er reicht die Flaſche im Biederſinn
Dem Halberſtarrten zum Labtrunk hin;
Der nimmt ſie ſchweigend, ſein Blick nur ſpricht,
Wie Scham und Reu' ihm das Herz durchſticht.
Der Förſter zieht den Sohn an die Bruſt
Und ſchaut zum Himmel in ſeliger Luſt.

Und nebeneinander ſie ſchweigend gehn,
Bis ſchweigend ſie am Scheideweg ſtehn.
„Herr Förſter, ihr übtet das ſchwerſte Gebot,
Gott ſchenke dafür euch ſeligen Tod,
Und könnt ihr verzeihn, ſo nehmt dieſe Hand,
Mein Weg geht zum Richter, zur Straf' und zur Schand'."
Und Jener, die Rechte ihm reichend, ſpricht:
„Dem, über den Sternen, gehört das Gericht!
Heut' ſtrauchelt der Eine, der And're morgen,
Was wir uns gethan — es bleibe verborgen."

Neunzig Jahre beugten ihm den Nacken.

Neunzig Jahre beugten ihm den Nacken,
Dennoch ſchritt er rüſtig hin zum Walde,
Schnitt ſich dort den Chriſtbaum an der Halde,
Rings umſtarrt von Schnee und Eiſes Zacken.

Freudig trug er ihn zur ſtillen Kammer,
Schmückt' ihn aus in ſeiner ſchlichten Weiſe;
O, wie ſchlug das Herz ſo hoch dem Greiſe
Trotz der Jahre Wucht mit all dem Jammer.

Was er litt, er ſollt' es heut' beſtatten —
Traumhaft glitt ſein Aug' durch ein Jahrhundert,
Und vor ſeinem Blicke ganz verwundert
Sah er niederſchweben traute Schatten:

Erſt die Mutter, in der Jugend Prangen,
Drauf ſich ſelbſt, ein Kind mit ſchwarzen Locken,
Das zum Chriſtbaum jubelnd hört die Glocken,
Dann die Mutter ſelig hält umfangen.

Abermals ein Weib in holder Blüthe:
s' iſt die Gattin, heißgeliebt von Allen,
Und doch mußt' er fünfzig Jahre wallen
Ohne ſie, vereinſamt im Gemüthe.

Jetzo ſieben Kinder, ſchön wie Engel:
O, es ſind die langverlornen Seinen,
Die er einſt empört, mit wildem Weinen,
Gleich wie Roſen ſterben ſah am Stengel.

Ach ihm war des Jahres liebſte Stunde,
Wenn er ſo für ſie den Chriſtbaum ſchmückte,
In der Weihnacht an die Bruſt ſie drückte,
Um den Baum mit ihnen tanzt' die Runde.

Drum auch, ſeit er mußte einſam wandern,
Durfte doch der Lichterbaum nicht fehlen;
Zwieſprach hielt er dann mit all den Seelen,
Die ihm weilten in der Welt, der andern.

Heut nun ſtiegen auf des Lichtes Fluthen
Zu dem Greiſe ſie verklärt hernieder,
Sangen hell im Chor das Lied der Lieder:
„Ehr' ſei Gott und Friede hier den Guten!"

Leiſe ſank er um, den Blick erhoben,
Licht die Stirn und roſenroth die Wange —
Und dann flog beim Weihnachtsglockenklange
Seine Seele fort zum Lichte droben.

Die Abendglocken.

Abendglocken, Abendglocken!
Wunderbarer Friedensklang!
Süßer als der Taube Locken,
Die dem Noe Frieden ſang.

Ach ſie ſchlug die weißen Schwingen
Schauernd über Tod und Grab,
Doch die Abendglocken ſingen
Leben, Lieb' und Heil herab.

Leben, Lieb' und Heil hienieden
Auf der dunklen Dornenbahn,
Leben, Liebe, Heil und Frieden
Ueberm lichten Sternenplan.

Süßer als der Taube Locken,
Die dem Noe Frieden ſang,
Tönet fort der Abendglocken
Wunderbarer Friedensklang.

Das größte Heiligthum.

Ich kenn' ein hehres Heiligthum,
Kein größ'res gibt's hienieden,
Es faſſet allen Himmelsruhm
Und allen Erdenfrieden:

Biſt Du es, Dom der ſtillen Nacht,
Durchblitzt vom Sterngeflimmer?
Du Wald, voll holder Frühlingspracht,
In Frühroths gold'nem Schimmer?

Biſt Du es, an dem Strand des Rhein
Erhab'ner Wundertempel?
Du Petri Dom im Ruhmesſchein,
Ewig der Kunſt Exempel?

Bis Du es, heh'rer Gnadenort,
Wo uns das Heil entſproſſen,
Du aller Chriſten heil'ger Hort,
Der Ihn im Tod umſchloſſen? —

Weit ſchwindet alle Himmelspracht
Sammt allem Erdenruhme,
Wie lichtem Tag die dunkle Nacht,
Vor dieſem Heiligthume;

Dies Heiligthum, das ſtill und klein,
Doch ſo erhaben thronet:
Das Herz iſt's, gläubig, fromm und rein,
Darin der Heiland wohnet.

Thereſe Dahn,

geb. Freiin von Droſte-Hülshoff, eine Nichte der bekannten Dichterin Annette von Droſte-Hülshoff, wurde am 28. Mai 1845 zu Münſter in Weſtfalen geboren, verlor ihren Vater ſehr frühe, erhielt aber trotzdem eine ſehr ſorgfältige Erziehung; ein Jahr verbrachte ſie behufs ihrer weiteren Ausbildung im Kloſter der soeurs dominicaines in Nancy, bildete ſich auch für den Unterricht im Harfenſpiel aus. Seit dem 3. Auguſt 1873 iſt ſie mit dem bekannten Dichter Felix Dahn vermählt.

Dichtungen: „Gedichte" von Felix und Thereſe Dahn (in der 2. Abtheilung der „Gedichte v. F. Dahn. 2. Samml."), 1873.

An die Frühlingsroſe.

Frühlingsroſe, laß dir neiden
Deine kurze Blüthezeit;
Denn mit deines Liebſten Scheiden
Endet dir auch Luſt und Leid.

Nicht verwelken deine Blätter
In des Sommers ſchwüler Luft,
Nicht verweht in Herbſt und Wetter
Deines Kelches letzter Duft;

Nein, mit ihm darfſt du verderben,
Der dich blühen hat gelehrt;
Glücklich, wem wie dir zu ſterben,
Frühlingsroſe, ward beſcheert!

Sonnenaufgang.

In fremder Stadt ſteh ich allein,
An rauſchenden Stromes Brückenſtein:
Der hohen Häuſer endlos Meer,
Die unentwirrbar krauſen Gaſſen,
Darüber hangen Nebel ſchwer — —
Ein muthlos Grauſen will mich faſſen. —
Da ſieh! am Himmel ein Flecken klein
Wächſt und dehnt ſich in purpurnem Schein,
Fluthend, wallend, rieſengroß:
Der Himmel flammt, der Nebel zerſtaubt,
Und aus der Berge ſchlummerndem Schoos
Erhebt die Sonne das goldene Haupt. —
Nun liegt, was unentwirrbar war,
Im Morgenlicht den Blicken klar. —
Und ſind ich hier des Wanderns Ziel?
In dieſer Stadt voll Glanz und Spiel?
Ach, heißer brennen meine Schmerzen
Und ſchweigend trag ich dich im Herzen.

Liebesmuth.

Nun will ich ſie jubelnd, die Liebe, bekennen,
Die lang ich verbarg, nun hehl' ich ſie nicht;
Nicht Ferne noch Zeit wird fürder uns trennen,
Nichts ſcheidet die Herzen, bis eines bricht.

Vergeſſen das Leid, das ich ſchweigend getragen,
Gegrüßt du, Herzensglückſeligkeit! —
Ganz nimm mich dahin! verſtummet ihr Klagen.
Brich an nun blühende Wunderzeit!

Emmy von Dincklage-Campe,

Freiin Amalie Ehrengarte Sophie Wilhelmine wurde am 13. März 1825 auf dem Rittergute Campe im Osnabrückiſchen geboren. Als ihre Eltern 1850 wegen der Erziehung ihrer jüngeren Kinder ihren Wohnſitz nach Bückeburg verlegten und ſie hier im Umgange mit Viktor von Strauß, ſowie im Verkehr mit Eliſe von Hohenhauſen, Eliſe Rüdiger-Hohenhauſen und Eliſe Polko aus dem benachbarten Minden vielfache Anregung zu ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit fand, trat ſie 1857 mit ihrer erſten Novelle im Cotta'ſchen Morgenblatt in die Oeffentlichkeit. Die Dichterin hat ſehr viele und weite Reiſen gemacht und weilte längere Zeit in Florenz, Rom, Neapel, auch in den bedeutendſten Städten der Verein. Staaten von Nordamerika. Sie iſt ſeit dem 27. Juni 1865 Konventualin des hochadligen, freiweltlichen Damenſtiftes zu Börſtel bei Osnabrück. Ihr Domizil hat ſie in Lingen an der Ems.

Die Anzahl ihrer Novellen und Romane iſt ſehr groß; berühmt wurde ſie durch ihre Erzählungen aus dem Emslande: „Heimath-Geſchichten", „Emsland-Bilder" u. ſ. w.

Das Hünengrab.

Die Heide ſo ſtill, die Heide ſo weit,
So weit und ſtill mein Herz,
Verſandet, bemooſt wie das Hünengrab
Der alte Liebesſchmerz.

Doch der trotzige Geiſt, der die Steinaxt ſchwang,
Die hier verſcharrt mit dem Streiter,
Er ſchreitet, ich fühl es in tiefſter Bruſt,
Noch über die Heide weiter.

Der Schatten.

Als ich durch grüne Matten
Zu Liebchens Haus geſchlüpft,
Wie fröhlich iſt mein Schatten
Mir da voraus gehüpft.

Als wir geküßt uns hatten
Und's mußt' geſchieden ſein,
Schlich traurig ſelbſt mein Schatten
Und zögernd hinterdrein.

Du biſt mir tauſend Mal willkommen.

Komm aus dem Thal, ſteig von der Höh,
Zieh durch das Land, ſchiff über'n See —
Und welchen Weg dein Fuß genommen,
Du biſt mir tauſend Mal willkommen.

Komm jung und froh, komm alt und trüb,
Bring Schmerz und Leid, bring Luſt und Lieb' —
Das mache nie dein Herz beklommen:
Du biſt mir tauſend Mal willkommen.

Wie du auch biſt, ich frage nicht,
Was du auch bringſt, ich klage nicht,
Hab' ich dies Eine nur vernommen:
Du biſt mir gut — und du willſt kommen!

Hans Eisenträger,

geb. am 31. Oktober 1861 in Kassel, studirte auf der Akademie zu Kassel Kunst und Kunstgeschichte, bekleidete mehrere Jahre eine Lehrstellung an dortiger Kunstgewerbeschule, widmete sich dann literarischen Arbeiten, redigirte längere Zeit den „Sonntagsboten aus Kurhessen" und wurde Redacteur an der „Neuen Westfälischen Volks-Zeitung" in Bielefeld.

Verwaist.

Da lehnt es an der Kirchhofsmauer,
Zu der es matt den Schritt gelenkt,
Das bleiche Kind, voll stiller Trauer
Das müde Köpfchen tief gesenkt.

Verwaist, verarmt, verkannt, vertrieben,
Verfolgt oft von der Menschen Hohn,
Es schlafen alle seine Lieben
Ja in der fremden Erde schon.

Die Laute zittert, deren Klimpern
Ein kärglich Brod ihr kaum gewinnt,
Und aus den dunklen Augenwimpern
Verstohlen eine Thräne rinnt.

Die Laute zittert, denn es zittert
Die müde Hand, die ſie umfaßt;
O holde Jugend, ſo verbittert
Von herber Armuth ſchwerer Laſt!

Mir iſt, als müßte Gott dir ſenden
Wohl einen Engel mild und weich,
Der dich auf ſeinen reinen Händen
Hintrüge in des Vaters Reich!

Herbſt.

Nun wirſt du, Herz, wohl ſtille werden,
Vorbei iſt ja die heiße Gluth,
Die Blätter fallen welk zur Erden,
Nun iſt es gut!

Vorbei iſt Wunſch und Kampf und Bangen,
Es zog die Liebe dir hinaus,
Vorbei dein Sehnen und Verlangen;
Nun ruhe aus!

Es drückt im Welken und Vergehen
Natur die müden Augen zu,
Ein Schlummerlied die Winde wehen:
Vergeh auch du!

Rudolf Faſtenrath

wurde am 12. März 1856 in Kreuzweg bei Haiver in Weſtfalen geboren. Den wirkſamſten Unterricht verdankt er dem Rektor Kuckes in Haiver. 1872 ging Faſtenrath nach der Schweiz, wo er mit ſeinem 18. Lebensjahre die „Schweizeriſche Dichterhalle" gründete und redigirte. Neben dieſer Zeitſchrift gab er von 1877 an die „Neue deutſche Dichterhalle" heraus, die 1881 in den Beſitz Paul Heinze's in Dresden-Strieſen überging, der ſie unter dem Titel „Deutſches Dichterheim" bis zur Stunde noch fortführt. Auch veröffentlichte er eine Anthologie ſchweizeriſcher Liederperlen „Im Haine der Muſen", welche er Emil Rittershaus widmete. Auf dem Gebiete der ſatyriſchen Plauderei iſt F. mit beſonderem Erfolge thätig geweſen. Als Lyriker iſt er der Sänger der Freundſchaft. Mit ſeinem Drama „König Otto" dichteriſch beſchäftigt, lebt F. ſtill und zurückgezogen an einem der reizendſten Punkte der öſtlichen Schweiz, dem „Paradies" in Herisau.

Beim Abſchied eines Freundes.

Du ziehſt ſo hoffnungslos von hinnen,
Dein Blick iſt trüb, Dein Gang iſt ſchwer
Und heiße Zähren ſeh ich rinnen ....
O Gott! Du biſt der Mann nicht mehr,
Der noch vor wen'gen trüben Tagen
Den herbſten Wehruf mir erpreßt,
O geh, laß mich Lebwohl Dir ſagen,
Eh ſich auch meine Wange näßt.

Du darfſt den Schmerz, die Qual nicht ſehen,
Die ich um Dich ſeit Monden litt,
Du wollteſt nicht den Freund verſtehen,
So nimm heut ſeinen Segen mit.
Gern hätt' ich Dir Geleit gegeben,
Doch iſt mir ja auch das verſagt;
Um dieſe Gunſt, ich hör's mit Beben,
Hat ſchon ein Andrer angefragt.

Ich mag mein Heiligthum nicht zeigen
Vor Seelen, niedrig, klein und roh! —
Ein Druck der Hand — ein Blick — und Schweigen —
O geh! Du wollteſt es ja ſo!" — — —
— Fort biſt Du, fort! — So will ich knieen
Und ſtützen mein ermüdet Haupt,
Vielleicht wird mit den Thränen fliehen
Das Weh, das mich mir ſelber raubt.

O ja! Du wirſt mich bald verſchmerzen,
Du findeſt Freunde wie zuvor,
Indeß ich weine, ſchon tönt Scherzen
Und muntres Lachen an Dein Ohr.
Du wirſt mit den Genoſſen plaudern
Und eure Rede würzt der Wein —
Nur mich durchzieht ein fröſtelnd Schaudern,
Ich bin allein, ja — ganz allein! —

Du thateſt gut, daß Du verließeſt
Den Schwärmer, der Dich nur geplagt,
Die Wonne, die Du Dir verhießeſt,
Hat Dir mit nichten zugeſagt.

Nun ja, ich will zurück Dir geben
Dein Freundeswort, weil Du's verlangſt,
Doch wehe! wenn in Deinem Leben
Du keinen ſchönern Sieg errangſt!

Nicht will ich Deine Freuden neiden,
Noch Deiner Freunde bunten Schwarm,
Der Himmel möge mir beſcheiden
Ein Herz, das treu und liebewarm!
Und Dir auch wünſch ich, daß die Stunde
— Mein Morgen ſei's, mein Nachtgebet! —
Nie nahet, wo's aus Deinem Munde
Wie des Verlaſſnen Klage weht.

Die Welt erfordert ſtarke Streiter,
Das Leid ſchlägt Wunden ohne Zahl,
Jetzt hier — jetzt dort — dann geht es weiter,
Auch Dich vielleicht trifft es einmal.
Heil dann! wenn von den Freunden allen
Nicht auch der letzte Dich vergißt,
Von zwölf ſind elf ja abgefallen,
Eh Du auch Einen nur vermißt.

Wohl Dir, ſo Krankheit Dich getroffen,
Noch eine Hand Dich liebend pflegt,
Wenn Deinem Leid ein Herz noch offen,
Das ſich in Mitleid für Dich regt,
Dann will ich einſt, wie heute, knieen,
Dann traf ja ein, was ich erfleht,
Und leiſe wird zum Himmel ziehen
Ein heiß und gläubig Dankgebet!

Pygmalion.

„An dieſen Fuß noch laß die Form mich legen
Ohn Fehl und Makel ſoll das Bildniß ſein,
Dann will ich treu die reine Jungfrau hegen
Und betend knien im ſtillen Kämmerlein.

Was je den Sterblichen an edler Tugend
Und Sittſamkeit die Götter mild verlieh'n,
Ich prägt' es aus in ihrer Reize Jugend,
In ihrer Wangen weißem Lilienblüh'n.

Von Schwäche frei darf ich ein Weſen ſchauen,
Das Zug um Zug ſich meinem Geiſt entwand,
Das mehr wie Kypros' ruhmgekrönte Frauen
In meiner Seele ſeinen Abgott fand.

Laß mich in Purpur ihre Glieder hüllen,
Den Hals umrahme dieſe Perlenſchnur.
Mit ſeltnen Blumen reich ihr Haar zu füllen
Durchſtreift' ich ſuchend heut' die bunte Flur.

Doch wehe mir! In die geliebten Züge
Zog nicht der warme Hauch des Lebens ein,
Ein Druck der Hand ſagt mir, daß alles Lüge,
Es ſtreift mein Kuß den kalten Marmorſtein.

O Aphrodite! hohe Göttin, höre,
Weß ſich der ärmſte Sterbliche vermißt:
Welch falſcher Schimmer je mein Herz bethöre,
O glaube mir, daß es dich nie vergißt!

Doch gib durch deine Kraft, was meine Hände,
Mein Genius zu ſchaffen ſich bemüht,
Daß meiner Sehnſucht banges Schmachten ende,
Gieb, daß das Leben ihre Bruſt durchglüht!"

So ſpricht Pygmalion; ein heiß Verlangen
Zieht ihn auf's Neu zu dem geliebten Bild,
Da — fühlt er plötzlich innig ſich umfangen
Und fühlt im Kuß den kühnſten Wunſch erfüllt.

Das Edelweiß.

„Haſt du mich lieb, ſo pflücke mir die Blume,
Die dort vom Felſen lieblich niederlacht,
Die unentweiht im ſtillen Heiligthume
Des Gletſcherreichs entfaltet ihre Pracht.
Bring mir das Edelweiß — du ſollſt empfangen
Als reichen Lohn den erſten Kuß von mir."
Clotilde ſpricht's! Mit liebeglüh'nden Wangen
Eilt Ferdinand in's felſige Revier!

Vergebens rufen warnend die Begleiter,
Die Mutter ſieht mit Schrecken die Gefahr:
„Mein Sohn, mein Sohn, zurück! o nur nicht weiter,
Auf jenem Felſen hauſt der wilde Aar;
Doch keines Menſchen Fuß hat ihn erſtiegen,
Sieh wie ſein Grat ſo mürbe und ſo ſteil!
O glaube mir, du wirſt, du mußt erliegen,
O wahr' dein Leben, gib's nicht alſo feil!" —

Er ſchaut zurück, winkt lächelnd mit dem Hute
Und ſetzt dann vorwärts den behenden Schritt,
Ihm iſt ſo wohl, ſo überfroh zu Muthe,
Und neues Glück bringt ihm ein jeder Tritt:
„Clotilde liebt mich, doch ſie will erproben,
Ob ihres Herzens, ihrer Hand ich werth;
Friſch auf, mein Fuß, bald bin ich glücklich oben
Und bringe ihr, wonach ihr Sinn begehrt.

Erfüllen ſoll die Hoffnung ſich noch heute,
Die ich gehegt in banger Jahre Lauf.
Schon halt ich ſie, die heiß errungne Beute!
Und nun der Lohn! Schon winkt er mir! Wohlauf!
Wie trag ich dieſe Wonne ſondergleichen!
Jauchz' auf, mein Herz, dein Glück iſt übergroß!“ —
— Da ſieh — wie Moos und Kraut und Steine weichen —
Es löſt, o Gott! der mürbe Fels ſich los!

Ein dumpfer Schrei und dann — ein blutig Fallen,
Schon hat verſchlungen ihn der tiefe Schlund,
Kein einz'ger Laut, kein leiſes Wiederhallen!
Schreck und Betäubung lähmt der Mutter Mund.
Clotilde kniet, ſie fühlt die Sinne ſchwinden
Und ihre Stirne glühet fieberheiß —
Doch droben prangt, umfacht von kühlen Winden,
Im Sonnenglanz das ſchöne Edelweiß!

Friedrich Feldhuß,

Mitglied der „katholiſchen Dichterſchule", wurde am 8 September 1867 zu Hopſten in Weſtfalen geboren. Er widmet ſich dem Buchhandel und dem Redactionsfache und lebt z. Z. in Oelde bei Hamm i. W.

Die Geiſter der Haide.

Die Haide ſo düſter, ſo düſter das Moor.
Geheimnißvoll zieht es durch Riedgras und Rohr,
Im Sumpfe, da rufen die Unken.
Die Eulen, ſie ſchreien ſo ſchrill und ſo rauh.
Im Mondlicht wie blinken die Weiden ſo grau;
Sie nicken, in Träume verſunken.

Zwei Wanderer ſchreiten des Weges einher.
Der eine von ihnen ſpäht furchtſam umher;
Es will ihm hier nimmer behagen.
„Welch ſchauriger Weg, Freund! wann ſind wir denn dort?"
„Geduld nur, Geduld nur, bald ſind wir am Ort.
Wozu Euer Zittern und Zagen?"

„Ich weiß keinen Namen für dieſes Gefühl,
Wie vor dem Gewitter, ſo bang und ſo ſchwül,
So iſt's mir, Ihr könnt es mir glauben."
„Ach, ſeid doch nicht thöricht! das macht ja das Gold,
Das Euch in der ledernen Katze da rollt;
Wer ſollte es wollen Euch rauben?"

So tröſtet der and're, und während er ſpricht,
Beſchatten die Weiden ſein Galgengeſicht,
Die Augen, die habgierig funkeln.
Mit Mordluſt umklammert die treuloſe Hand
Das Meſſer, verborgen im groben Gewand.
Der Mond, er beginnt zu verdunkeln.

Da blitzt es empor — nicht traf er vorbei —
Die Haide durchzittert ein Todesgeſchrei;
Es wecket die Geiſter zur Stunde.
Die Weiden erwachen und recken ſich bald.
O Grauſen! da ſtehn ſie in Rieſengeſtalt
Mit Armen und dräuendem Munde.

Und Schrecken! dem Sumpfe, mit drohender Hand,
Entſteigen Geſtalten in weißem Gewand,
Mit langen, wild wallenden Haaren.
Dem Mörder ſteht ſtille das Herz in der Bruſt.
Er flieht in Verzweiflung — in teufliſcher Luſt
Nachjagen die Geiſter in Schaaren.

Welch' ſchreckliche Mienen und Blicke, o Graus!
Schon ſtrecken die Arme, die langen ſie aus,
Den fliehenden Mörder zu greifen.
Der jagt durch die Haide, im Flug' ohne Raſt,
Wo Irrlichter tanzen auf dunklem Moraſt,
Den Flügel des Uhu faſt ſtreifen.

Die Geiſter der Haide, ſie faſſen ihn an —
Er flieht um ſo ſchneller auf ſumpfiger Bahn.
Der Wahnſinn ſtärkt ſeine Glieder.
Er weiß nicht wohin? nur fort, immer fort!
Da ſtehet er plötzlich am ſelbigen Ort,
Wo er den Begleiter ſtieß nieder.

Mit gellendem Schrei fährt der Mörder zurück,
Kaum ſah er des Todten gebrochenen Blick
So vorwurfsvoll auf ſich gerichtet.
Die Geiſter umkreiſen und faſſen ihn an
Und zerren und ziehen zum Sumpfe ihn dann,
Wo Nebel auf Nebel geſchichtet.

Da hallt durch die Stille ein ſchauriger Ton —
Der Mörder empfing ſeinen ſchrecklichen Lohn, —
Er iſt mit den Geiſtern verſunken.
Die Haide ſo düſter, ſo düſter das Moor.
Geheimnißvoll zieht es durch Riedgras und Rohr,
Im Sumpfe, da rufen die Unken.

Wilhelm Fiſcher,

geb. am 28. Februar 1833 zu Wermelskirchen im Bergiſchen, beſuchte das Gymnaſium zu Köln und die Univerſität Bonn, wo er klaſſiſche Philologie ſtudirte und 1863 promovirte, war Hauslehrer in Bonn, Köln, Lennep und Amſterdam, von 1865—1882 Rektor der höheren Schule zu Ottweiler, und privatiſirt ſei 1884 zu Bückeburg.

Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir nur: „Gedichte", 1862. — „Graf Edmund von Hückeswagen", 1863. — „Gedichte", 1882.

Nur laut.

Haſt du eine gute Lunge,
Eine kampferprobte Zunge,
Und dazu das inn're Licht,
Freund, erhebe frei die Stimme,
Sei's in Liebe, ſei's im Grimme,
Rede laut und ſchweige nicht!

Denn wer höflich iſt und kleinlaut,
Während blind die Menge dreinhaut,
Siegt in beſter Sache nie.
Manches hab' ich warm empfunden,
Klar gedacht — es iſt entſchwunden,
Weil ein andrer lauter ſchrie.

Gustav Fricke

wurde am 3. Jan. 1853 zu Bochum in Westfalen geboren. Er besuchte Volksschule und Gymnasium seiner Vaterstadt, vom Jahre 1866 das Gymnasium zu Burgsteinfurt und bezog Ostern 1871 die Universität Bonn, um Medizin zu studiren. Ostern 1873 vertauschte er Bonn mit Würzburg und machte daselbst Winter 1874/75 seinen Doktor und im Wintersemester 1875/76 sein Staatsexamen. Darauf ging er zu seiner weiteren medizinischen Ausbildung nach Wien, prakticirte ein halbes Jahr in Hagen (Westfalen), ging wiederum für längere Zeit nach Wien und lebt seit 1880 als Arzt in Hannover.

Dichtungen: „Erwin" (Tr.).

* * *

Wie stand er in ernstem Schweigen,
Es schwiegen Wald und Flur,
Ein Abschiedsgrüßen zitterte
Auf den Lippen der ganzen Natur. —

Die Sonne, sie wankte langsam
Hernieder ins Meeresgrab.
Und alles flüsterte liebend
Leb wohl zu ihr hinab.

Lebt wohl, rief auch die Sonne,
Ihr liebt mich, ich hab's gesehn,
Wie könnt' ich sonst so leuchtend,
So strahlend untergehn.

Und tauſend glühende Arme,
Reckt ſie nach der Erde aus,
Viel tauſend glühende Küſſe
Schickt ſie von Haus zu Haus.

Gießt auf den blauen Himmel
Still ihrer Liebe Fluth,
Umarmt noch einmal die Wolken
Mit inniger Herzensgluth.

Blickt einmal noch uns allen
Still grüßend ins Geſicht,
Dann ſinkt ſie mählig unter,
Verklärt durch ihr eigenes Licht.

Wir ſtehn und ſchau'n in Andacht,
Noch lange der Scheidenden nach,
Glücklich, wer aus dem Leben
Wie ſie zu ſcheiden vermag.

* *
*

Die wahre Dichtung — ſie veraltet nie
Und nie wird man zu alt für Poeſie;
Denn wahre Poeſie iſt wahres Leben,
Nur zart umfloſſen von der Schönheit Schein.
Willſt du das Leben wahrhaft dir verklären,
Schlürf's oft im Zaubertrank der Dichtung ein.
Rein ſtrömt in ihr tief aus der Menſchheit Buſen
Das ewige Widerſpiel von Luſt und Schmerz,
Und ſonnig glänzend fließen ihre Wellen
Belebend, ſänftigend in jedes Herz.

† Friedrich Wilhelm Grimme †

wurde am 25. Dezember 1827 zu Aſſinghauſen (Weſtfalen), geboren. Nach Abſolvirung ſeiner Gymnaſialſtudien in Brilon und Arnsberg, ſtudirte er in Münſter Philologie und Geſchichte, und machte im Herbſte 1852 ſein Staatsexamen. Nachdem er darauf ſein Probejahr am Gymnaſium zu Arnsberg abgehalten, unterrichtete er 1853 am Gymnaſium in Brilon, 1855 am Gymn. zu Münſter, 1856 am Gymn. zu Paderborn und wurde 1872 zum Direktor des Gymnaſiums in Heiligenſtadt (Prov. Sachſen) ernannt. In den Ruheſtand getreten, lebte er bis zu ſeinem Tode, Frühjahr 1887, in Münſter in Weſtf.

Abgeſehen von vielen Luſtſpielen und Erzählungen, veröffentlichte er folgende

Dichtungen: „Gedichte", 1855. — „Schwänke und Gedichte in ſauerländiſcher Mundart", 6. Aufl., 1876. — „Balladen und Romanzen", 1859. — „Grain Tuig", 1861. — „Deutſche Weiſen", 1881.

Es iſt gut ſo.

„Wenn zur Frucht dir jede Blüthe würde,
Apfelbaum, wie trügeſt du die Bürde?
Zweiglein, Zweig' und Aeſte würden brechen." —
Und der Apfelbaum hub an zu ſprechen:
„Gut für mich und dich, o Menſchenkind,
Daß der Himmel Schauer ſchickt und Wind,
Um von Blüth' und Wunſch nur das zu gönnen,
Was wir ohne Fährniß tragen können."

Abendglocken.

Neunmal auf dem alten Thurme
Hat der Glöckner angeſchlagen,
Weithin über Dorf und Thale
Tages Ende anzuſagen.

Tages Ende ſei Gebet! —
Rief es von dem Thurme nieder,
In der Seele wiederhallend
Steig' es zu den Lüften wieder!

Glockenhall des Herzens walle
Auf zu Gott in ſtarken Schlägen;
Wunderſüße Antwort kehrt dir
In des Himmels Gruß und Segen.

Tauche froh denn in die Nacht!
Der im Licht wird deiner walten,
Wenn es dunkelt, wann die Glocken
Sammt des Tages Lärm verhallten.

Das Reiſe-Ränzlein.

Ich küßt', als ich zur Fremde wollt',
Mein liebes Lieb auf's Mündel,
Und ſchnürte, wie ſie's ſelbſt gepackt,
Auf den Rücken mir das Bündel:

Drin Hemden, Strümpf' und etlichs Geld,
Ein Krüglein auch voll Weines.
Doch wie ich draußen öffnen thät,
O weh, da fehlte Eines.

Ich ſucht' im Ränzlein her und hin,
Durchſtöbert' alle Ecken:
Mein Lachen, meinen frohen Sang
Konnt' nirgends ich entdecken.

Da hab' ich bitterlich geweint,
Ging lautlos Straß' und Gaſſen —
Den beſten Reiſepfennig juſt,
Den hatt' ich liegen laſſen.

Ade.

Hier ſoll ich dich, herzlieber Schatz,
Auf dieſem luſtſam ſchönen Platz,
In dieſem Blüthengarten
Zum Scheidegruß erwarten?

Wo Roſe ſich an Roſe drängt,
Der eine Zweig den andern fängt,
Bereden, ach, wir beiden
Das Scheiden und das Meiden?

Wo voll und hell die Amſel ſingt
Und Liedergrüß' dem Neſtlein bringt,
Beweinen, ach, wir andern
Das leidig leide Wandern?

Warum nicht in der Wüſte Sand,
Auf öder Haide ſonnverbrannt,
Wo alle Keim' und Blüthen
Erſtarben und verglühten?

Warum nicht in dem wilden Wald,
Wenn keines Finken Lied mehr ſchallt
Und Froſt und Hagelwetter
Geknickt die letzten Blätter?"

Ade, das iſt ein ſchlimmes Wort
Es wirkt, daß Laub und Gras verdorrt,
Läßt übrig nur alleine
Des Weges Staub und Steine.

Flatterſinn.

Vöglein, ſchier beneid' ich euch
Um den Flatterſinn.
Ueber Sorg' und Erdennoth
Fliegt ihr hoch dahin,
Und von Baum und Thurmesknauf
Lachend, ſpottend pfeift ihr drauf.

Sprüche.

I.

Alle beteten um Regen —
Nur der Pächter ſprach dagegen:
„Lieber Gott! hör' nicht auf dieſe,
Denn mein Heu liegt auf der Wieſe."

II.

Was die Menſchen lieben, ſuchen:
Wie verſchieden und verworren!
Lobt der Förſter ſchlanke Buchen,
Lobt der Maler wilde Knorren.

III.

Nicht jedes Wetter muß
Dir ſchlagen in den Giebel ein;
Und träfe jeder Schuß,
So ſollt der Teufel Haſe ſein.

August Hagedorn,

geb. am 3. Juli 1856 zu Bockhorst in Westfalen, genoß seine Schulbildung in der Volksschule zu Siedinghausen und der Privat-Lehranstalt des Pastor Diestelkamp zu Bockhorst, dann in Bielefeld und Stuttgart. Bis zum Jahre 1876 war er Buchhalter und franz. Korrespondent in einem größeren Handelshause im Lippischen, trat dann aber nach Absolvirung seiner Militärpflicht in den Staatsdienst und lebt jetzt als Beamter der Königl. Legge-Inspection in Göttingen.

Dichtungen: „Dürre Reiser" (Ged.), 1886.

Verzage nicht!

Verzage nicht, du schwaches Herz,
Und laß das bitt're Weinen;
Die Augen auf, schau' himmelwärts
Zu Gott, dem einzig Einen,
Und höre, was der Vater spricht:
Verzage nicht!

Verzage nicht, ob wilder Sturm
Mit Grausen dich umwehet:
Gott sorgt, daß selbst dem kleinsten Wurm
Die Hülfe nicht entgehet.
Auf Ihn gebaut voll Zuversicht! —
Verzage nicht!

Verzage nicht in Noth und Leid,
Sei ſtark und feſt im Glauben,
Und laß den Tropfen Seligkeit,
Den Troſt, dir nimmer rauben:
„Es geht durch Nacht zum hellen Licht:“ —
Verzage nicht!

Verzage nicht, wenn auch der Tod
Dir küßt die bleichen Wangen:
Du ſiehſt des Lebens Morgenroth
Erſt nach ihm golden prangen!
Darum, ob auch dein Auge bricht:
Verzage nicht!

In neuer Heimath.

Früh hat das Schickſal mich verſchlagen
Aus meiner Heimath engem Raum,
Schon in der Jugend Blüthen-Tagen
Ward mir zerſtört der ſchönſte Traum,
So zog ich, arm, doch ſonder Grauen,
Nach Nord und Oſt, nach Weſt und Süd,
Bis endlich auf des Nordlands Auen
Ich Raſtſtatt hielt, des Wanderns müd.

Hier hab' geſtrebt ich und gerungen
Mit ſtarkem Arm und voller Kraft,
Und ob auch Manches mir mißlungen —
Eins hab' ich dennoch mir verſchafft:

Ich warb ein Weib, das keuſch und bieder
Und treu mir iſt mit Seel' und Leib,
Und eine Heimath gab mir wieder —
Das nun auf ewig mein — das Weib.

Und dafür dank' ich dem Geſchicke,
Das mich geleitet durch die Welt;
Es hat die nachtumflorten Blicke
Durch treue Liebe mir erhellt! —
Nun bin ich froh und will nicht klagen,
So lang die Liebe mich nicht läßt;
Will muthig jeden Kampf nun wagen:
Ich bange nicht, ich ſtehe feſt.

Franz Happe

wurde am 11. Juni 1863 zu Sendenhorst bei Münſter geboren. Oſtern 1881 verließ er das Gymnaſium zu Warendorf und ſtudirte an der Akademie zu Münſter Philologie und Theologie. Während ſeiner Studienzeit war er über ein Jahr lang Vorleſer bei dem blinden Profeſſor Chr. Schlüter, nach deſſen Tode hielt er ſich längere Zeit als Hauslehrer in Brüſſel auf. Zur Zeit iſt er Alumnus des Prieſterſeminars zu Münſter.

Außer einer Sammlung von Briefen des Freiherrn A. H. G. v. Meuſebach, welche er 1885 in Bartſch' „Germania" veröffentlichte, ließ er in verſchiedenen Blättern Gedichte und Eſſais erſcheinen.

Nur ein Gruß.

Nur ein Gruß von ungefähr,
Kaum ein Wort geſprochen:
Und in unſ'rer Seele war
Gleich das Eis gebrochen.

Nur ein Blick von Aug' zu Aug':
Wie im Maienſtrahle
Sproßt' der Freundſchaft grünes Reis
Still im Herzensthale.

Und es wächſt und grünet fort,
Trägt ſchon Knosp' und Blüthe,
Blümlein hold und Blümlein zart,
Daß dich Gott behüte!

Auf den Todestag der Dichterin Annette v. Droſte-Hülshoff.

(24. Mai 1884).

Das edle Herz hat ausgeſchlagen,
Ihr feuchtverklärtes Auge brach, —
Verhalt'nes Schluchzen, offn'es Klagen
Durchhallt das hohe Schloßgemach.
Viel Augen weinen, abgewandte;
Doch Mancher faßt die kalte Hand,
Die holden Gruß ihm einſt entſandte,
Blickt ihr in's Antlitz unverwandt.

O ſeufzet nur! — Der Tod verſchließet
Den liederreichen Mund ſo feſt,
Die Thränen, die ihr nun vergießet,
Hat einſt ihr Troſt zurückgepreßt.
Im Leben ſchrieb ſie ſtets auf's neue
Ihr Bild in eure Seele ein,
Die lichten Züge. Dankbar weihe
Das Herz ſich jetzt zum Todtenſchrein! — —

Könnt' heut' zu deinem Grab ich wallen,
Umhaucht von friſcher Kränze Duft,
O, heiße Thränen würden fallen
Auf deine moosumſäumte Gruft.
Die glühe Stirne wollt' ich legen
An deines Denkmals kalten Fuß,
Dann ſtrömt' ins Herz mir wohl dein Segen,
Dann kläng's mir leis wie Geiſtergruß.

Warum ſo weit von unſern Heiden,
Warum von deinem Volk ſo fern! —
Die Schlummerſtatt korſt du beſcheiden
Bei uns, du unſers Volkes Stern:
„Dann du, mein Leib, ihr armen Reſte!
Dann nur ein Grab auf grüner Flur,
Und nah nur, nah bei meinem Neſte,
In meiner ſtillen Heimath nur!“

— Nicht ward erfüllt dein Wunſch und Wille —
Du Sentis[1]) halte Grabeswacht
Statt unſrer Eichen. Trauernd hülle
Dein Haupt in ſchwarze Wolkennacht.
O rauſchet, rauſchet, Meereswellen[2]),
Hebt an den dumpfen Klageſang,
Umarmt mit liebevollem Schwellen
Des heil'gen Friedhofs ſtillen Hang.

Dies Denkmal trotzet Sturm und Wettern,
Dann mag der Stein in Staub zerweh'n
Mit ſeinen moosverhüllten Lettern,
Der Name kann nicht untergeh'n.
Er lebt in ihres Volks Gedächtniß,
Deß Ruhm und Preis die Hohe ſang,
Dem ihres Genius Vermächtniß
Ein dauernd Ehrenmal errang.

[1]) Der Sentis iſt das Haupt der Appenzeller Alpenkette. Seine Spitze, 2504 Meter ü. M. aufragend, bietet eine wundervolle Ausſicht, namentlich auch über den ganzen Bodenſee.

[2]) Es iſt das ſchwäbiſche Meer, der Bodenſee, gemeint, an deſſen Geſtade die irdiſche Hülle der Dichterin ruht.

Heinrich Hart,

geb. am 30. Dezember 1855 zu Wesel, kam frühe mit seinen Eltern nach Münster, absolvirte das Gymnasium daselbst im Herbst 1875 und studirte seitdem in Halle, München und Münster Geschichte, Philosophie und moderne Sprachen. Noch während seiner Studienzeit gründete er die Quartalsschrift „Deutsche Dichtung" — nur drei Hefte. — Im Winter 1877 ging H. nach Berlin und wandte sich nunmehr ganz der Schriftstellerei zu. Mit seinem Bruder gab er 1878 die „Deutschen Monatsblätter" und 1879—82 den „Deutschen Literaturkalender" heraus, war auch seitdem als Redacteur an verschiedenen Orten (Bremen, Glogau, Blasewitz, Kiel) thätig und lebt jetzt in Berlin.

Dichtungen: „Weltpfingsten" (Ged.), 1879. — „Buch der Liebe" (Anthologie, mit seinem Bruder herausgeg.), 1881. — „Sedan" (Tr.), 1882. — „Deutsches Herz und deutscher Geist" (Anthologie), 1884. — „Das Lied der Menschheit", 1887.

Noch nicht.

Was flammt vom Auge dir, vom Munde
So heiß die Lust nach Kampf und Streit, —
Noch darfst du schlürfen bis zum Grunde
Den Becher seliger Jugendzeit.
O, glaube mir, die Zeiten kommen,
Wo du dich sehnst nach Rast und Ruh' —
Und doch das arme Herz beklommen
Muß müh'n und ringen immer zu.

O, glaube mir, es zieht dort unten
Ein finstres Geisterheer der Nacht,
Das schon manch' Herz mit seinen bunten
Und wirren Träumen müd gemacht.

Es lockt auf ewig neue Auen,
Zum Siege, doch zum Frieden nicht —
Was willſt du jetzt dir ſchon verbauen
Dein junges Herz — noch iſt es Licht.

Noch iſt es Licht, noch ruht im Grabe
Dir nicht ſo manches liebe Glück,
Noch ſtehſt du weinend nicht am Stabe
Und denkſt des ſchönſten Traums zurück.
Noch weiß dein Herz von heißen Thränen
Ob Schuld und Zorn der Liebe nicht, —
Noch kannſt du rein und frei dich wähnen,
O, bleibe hier — noch iſt es Licht.

Hell zieht der Mai mit Duft und Roſen,
Und lockend flattert ſein Panier;
Geh', laß dein Herz mit Blüthen, Roſen
Der Sonne folgen für und für,
Daß nicht in deiner Seele Feier
Vor Zeiten dir die Unruh' bricht —
Trübt doch gar bald den ſtillen Weiher
Ein Steinchen ſchon — noch iſt es Licht.

O, ziehe wie auf lichten Schwingen,
So lang' du kannſt, ſo lang' du magſt.
Eh' du in all' das Müh'n und Ringen
Der Erde dich hernieder wagſt,
Da winken tauſend grüne Auen,
Doch eng am Abgrund führt der Steg, —
Laß nicht zu früh dein Aug' ſie ſchauen,
Nie findeſt rückwärts du den Weg.

Heimweh.

Hell fließt dein gold'ner Schleier
Hin über Berg und Thal,
O, dürft' dem müden Reiher gleich
Ich ruh'n in deinem Strahl.
Wiegst alles doch in Frieden,
Du süßer Abendschein —
Trag' auch mein Sorgen und Bangen
Fort auf den Schwingen dein.

Ein trotziger Bube zog ich
Aus Vater- und Mutter-Haus,
Ein seliger Träumer flog ich keck
In alle Welt hinaus.
Den funkelnden Sternen zu folgen,
Vergaß ich Lieb' und Treu;
Die Sterne sind verglommen,
Tief innen brennt die Reu.

Das zuckt mir durch die Glieder
Und bricht den Muth mir schier,
Zur stillen Heimath niederzieht's
Die ganze Seele mir.
Nun rege dich und ringe,
Du adlertrotzig' Herz,
Ohne Zagen und Ermatten
Durch Dunkel morgenwärts.

Aus „Tul und Nahila".

(Noch unveröffentlicht.)

Die Stromfahrt. Die Inſel.

Plätſchernd und ſchwankend drehte ſich der Stamm
Und flog dann ſchaukelnd auf der Wellen Kamm.
An einen Aſt gelehnt, der aufwärts ſtand,
Hockte das Weib, Tul aber ſchwang den Brand
Und ſpottete der Wilden, die zuletzt
In Wuth ſich ſelbſt geprügelt und gehetzt.
Bald aber wandt' er ſich, der Fluß ward ſchmal
Und über ihm lag Dämmerung, trüb und fahl.
Den Wald verſchleiernd, wie ein Netzwerk hing
Hinab ins Waſſer blühendes Geſchling;
Hindurch nur drängten langausſchreitende
Mangroven ſich, auf Wurzelſtelzen gleitende,
Des Stromes Mitte zu und trieben ringend,
Wie Ottern ſich umknäuelnd und umſchlingend,
Die Aeſte durcheinander, krachend prallte
Der Stamm an ihre Wurzeln, daß es hallte
Wie Brandung, die durch Höhlen ſchaurig heult;
Dumpf ſchollerten die Muſcheln, halb zerfäult,
Und wimmernd, ſchnarrend platſchte rings und ſchwirrte
Gethier, das unſichtbar ſich biß und kirrte.
Nur mühſam glückt' es Tul, mit beiden Händen
Abſtoßend, in den Strom zurück zu wenden
Sein Floß, dann aber hielt's die Mitte ein,
Und bald von vorne quoll des Tages Schein
Hell in den düſtren Gang, die Ufer bogen
Sich weit zurück und ſchäumend weiße Wogen
Trieb in den Strom das Meer, das unfern grollte,

Zum grünen Seee ward der Fluß, es rollte
Schnell strömend einer Inſel zu das Floß,
Die, einer Blume gleich, der Fluth entſproß.
Anprallend ſchürfte der Stamm weit auf den Strand
Und ſchleuderte die Fahrenden ans Land,
Laut ſchrie das Weib, doch Tul ſprang freudig auf,
Die Lenden ſtreichend; gegen ihn zu Hauf
Zog Schwarm an Schwarm von Mücken, goldig flirrend,
Mit Schlachtgeſang im Kriegesreigen ſchwirrend.
Tul nahm die Flucht und rief: „Wart, du Geſchmeiß,
Nun gilt es zeigen, wer als Herr ſich weiß.“
Den letzten Span griff er vom Feuerſcheit
Und zündete, zum Haufen hoch und breit
Holz ſchichtend, eine Flamme praſſelnd an,
Nahila half, ſie hinkte ſchnell heran,
Und bald den Boden deckten dichtgedrängt
Die grimmen Feinde, von der Gluth verſengt.
Tul lachte hell des raſchen Sieges auf,
Dann aber ſchritt er forſchend ſtrandhinauf
Den Wäldern zu, die um das Eiland wanden
Sich wie ein Kranz von Wipfeln und Guirlanden.
Ein Kranz von Palmen; plaudernd ſich entgegen
Neigten die Kronen ſie, mit Blüthenregen
Sich überſtrömend, und im Winde bebend
Ein rauſchendes Dach über das Eiland webend.
Nur eine Höhe, die ſich felſig ſtreckte
Inmitten des Geſtrüpps, durchbrach und reckte
Sich durch das grüne Dach. Tul machte Halt.
An ihrem Fuß, entſprudelnd engem Spalt,
Begrüßte murmelnd ihn ein lauter Quell;
Als langſam ſie herbeikam, jauchzte hell
Nahila: „Laß uns weilen hier und bleiben,
Kein Feind dringt her, uns wieder zu vertreiben,

Hier iſt es gut ſein: uns zu Häupten quillt
Der Trank, mit Schmaus iſt Wald und Fluß erfüllt."
Tul fiel ins Jauchzen ein, ja, es war gut
Zu weilen hier, umbrauſt von kühler Fluth.
Luft, Himmel, Erde tönten lauter Klang,
Das Gras von Zirpen und der Wald von Sang,
Allweg Gezwitſcher, Summen und Geziſch
Und flüſternd, ewig raunend das Gebüſch.
Rings auf den Blättern, wie von Silber ſprühte
Der Sonne ſpiegelnder Glanz und ſchimmernd glühte
Er in der Lilien und Winden Thau,
Der Blumen flammendes Rot und blaſſes Blau,
Das leuchtende Gelb verklärend, daß ihr Hauch
Den Wald durchwob mit zartem Farbenrauch.
Und um die Kelche neigten ſich und ſchwebten
Die Honigvögel, ihre Fittiche bebten
Von buntem Schmelz, aufſchillernd durch das Rohr
Schlug fächernd ſeinen Schweif ein Pfau empor
Und ſprühte tauſend Funken in die Luft,
Sich wirbelnd, wie berauſcht von Licht und Duft.

Julius Hart,

Bruder des Vorigen, geboren am 9. April 1859 zu Münſter, beſuchte das Gymnaſium und die Akademie daſelbſt, ging im Herbſt 1877 nach Berlin, wo er anfänglich Jura ſtudirte, ſich aber bald der Journaliſtik und der Schriftſtellerlaufbahn zuwandte. Er betheiligte ſich an vielen literariſchen Unternehmungen ſeines Bruders, war verſchiedentlich Redacteur (Bremen, Glogau, Bromberg) und lebt jetzt als Schriftſteller in Berlin.

Dichtungen: „Sanſara" (Ged.), 1879. — „Don Juan Tenorio" (Tr.), 1881. — „Eine Blüthenleſe aus ſpaniſchen Dichtern aller Zeiten" (Uebertragungen), 1883. — „Der Rächer" (Tr.), 1884. — „Der Sumpf" (Sch.), 1886. — „Frau Brand" (Roman), 1887. — „Perſiſcher Divan" (Anthol.), 1887. — „England und Amerika", 1885. — „Orient und Occident", 1885.

Nachtwache.

Um Haupt und Leib mir wallen
Dunkle Nebel der Nacht,
Auf Herz und Sinne fallen
Finſterniſſe mit Macht.

Die düſtren Wolken ſchreiten
Drohend über das Land,
Schatten vorüber gleiten
Und faſſen mein Gewand.

Sie faſſen an meine Seele
Und greifen in mein Hirn,
O löſche in Nacht und Schwele,
Verlöſche nicht, mein Geſtirn!

O waſche mit Feuerwellen
Von meinem Buſen die Schuld,
Ström' über mich den hellen
Glanz deiner Gnade und Huld.

Ich bin eine zitternde Leuchte,
Ich bin ein ſchwankendes Rohr, —
Du, ſchau meiner Augen Feuchte,
Gnade! führ mich empor!

Auf der Höhe.

Aehrenblond und mit blitzenden Augen
Wandelt der Sommer durch Haide und Hag,
Ueber die dunkelgrünenden Höhen
Regnet in ſonnigen Gluthen der Tag.
Tauſend Hoffnungen ahnt noch die Erde,
Denen ihr warmer Buſen ſchwillt,
Obſchon rings durch alle die Lüfte
Schwärmend der Duft der Blüthen quillt.

Ueber unſeren Häuptern ſchimmert
Goldig des Sommertages Gluth,
Qualm dringt auf aus tiefem Thale,
Durch den Rauch quillt es wie Blut.
Tief zu Füßen dehnt und weitet
Ihre ſteinerne Schuppenbruſt,
Reckt die Stadt die ſchweren Glieder
Kohlenſtaubig und ſchwarz berußt.

Wie ein ewiges Nachtgewitter
Liegt ſchwarzdunſtig unten das Thal,
Donner rollen dumpf herüber
Von dem praſſelnden Eiſen und Stahl.
Düſtre Wolkenmaſſen ſchwelen
Dort herauf von Qualm und Dunſt,
Und in rothen Blitzen lodert
Quer hindurch die Flammenbrunſt.

Tauſend Schlote aus ſchwarzen Munden
Speien umher den giftigen Qualm;
Fällt auf die todeskranken Roſen,
Rieſelt dunſtig auf Gras und Halm,
Schwallt mit grimmverzerrten Geſichtern,
Wühlt ſich aus dem Thal hervor,
Schüttelt wild die ſchmutzigen Fäuſte
Zu den funkelnden Höhen empor.

Hier auf der Höhe, über den Thalen
Ruh' im blumendurchleuchteten Gras,
Schön, wie das Auge deiner Geliebten,
Blinkt der Wein im kühlen Glas,
Einmal noch ſchau ich Dir tief ins Auge,
Von dem Gedanken der Trennung durchbebt,
Daß mein Bild durch alle Zeiten
Still in deinem Auge ſchwebt.

Wein her! In die blanken Römer
Rieſelt die ſonnengeborene Fluth,
Laß die ſchwärmende Seele durchleuchten
Roſig von dieſer Sommergluth,

Laß uns lächelnd herniedergießen
In die Thale den duftenden Wein,
Niederrieſeln die leuchtenden Tropfen,
Roſenblüthen und Edelgeſtein.

Heilige Sonne, aus feurigen Schaalen
Gieß in unſre Seelen dein Licht,
Laß in dieſen Augen ſchweben
Ewig dein Frühlingsangeſicht.
Wem du lächelnd die Stirn umwindeſt
Mit ſüß duftendem Lorbeerſchoß,
Wandelt auf immergrünen Höhen
Seligen Herzens ein Götterſproß.

Wen du mit geheiligten Händen
Führſt auf goldenen Straßen empor,
Schwebt mit unberührter Seele
Ueber der Thale rauchigem Flor;
Und zum Licht verweht ſeine Seele,
Die du geboren mit heimlicher Luſt;
Führ uns, daß wir lächelnd verathmen,
Genius! an deine Bruſt.

Hymnus der Freude.

Sonnenlicht, durch alle Poren
Fluthe, ſtröme in mein Herz,
Silberfunkelnde Wolken, hebt auf
Adlerflügeln mich himmelwärts.

In dem Kopfe tollt und ſpukt mir,
Lacht und lärmt Erbacher Wein,
Und durch meine Seele fluthet,
Bunt von Wimpeln, der grüne Rhein.

Du, mein luſtiges Mädchenauge,
Friſcher, kühler Mädchenmund,
Sonnenaufjauchzt der junge Morgen
Lilienduftig und blüthenbunt.

Wenn in rebenverhangener Laube
Wir beim goldig leuchtenden Glas
Küſſen und plaudern das und dieſes,
Plaudern und küſſen dies und das.

Ha, aus meinem Munde gluthet
Frühlingstrunken ein freudig Lied,
Das wie helles Lerchengeſchmetter,
Durch die ſtrahlenden Lüfte zieht.

Wiedertönt's von Wald und Waſſer;
Geigen- und ſüßer Flötenklang
Zieht mit jubelnden Mädchenchören
Himmel und Erde klingend entlang.

Weit aufſpringen des Herzens Thore
Und aus meiner Seele bricht,
Ueber die Erde fluthet goldig
Hoher Freude buntfarbiges Licht.

Freude! Freude! Wein des Himmels,
Ströme über die Seelen hin,
Werde du der Menſchen roſen-
Tragende lächelnde Königin.

Tanzend, tanzend, flötenſpielend,
Lachend und mit hellem Sang,
Laßt uns wandeln aller Zeiten,
Aller Welten Strom entlang.

Roſen durch das Haar geflochten,
Ziehn wir durch das Himmelsthor,
Wo wir wandeln, wo wir ſchreiten
Blüht ein Blumenhain empor.

Hermann Hartmann,

geb. am 22. März 1826 zu Ankum, beſuchte das Gymnaſium in Osnabrück und bezog 1845 die Univerſität Heidelberg. Nachdem er 1848 in Göttingen promovirt und im Winter desſelben Jahres noch die Univerſität Würzburg beſucht hatte, legte er 1849 in Hannover ſein Staatsexamen ab. 1850 ließ ſich Hartmann als praktiſcher Arzt in Lintorf nieder. Dort wohnt er noch jetzt. Im Jahre 1873 wurde ihm der Charakter als Sanitätsrath verliehen. Hartmann hat ſich durch ſeine Werke, die von einer genauen Kenntniß der alten Volksfeſte, Sitten und Gebräuche Zeugniß ablegen, einen begründeten Ruf erworben. Beſonders erwähnt zu werden verdienen ſeine „Bilder aus Weſtfalen", 1871. — „Neue Folge", 1884.

Dichtungen: „Gedichte", 1862. — „Schatzkäſtlein weſtf. Dichtkunſt", 1885.

Das Hünengrab und die Midgardsſchlange.

Bei Mehringen[1]) auf der Haide
Da liegt ein Hünengrab;
Man ſenkte Schwert und Scheide
Dem Helden mit ins Grab.

Und hat von hohen Steinen
Ein Denkmal ihm geſtellt;
Ein ſolches, will uns ſcheinen,
Verdiente wohl der Held.

[1]) Bei Einweihung der Hannoverſchen Weſtbahn hatte man auf einem bei Emsbüren liegenden Hünenbette, die Mehringer Steine genannt, an welchem die Bahn vorüberfährt, zur Begrüßung der Gäſte die Figur eines altdeutſchen Kriegers aufgeſtellt.

Er liegt hier tauſend Jahre
Und tauſend noch dazu,
Der Schlachtenjubilare,
In wohlverdienter Ruh.

Da plötzlich dringt ein Dröhnen
Ins ſteinern Todtenhaus,
Ein Stampfen und ein Stöhnen,
Ein Ziſchen und Gebraus.

Darob erwacht der Recke,
Er greift nach Schwert und Speer,
Er wähnt, daß ihn erwecke
Ein Ruf von Wodans Heer.

Er ſpringt hinauf behende
Und ſteht gerüſtet da,
Dann ſchlägt er in die Hände,
Denn nie er ſolches ſah.

Ein Schlangenleib von Eiſen,
Ein Drachenkopf vorauf,
In dem die Feuer kreiſen;
Es nimmt auf ihn den Lauf.

„Die Midgardsſchlange!“ ruft er,
„Der Weltenbrand iſt nah!“
Und einſam mit dem Steinwehr
Das Grab liegt wieder da.

Die Eiche.

Ein Eichbaum ſteht am murmelnden Bach,
Ein mächt'ger Waldinvalide,
Und unter ſeinem ſchirmenden Dach
Liegt klein und ruſſig die Schmiede.

Am Abend, wenn ſich neiget der Tag,
Die zackigen Blätter erglühen,
Sobald bei kräftigem Hammerſchlag
Die Funken vom Amboſſe ſprühen.

Und nächtig, wenn mit flammendem Gruß
Die Keile des Donnerers drohen,
Dann ſieht man unter dem göttlichen Kuß
Die Eiche wonniglich lohen.

Ferdinand Heitemeyer,

Julius Joseph, wurde am 10. Febr. 1828 zu Paderborn in Westfalen geboren, beſuchte das dortige Gymnaſium Theodorianum, ſtudirte Philoſophie, Philologie und Theologie zu Münſter und Paderborn, empfing 1853 die Prieſterweihe, wirkte dann mehr als ſieben Jahre als Kaplan zu Hörſte, wurde 1861 Pfarrer zu Nordherringen und 1867 Pfarrer zu Oesdorf bei Weſtheim, ſeit 1887 Pfarrer zu Beverungen.

Dichtungen: „Gedichte", 1886, 2. Aufl. — „Ehrenpreis für Papſt Pius IX." (Ged.), 4. Aufl., 1877. — „Harfe der Liebe zum allerheil. Altarsſakramente" (Ged.), 3. Aufl., 1886. — „Deutſche Sagen" (Ged.), 2. Aufl., 1885. — „Clodoald" Drama (unter der Preſſe).

Sonntagsfeier.

Die Lüfte koſen
So ſüß, ſo ſanft
Die friſchen Roſen
Am Bachesranft.

Durch Halm und Rüſter
Ein Lufthauch weht,
Wie fromm Geflüſter,
Wie ein Gebet.

Die Lerchen ſingen
In Morgenluft,
Die Glocken klingen
Durch Thal und Gruft.

In Andachtsflammen
Wallt hier und dort
Das Volk zuſammen
Zum Gnadenort.

Und Alle ſcheinen
Ein einzig Herz,
Das zum Dreieinen
Zieht himmelwärts.

Der Geiſt fliegt freier
Dem Himmel zu.
O Sonntagsfeier,
Wie ſchön biſt du!

Abend auf dem Rhein.

Schaukelnd auf des Stromes Wellen
Fliegt dahin der leichte Kahn
Mit den fröhlichen Gesellen
Seine sagenreiche Bahn.

Von den schroffen Felsenkuppen
Winken Burgen ihren Gruß,
Halbverdeckt von Nußbaumgruppen
Ragt manch Dorf am Bergesfuß.

An den Hügeln schimmern Reben
In der Abendsonne Strahl
Und ein ewig heitres Leben,
Muntres Regen herrscht im Thal.

Hört ihr, was die Wasser melden
Von der längst entschwundnen Zeit?
Von des Rheinstroms kühnen Helden,
Von der deutschen Herrlichkeit?

Stolze Zeit! Die Wogen rauschten
Zu der Ritterschwerter Klang,
Minnesel'ge Frauen lauschten
Auf der Barden Meistersang.

Die Geschlechter gingen unter,
Ihre Burgen sanken ein,
Doch, wie einstens, ewig munter
Wallt dahin der Vater Rhein.

Funkelnd blinkt noch ſeine Traube
In der Sonne goldnem Licht,
Treue Liebe, frommer Glaube
Starb an ſeinen Ufern nicht.

Still! der Abendglocken Stimmen
Mahnen, daß der Tag vergeht,
Und die Klänge all verſchwimmen
In ein einzig Nachtgebet.

Um Mitternacht.

Die Nachtigall flötet im duftigen Hain
Ihr minniges Lied durch die Nacht,
Das dringt in die Herzen der Lauſcher hinein
Mit der Liebe bezaubernder Macht.

Und drinnen im Kämmerlein ſinget und wacht
Die Mutter beim fiebernden Kind.
Wie lauſcht ſie ſo ängſtlich, indeſſen ihr ſacht
Vom Auge die Thränenfluth rinnt.

Wo Alles ſtill ſchläft um Mitternacht,
Von Sorgen und Mühen befreit,
Da hält allein noch getreue Wacht
Die Liebe, die Lieb' und das Leid.

Der Deutſche.

Der deutſche Mann iſt feſt und ſtark,
Urkräftig bis in's tiefſte Mark,
Gleich ſeinen mächt'gen Eichen;
Vom Haupte wallt das blonde Haar,
Die blauen Augen ſchau'n ſo klar —
Wer fände ihresgleichen?

Der Deutſche ſpricht die Wahrheit nur,
Ein Händedruck gilt wie ein Schwur,
Ein Wort wie tauſend Eide,
Sein Glaube ſteht auf Felſengrund,
Er hält zum Freund mit Herz und Mund,
In Freuden, wie im Leide.

Der Deutſche liebt ſein treues Weib
Von frommem Sinn und keuſchem Leib
Und hält ſie hoch in Ehren.
Mit Wangen roth, mit Augen klar
Erblüht die reiche Kinderſchaar,
Des Hauſes Glück zu mehren.

Aus deutſchem Munde tönt Geſang
Zum Saitenſpiel und Becherklang,
Daß es zu Herzen dringet.
Wer dann und wann nicht ſingen kann,
Den nenn' ich keinen deutſchen Mann;
Der Deutſche trinkt und ſinget.

Und wenn die Kriegstrompete brauſt,
Zieht er ſein Schwert mit ſtarker Fauſt,
Ein Blitzſtrahl in den Wettern,
Das Auge flammt in Schlachtenluſt,
Hoch wallt die freie, deutſche Bruſt,
Die Feinde zu zerſchmettern.

Ergrimmte Löwen in der Schlacht,
Getreue Hüter deutſcher Wacht,
Begeiſtert für das Schöne,
Froh ſchaffend mit der fleiß'gen Hand,
Die Seele fromm zu Gott gewandt, —
So wachſen Deutſchlands Söhne.

Friedrich Wilhem Helle,

eigentlich in der Hellen geheißen, wurde am 28. Oktober 1834 zu Böckenförde in Westfalen geboren. Bis zu seinem 10. Jahre lebte er im elterlichen Hause zu Räthen, bis zum 14. Jahre in Hallenberg bei seinem Oheim, erlernte dann das Buchbinderhandwerk und arbeitete darin bis zum 20. Jahre. Jetzt erst ging er zu den Studien über. Er absolvirte das Gymnasium zu Brilon und studirte mit Unterbrechungen in Münster, München und Wien klassische Philologie und deutsche und orientalische Literatur. Nach mehrjähriger Thätigkeit als Erzieher in Oesterreich, lebte er vom Januar 1869 bis September 1870 in Rom, kehrte nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges in die Heimath zurück und ist seit 1871 ununterbrochen als Redacteur thätig gewesen, und zwar in Dortmund, 1872 in Koblenz und Saarlouis, 1873 in Breslau, 1875 bis 1876 in Gleiwitz o/S. und 1877—80 in Frankenstein. Vom Sommer 1880 bis Januar 1883 lebte er in Jauernig (Oesterr. Schlesien), dann in Ossegg bei Teplitz ganz seinen poetischen und journalistischen Arbeiten. Von 1878—80 gab er den Hedwigskalender heraus. Jetzt redigirt er in Salzburg seit April 1887 die „Salzburger Chronik".

Dichtungen: „Marie Antoinette" (Ep.-lyr. Dicht.), 1866. — „Mahnrufe an das deutsche Volk" (Ged.), 1866. — „Minneleben" (Romant. Ep.), 1868. — „Jesus Messias" (Kathol. Epopöe) 1. Bd., 1870. — „Roms Hymnen und Klagen" (Ged. aus Rom), 1871. — „Christkindleins Wanderung" (M.), 1875. — „Marienpreis" (Lyr.), 1879. — „Golgatha und Oelberg" (Ep.), 1886.

Die erste Communion der heiligen Apostel.

Erhab'nes Mahl, wo Gott sich selbst zur Speise
Den Jüngern reicht, bevor er geht zum Leiden!
Die Engel steh'n unsichtbar rings im Kreise
Und müssen doch die hehre Speise meiden.

Der Engel labt sein Herz im Anschaun Dessen,
Der droben herrscht im ew'gen Himmelszelte.
Sich selber gibt der Heiland unermessen
Der Schaar der Jünger, die er sich gesellte.

Und Erd' und Himmel jubeln bei dem Mahle,
Wo Fleiſch und Blut in Brods- und Weins-Geſtalten
Zur Speiſe wird im ew'gen Hochzeitsſaale,
Wo Engel ſchauernd ihre Schwingen falten.

Jeſus will ſterben, aller Welt zur Sühne,
Doch ein Geheimniß den Geliebten laſſen,
Durch das geſtärkt, ſie auf der Marterbühne
Des Kreuzes Laſt mit feſtem Arm umfaſſen.

Des Duldens Stärke liegt im Mahl verborgen;
Der Sieg des Kreuzes iſt das Brod zum Leben.
Wer dieſes ißt, dem wird am Hochzeitsmorgen
Des Himmels Kron' als ew'ger Lohn gegeben.

Hochheil'ges Mahl, das niemals ward beendet,
Seit Jeſu Mund das Wandlungswort geſprochen!
Hochheil'ges Mahl, wo Jeſus ewig ſpendet
Dasſelbe Brod, das einſt er ſelbſt gebrochen!

Glückſelig *ihr*, die *ſelbſt* aus Jeſu Händen
Das Brod des Lebens und den Wein empfangen,
Um einſt es ſelbſt verwandelt auszuſpenden,
Wo euch ſich naht des *Glaubens* heiß *Verlangen*.

Glückſelig *wir*, wenn wir mit *eurem* Glauben,
Mit *eurer* Lieb' zu Jeſu Mahle treten!
Dann kann uns nichts die ſüße Hoffnung rauben,
Daß wir mit euch Gott ſelber einſt anbeten.

O fleht für uns, die ihr in Fleiſcheshülle
Gott ſelbſt *geſchaut*, ihn lehren ſaht und ſterben,
Daß wir bei euch in ew'gen Lichtes Fülle
Dort Gottes Licht in Gottes Anſchaun erben!

Daß nicht der Tod aus Jeſu Fleiſch und Blute,
Dem Judas gleich, uns läßt für ewig ſterben!
Denn nur die Reue führt zum höchſten Gute;
Wer nicht bereut, den wird das Mahl — verderben.

Lied.

Der Kiel durchſchneidet die Wogen,
Die blaudurchſichtige Fluth;
Auf glattem Spiegel der Schimmer
Des Sonnenangeſichts ruht.

Gleich wunderbarem Garten
Steigt's aus dem Grund empor;
Und bunte, goldne Geſteine
Sie brechen leuchtend hervor.

Das Schiff ſchwebt über der Tiefe,
Wie ein Luftſchiff im Azur,
Das hinſchwebt über der Erde
Geſchmückten, blumigen Flur. —

Du heilige, ſchöne Liebe,
So ſchwebſt du über der Welt
Und lockſt aus Wüſten dir Blumen,
Vom ſonnigen Licht erhellt.

Du ſchwebſt ob dunkler Tiefe
Und hebſt die Erde empor;
Da bricht aus dem Menſchenherzen
Ein herrlicher Gartenflor.

Aus tiefem Herzensmeere,
Voll Klippen und Riffen, hervor
Bricht's rings in ſeltſamen Blumen, —
Ein duftiger, himmliſcher Flor.

Uns, die wir tief auf Erden
Einhergehn arm und ſchwach,
Gott macht auch uns im Herzen
Solch ſeltne Blumen wach.

Es glänzt ein Stern im Himmel.

Es glänzt ein Stern im Himmel
Gar wunderlicht und rein . . .
Die Sonn' im Weltenraume
Kann ihm nicht ähnlich ſein.

Aus Gottes ew'gem Lichte
Ging dieſer Stern hervor;
Er ward zum Herzen Jeſu
Das rechte Gnadenthor.

Und wer ſich möcht' verſenken
In dieſes Herzens Gluth,
Der geh' durch dieſes Sternes
Gnadvolle Strahlenfluth!

Dann wird ihm Jeſus öffnen
Sein flammenfeurig Herz,
Und nimmermehr verlanget
Die Seele erdenwärts. —

O flieget in Gebeten
Zu dieſem Stern empor!
Maria iſt's, — zum Sohne
Das rechte Gnadenthor.

Und wer dies Thor des Lichtes
Durchwallt im Bittgebet,
Wird Gnad' und Liebe finden
Vor Gottes Majeſtät.

Des Bergmanns Abſchied.

Leb' wohl, mein Bübchen, mein herziges Kind!
Den Vater ruft es durch Wetter und Wind
In der Erde nächtlichen Geiſterſchooß:
Dort ſchlägt er die blitzenden Erze los.

Leb' wohl! ich küſſe den roſigen Mund
Und fahre getroſt durch der Erde Schlund;
So gib' mir, mein Büblein, noch Einen Kuß,
Bevor ich die Stollen durchfahren muß.

Leb' wohl, und falte die Händlein ſtill,
Wenn Mama betet: „Wie Gott es will!"
Für Dich und die Mutter auf nächtlichem Pfad
Beſchütze den Vater des Himmels Gnad'!

Des Kindes Wächter die Englein ſind,
Sie ſchützen die Mutter, ſie hüten das Kind,
Sie ſchützen den Vater in dunkler Nacht
Vor böſen Gewalten in Stollen und Schacht.

Leb' wohl, mein Knäblein! noch Einen Kuß,
Bevor ich Euch Beide verlaſſen muß!
Mich hüte und ſchütze der Engel Schaar
Da drunt' in der Erd' vor aller Gefahr!"

Der Vater ſpricht es mit feuchtem Blick,
Er reicht der Mutter den Knaben zurück,
Ihr drückt er die Hand und küßt ihr den Mund —
Um's Herz wird's Beiden — wie weh und wund!

Du armes Kindlein, Du armes Weib,
O rufet ihm nach: „O bleibe, o bleib'!"
Doch nein! es wirbt ja der Vater um Brod
Im täglichen Kampf mit dem dräuenden Tod.
— — — — — — — — — — — — — —

Du arme Mutter, Du armes Kind!
Nur wenige Stunden verronnen ſind . . .
Du armes Knäblein, Du armes Weib!
Da bringt man des Vaters zerſchmetterten Leib . . .

Warum es geſchehen? Gott hat es gewollt! —
Mit Ihm nicht hadert, mit Ihm nicht grollt!
Wenn's Herz auch brechen möchte vor Leid —
„Der Herr ſei in Allem gebenedeit!"

Peter Hille,

geb. am 11. September 1854 zu Erwitzen bei Driburg, war lange Zeit in Leipzig, Bremen, London, Amsterdam, Berlin und lebt jetzt in Pyrmont. Außer einigen prosaischen Werken veröffentlichte er Dichtungen: „Gedichte eines Civilsupernumerars."

Der fahrende Scholar.

So viel Maßlieb, als da prangen,
So viel Donen, als gestellt
Muntern Vöglein, die da sangen,
Grüne Jäger auf dem Feld;
Wie dem Bächlein Wellen rinnen,
So viel mal hab' ich mein Sinnen,
Liebste mein, auf dich gestellt.

Alle Perlen, die da prangen,
Zart auf Seide spielen sie,
Dir um Haupt und Schultern hangen,
Ach, wie bitter find' ich die.
Deine Locken, die da wehen,
Lose hin im Winde gehen,
Könnt' ich halten, halten sie!

Könnt' ich ſchau'n in Deine Augen,
Deine Hand in meiner ruh'n,
Ach, dann wollt' ich alles taugen,
Ach, wie wollt' ich alles thun.
Wenn mein armes Herz wollt' brechen,
Müßt' ich alle niederſtechen,
Um vor Dir erſt auszuruh'n.

Deine Stimme klang wie Glocken
Und ich ſtand am Kirchenthor,
Ach, wie war mein Herz erſchrocken,
Wie ein Reif Dein Schleier fror.
Wie hab' ich Dich grüßen können,
Die mir doch kein Menſch mag gönnen,
O, warum ſind wir nicht gleich!

Und ich liege nun im Thauen,
Hat mein Herz mich wach gemacht,
Bald wird ſchon der Morgen grauen,
Fremde Sterne ſinken ſacht,
Neben mir greif' ich in Saiten,
Wend' das Aug' an Himmelsweiten,
Und ich ſag' Dir gute Nacht.

Gute Nacht, wo Du auch ruheſt
In dem hohen Sternenſchein.
Gute Nacht, was Du auch thueſt,
Gute Nacht, Dir ganz allein.
Für Dein Leben, für Dein Sterben
Will ich einſam nun verderben,
Will mich betten hart auf Stein.

O, mein Herz ſchlägt dicht zuſammen,
So der Odem mich verläßt,
Und mein Haupt ſchmerzt wild von Flammen,
Und die Bruſt iſt mir ſo feſt.
So gefeſſelt muß ich gehen
Und die Lieb' im Haupt mir ſtehen
Und das Leid in's Herz gepreßt.

Ludwig Hinterding,

geb am 8. October 1836 in Mesum, Kreis Burgsteinfurt (Westfalen), als der Sohn eines Gutsbesitzers, besuchte vom 14. Jahre an die Gymnasien zu Rheine und Coesfeld, widmete sich darauf dem Bergwesen und arbeitete zu seiner weiteren Ausbildung auf den Steinkohlengruben zu Ibbenbüren und den bedeutendsten Bergwerken Belgiens und Südfrankreichs. Von dort zurückgekehrt, besuchte er die Bergschule zu Düren, trat 1866 in den Staatsdienst, wurde zunächst den Salinen Neusalzwerk und Königsborn überwiesen und 1868 an das königl. Oberbergamt zu Dortmund berufen, wo er jetzt noch als Secretär fungirt.

Dichtungen: „Auf rother Erde" (Ged.), 1881.

Zwischen den Gräbern.

Wandl' ich einsam über den stillen Friedhof,
Wo auf Gräbern stumm die Cypresse weint, und
Kalter Marmor traurige Worte spricht von
Tod und Verwesung,

O dann legt auf's Herz mir mit kalter Hand die
Schwermuth düst're Wolken, es scheint die Welt mir
Schal und öd', das Streben nach Ehr' und Ruhm mir
Eitles Beginnen.

Aber froh aufleuchtet das Auge mir, wenn
Plötzlich dann ein blühender Rosenstrauch auf
Düst'rer Gruft als künftigen Lebens Sinnbild
Heiter mich anlacht.

Ja, dann lichtet ſchnell ſich der Schwermuth Wolke;
Heit'rem Frohſinn wieder erſchließt mein Herz ſich,
Und des ew'gen Lenzes gedenkend, freut es
Doppelt der Welt ſich.

Erholung.

Wenn des lärmenden Tag's drückende Bürde dir
Deine Schwingen gelähmt, greife zum Wanderſtab,
Im lenzduft'gen Gefilde
Warten Ruh' und Erquickung dein.

Geh' und lauſche dem Ton jubelnden Lerchenſchlags,
Der die Himmel durchbrauſt, daß du der ewigen
Schöpfung Schönheit erkenneſt,
Im Lobſange der Lenznatur.

Oder flüchte zum Wald, tief in die Einſamkeit,
Wo vom zackigen Fels donnernd der Waldſtrom ſtürzt,
Und auf ſchäumender Woge
Schleierlos ſich die Nymphe wiegt.

Ja, hier fühlſt du den Hauch göttlichen Geiſt's, wie er
Kühl die Stirn dir umweht. Leuchtenden Aug's erſcheint,
Heimwärts ſanft dich geleitend,
Hold zur Seite die Muſe dir.

Ida Gräfin von Holnſtein,

geb. Gräfin von Mengerſen, aus dem weſtfäliſchen altadeligen Geſchlecht der Mengerſen, auf deren Stammgut Rheder am 9. Auguſt 1838 geboren, ſog mit der Heimathsluft auch die alten Traditionen der Vorfahren ein, beſonders den feſten katholiſchen Glauben der Weſtfalen. Aus ihrer glücklichen Ehe mit dem Witwer Grafen Clemens von Holnſtein entſproßten drei Kinder, von denen das jüngſte ſtarb. Nach dem Tode ihres Gemahls 1879 kehrte ſie zu ihrer Mutter auf das elterliche Gut zurück, wo ſie auch nach deren Tod blieb und noch wohnt.

Die Legende vom Sachſenherzog Wittekind.

Geſchlagen zwar in allen Schlachten
War Sachſens Herzog Wittekind,
Doch würde er ſich ſelbſt verachten,
Wär' ſich zu beugen er geſinnt.
Nicht der iſt Kind der rothen Erde,
Der gern ſich unterwerfen mag:
Nicht froh des Siegs der Franke werde,
Und dauert's bis zum jüngſten Tag!
Frei will der Sachſe ſein im Glauben
Und frei in ſeinem alten Recht.
Die Freiheit ſoll ihm niemand rauben;
Nie wird er Frankens feiler Knecht!
So ſind gefährdet alle Marken
Der Franken gegen Deutſchland hin.

Wie ſoll das innre Reich erſtarken,
Bricht man nicht ſolchen Eigenſinn?
Das Chriſtenthum ſich nicht entfalten
Im großen Kaiſerreiche kann;
Die Sachſen nie den Frieden halten,
Den Karl mit Mühe erſt gewann.
Da ſchlägt der Herr ſich ſelbſt ins Mittel,
Des Menſchen Schwäche gar Ihm frommt:
Der Herzog ohne Rang und Titel
Als armer Bettler kommt.
So hat er ſich aus freiem Willen
Ins Frankenlager nun gewagt.
Die eitle Neugier will er ſtillen,
Sie treibt ihn hin, noch eh' es tagt;
Doch unbewußt zieht ihn die Gnade
Und leitet ihn auf Schritt und Tritt
Auf ihrem wunderbaren Pfade;
Er ahnt es nicht — und wandert mit.
Er iſt den andern nachgegangen,
Um nach dem erſten Morgengraun
Mit menſchlich irdiſchem Verlangen
Den Kaiſer im Ornat zu ſchaun.
Zu hohem Feſte zugerüſtet
Im ſchönſten Schmuck die Kirche ſtrahlt,
Doch iſt nicht einer, der ſich brüſtet,
Und der als ſtolzer Sieger prahlt.
Ja all' die wilden Kriegsgeſellen,
Sie liegen brünſtig auf dem Knie,
Zum Bußgericht ſich alle ſtellen,
Und leiſe beten hört man ſie.
Und Karl, der Niedrigſte von allen,
Wie ſcheint von Demuth er erfaßt
In dieſen heil'gen Gotteshallen,

Wo alles Frieden iſt und Raſt.
Der Prieſter ſteht jetzt am Altare,
Welche hehre Würde ihn umſtrahlt!
Er bringt das Opfer dar, das wahre,
Das für die Schuld der Menſchen zahlt.
Der Herzog blicket in die Runde,
Und wieder ſchaut er zum Altar,
Denn von Sekunde zu Sekunde
Sein Staunen wächſt ſo wunderbar.
Er ſieht den Kaiſer ſich erheben,
Und auch das Kriegsvolk tritt nun vor.
Da ſchaut er zitternd und mit Beben
Den Prieſter dort am hohen Chor,
Der's heil'ge Sakrament will ſpenden,
Und nun zum Volke ſich bewegt,
Wie er in den geweihten Händen
Ein wunderholdes Knäblein trägt.
Mit zärtlich innigem Verlangen
Hat ſich's zu vielen hingeneigt,
Doch Abſcheu auch und grauſ'ges Bangen
Bei einzelnen hat es gezeigt.
Und tief gerührt kann er's nicht faſſen,
Wie ihm ſo ſeltſam iſt zu Muth;
Er ſchaut und ſchaut, und kann's nicht laſſen,
Sein Herz entbrennt in Liebesgluth.
Ja ohne Worte und Belehrung,
Hat er den wahren Gott erkannt.
Vollſtändig nun war die Bekehrung
Im Herzen erſt, dann im Verſtand.
Denn was den Chriſten ſelbſt verborgen,
Der Heide ſah's mit klarem Blick,
Und heller Tag wird's nach dem Morgen,
Denn gläubig eilt er nun zurück.

Wer ſolche Gnade hat erfahren,
Dem bleibt ein Stempel aufgedrückt;
Die Seinen möcht' er um ſich ſchaaren,
Daß ſie, wie er, ſo hoch beglückt.
Wo ſolches Gnadenlicht gezündet,
Da ſtirbt es nicht als ſchwacher Keim;
Die frohe Botſchaft er verkündet,
Wird zum Apoſtel gar daheim.
Zu Attigny im Frankenlande
Zur Taufe findet er ſich ein,
Zu knüpfen heil'ge Freundesbande,
Soll Karl ſogar Gevatter ſein.
Die Gattin auch im weißen Kleide,
Frau Geva, ihm zur Seite ſtand.
Als wahre Chriſten kehrten beide
Ins heimiſche Weſtfalenland.
Was der Weſtfale iſt im Leben,
Das iſt er ganz, das iſt er treu.
Wie Wittekind nicht wollt' ergeben
Sein Ich dem Glauben, der ihm neu,
Bis er nach eig'nem Ueberzeugen
Sich wahrhaft innerlich bekehrt,
Auch heute die Weſtfalen beugen
Sich nur der Wahrheit, die bewährt;
Und als der Kirche treuſte Kinder
Sie bleiben feſt im Glaubenskrieg.
Hier wird kein Weltenüberwinder
Durch Waffen feiern Glaubensſieg!

Karl Ernſt Homrighauſen
(Karl vom Berge),

geboren am 19. September 1858 in Berleburg, Kreis Wittgenſtein, widmete ſich anfangs dem Lehrerfache und abſolvirte von 1875—78 das Seminar zu Hilchenbach. Er wirkte als Lehrer an der Gewerbeſchule zu Hagen, dann als dritter Lehrer an der evangeliſchen Volksſchule in Kierſpe in Weſtfalen. Später legte er ſein Amt nieder und lebt augenblicklich als Kaufmann in Kierſpe.
Dichtungen: „Kleine Lieder", 1880.

Bei meines Kindes Abſchied.

So zieh hinaus mit Gottes Segen,
Er nehm' dich treu in ſeine Hut;
Er ſchenke dir auf allen Wegen
Den echten wahren Lebensmuth!
Noch biſt du eine zarte Blüthe,
Vom Sturm des Winters mild verſchont,
O daß der Himmel dir behüte,
Was in dem jungen Herzen wohnt!

Ich weiß, es treibt ein heiß Verlangen
Dich nach der Heimath oft zurück;
Wenn Lenz und Roſen wieder prangen,
Denkſt du an das entfloh'ne Glück.

Als du mich haſt in letzter Stunde
Noch einmal ſtill geküßt, geherzt,
Vernahm ich's wohl aus deinem Munde,
Wie ſehr der Abſchied dich geſchmerzt.

Du fühlteſt, daß im Elternhauſe
Dir hat dein Paradies geblüht;
Wenn Abends in der ſtillen Klauſe
Der Ofen luſt'ge Flammen ſprüht'
Und deine Mutter dir geſungen
Der Lieder ſüße Melodie,
Da iſt durch deine Bruſt gedrungen
Des Lebens ſchönſte Poeſie.

O lern' das Leben recht verſtehen,
Vertraue nie dem äußern Schein,
Und wie es immer möge gehen:
Halt Hand dir und Gewiſſen rein!
Verzage nicht, wenn auch mit Grollen
Des Sturmes Stimme jäh ertönt,
Aufrichtig ſei dein ganzes Wollen,
Dann biſt du mit dir ſelbſt verſöhnt.

Sei fromm, doch nimmer ſei's zum Scheine,
Weil falſcher Schein dir nimmer frommt,
Es ziert dich nur das Einzigeine,
Was tief aus deinem Innern kommt.
Was aus des Herzens reinem Grunde
Du offenbareſt treu und warm,
Iſt Goldes werth, doch nie bekunde:
An Worten reich, an Thaten arm!

Leb' wohl und zieh' getroſt von hinnen,
Lern' Welt und Menſchen recht verſtehn,
Ob auch vom Aug' die Thränen rinnen:
Getroſt, es gibt ein Wiederſehn,
Wenn übers Jahr des Lenzes Blüthen
Erſtehn im goldnen Sonnenſchein;
Bis dahin mög' dich Gott behüten,
Weil du in weiter Welt allein!

Genieß, o Herz, die goldne Zeit!

Nun liegt die Welt, die weite Welt
Im ſchönſten Frühlingsglanze,
Hoch wölbt das blaue Himmelszelt
Sich überm Blüthenkranze.
Das iſt der goldne Sonnenſtrahl,
Der weckt die goldnen Roſen,
Nun ſingen die Dichter von Liebesqual,
Von Leiden, Scherzen und Koſen.

Still küßte der Lenz mit ſonnigem Mund
Ringsum die ſchauernde Erde,
Daß wie im Traum ihr weiter Grund
Ein Garten Gottes werde.
Drin blühn in märchenhafter Pracht
Die glühenden Roſenfunken,
Die Nachtigall hat über Nacht
Ihren ſüßen Hauch getrunken. —

Genieß, o Herz, die goldne Zeit,
Bald werden die Tage trüber,
Es folgt der Schmerz, die Traurigkeit,
Iſt erſt der Lenz vorüber.
Drum freue ietzt dich ſeiner Pracht,
In Lieb und Luſt verſunken:
Es ſtarben in einer einzigen Nacht
Die glühenden Roſenfunken.

Wilhelm Hoppſtädter

iſt am 7. September 1856 zu Welleſweiler im Regierungsbezirk Trier geboren. Mittellos, das älteſte von 5 Kindern, mußte er ſich als Arbeiter ernähren, doch wurden ihm ſpäter von befreundeter Seite die Mittel zur Verfügung geſtellt, ſich eine über das gewöhnliche Niveau hinausgehende Bildung anzueignen. In dem Streben, das Loos der Arbeiter zu verbeſſern, wandte er ſich als 19jähriger junger Mann der Socialdemokratie zu. Um den Verfolgungen, die ihn dieſerhalb trafen, zu entgehen, ging er auf ein Jahr in die Schweiz, von wo er mit geläuterten Anſichten nach Deutſchland zurückkehrte, um der Militairpflicht zu genügen. Auf nationalem Boden ſtehend, ſuchte er nach Abſolvirung ſeiner einjährigen Dienſtzeit die ſocialpolitiſchen Reformpläne des Kanzlers in Wort und Schrift eifrig zu fördern. Im Herbſt 1886 gründete er das in Bochum erſcheinende „Weſtfäliſche Tageblatt“, deſſen Redacteur er noch heute iſt.

Dichtungen: „Wilde Knospen“. — Eine Anzahl kleiner dramatiſcher Arbeiten patriotiſchen Inhalts, wie „Des Landes Huldigung“, „Dreimal im Feuer“, „Kyffhäuſer“.

Am Abend war's vor meinem Wiegenfeſte . . .

Am Abend war's vor meinem Wiegenfeſte
Und träumend ſchaute ich hinauf zum Himmel
Und ſah im Geiſt mein liebes Mütterlein,
Die ſicher ihres fernen Sohnes dachte,
Wenn ſonſt auch Niemand meinen Tag beging. —
„Wie ſeltſam doch! Ein Brief auf meinem Tiſch!
Wo kommt er her?“ — Ich brach ihn haſtig auf,
Da fiel ein Ring mit hellem Klang zur Erde,
Und in dem Briefe ſtand das heil'ge Wort:

„Ich bin dein Freund, willſt du der meine ſein?“
Da griff ich raſch nach dem entfall'nen Reife
Und las darinnen eines Namens Züge,
Der lauter klang, wie unverfälſchtes Gold; —
Ich wußte jetzo, wer der Geber war. —
Und ſelig weinend ſank ich in die Kniee
Und jauchzte aus des Herzens tiefſtem Grunde
Ein Dankgebet, ein doppelt Dankgebet
Zum abendlichen, gluthumfloſſ'nen Himmel:
„Hab Dank, o Gott, du ſchenkſt mir heute viel!“ —
Und leiſe ging des Zimmers Thüre auf
Und weinend flog ich in des Freundes Arme —
Und ſagte nichts und er verſtand mich doch!

. . . . . .

Am Morgen war's an ſeinem Wiegenfeſte:
Da ſtanden wir uns zürnend gegenüber
Und meine Lippen hatten Donnerworte
Und ſeine Wangen waren bleich und fahl.
Geſchliff'ne Speere warf ich nach der Bruſt,
An der ſo oft mein müdes Haupt geruht,
Wenn heiße Thränen mir die Noth erpreßt. —
Der blanke Ring zerſprang an meiner Hand,
Weil ſie in wildem Zorne ſich geballt.
Und eine Schranke zog ich zwiſchen uns,
Die ſelbſt kein Meer von Liebe niederreißt.

. . . . . .

Da zog ich kraftlos meine Straße fort
Und ſieh', ein Cherub gab mir das Geleite
Und trieb mich zürnend aus der Freundſchaft Eden. — —

Böſer Traum eines deutſchen Profeſſors.

Ein deutſcher Denker, der die Kunſt verſtand,
Mit vielem Scharfſinn Alles zu beweiſen,
Was er zu demonſtriren klüglich fand,
Begab ſich eines ſchönen Tags auf Reiſen,
Um Meer und Länder forſchend zu durchſtreichen.

Er kam an's Meer und ſetzte ſich in's Schiff
Und ſeine Fahrt war ſtürmiſch ohne Gleichen,
Beim Kap gerieth das Fahrzeug auf ein Riff
Und beim Verſuch, das Ufer zu erreichen,
Entſtand ein unheilvolles Schrei'n und Drängen.

Die ganze Mannſchaft ſtarb im ſalz'gen Meer,
Der Denker nur entging des Meerwolfs Fängen,
Die Wogen ſchleuderten ihn hin und her,
Bis ſie ihn unter heulenden Geſängen
Mit Wucht hinaus auf's trockne Land getragen.

Dort lag er nun und frug ſich, wo er ſei;
Dann fing er an zu jammern und zu klagen.
Da kam ein ſchwarzer Poliziſt herbei,
Der nahm ihn ziemlich unſanft bei dem Kragen
Und frug ihn ſtreng und grimmig nach Papieren.

Der Denker griff nach ſeinem Taſchenbuch:
Da fuhr der Schrecken ihm durch Herz und Nieren
Und er bekannte nun mit einem Fluch,
Daß er das Pech gehabt, es zu verlieren,
Sammt ſeinen Wechſeln und dem Reiſepaſſe.

Der ſchwarze Unhold ſchrie, daß man zu Land
Mit weißen Vagabunden niemals ſpaſſe,
Es ſei dem Stromer ſicher nicht bekannt,
Daß er im Land des Königs Makanaſſe,
Des Fürſten von der Inſel Tunkubare;

Er hieß den Armen zum Regenten gehn,
Damit er dort ſein Schickſal gleich erfahre.
Weil ſchwarze Herrſcher keinen Spaß verſtehn,
Griff der Gefangne ſeufzend in die Haare
Und folgte ſeinem Häſcher widerſtrebend.

Sie kamen zu des Inſelherrn Palaſt. —
Der Denker ſtand, an allen Gliedern bebend,
Und Makanaſſe kam, mit einer Laſt
Von gold'nem Zierrath. Scheu das Haupt erhebend
Der Weiße ſeinen Richterſpruch erharrte.

„Wer biſt du, Fremdling, und wo kommſt du her?
Gib raſch Beſcheid! Du weißt, daß ich nicht warte!"
„„Erhab'ner Fürſt, mein Paß liegt in dem Meer,
Ich habe blos noch die — Viſitenkarte:
Profeſſor Friedrich Auguſt Quarz aus Klingen.""

Das Wort „Profeſſor" war, wie zu verſtehn,
Zufällig eins von jenen vielen Dingen,
Die über den Begriff von Heiden gehn,
Die niemals noch in höhre Schulen gingen,
Um ſchwierige Examina zu machen.

Der König forſchte der Bedeutung nach, —
Da ſprach ein Graukopf heimlich, unter Lachen:
„„„Die Profeſſoren ſind ein eigner Schlag,
Die wiſſen künſtlich weiß aus ſchwarz zu machen
Und ſich gewandt im Kreiſ' herum zu drehen!""""

Das ſchien dem Fürſten etwas ſonderbar;
Er war begierig, ſelbſt einmal zu ſehen,
Ob es denn ohne Uebertreibung wahr,
Daß dieſe Herrn das Flunkern ſo verſtehen
Und daß ſo eigenthümlich ihr Gebahren.

Und Makanaſſe flüſterte ein Wort
Zwei Sklaven zu, die flink im Handeln waren,
Und beide eilten darauf haſtig fort
Und brachten einen jungen Tunkubaren,
Den hatte man geknebelt und gebunden.

„Profeſſor!“ ſprach der Fürſt, „ein Landeskind,
Das ſich des offnen Aufruhrs unterwunden!
Beeile dich, lies ihm den Text geſchwind!
Dann laß ich ihn zerreißen von den Hunden
Für ſeine hochverrätheriſchen Thaten!“

Da warf ſich der Profeſſor in die Bruſt
Und eine Rede hielt er, wohlgerathen,
Sie war geziert mit einem ganzen Wuſt
Von paſſenden und glänzenden Citaten,
Kurzum, ſie war ganz meiſterlich gelungen.

Er wies dem Frevler nach, wie er gefehlt,
Nach einem tollen Ideal gerungen
Und ſprach ſo feurig und ſo kraftbeſeelt,
Daß dem zerknirſchten Tunkubarenjungen
Ob ſeiner ſchnöden That die Augen floſſen,

Daß er ergriffen ſeine Schuld geſtand,
Mit Thränen tiefer Reue übergoſſen,
Daß Makanaſſe Rührung ſelbſt empfand
Und ihn zu hängen blos bei ſich beſchloſſen.
Das wollte der Profeſſor kühnlich glauben.

Da ſtürzte — auf ein heimliches Gebot! —
Ein wilder Haufen unter Droh'n und Schnauben
In das Gemach und heulte Mord und Tod,
Und der Profeſſor ſah ſie ſich erlauben
Den Fürſten Makanaſſe ſelbſt zu knebeln.

Das ſchien dem Denker Revolution. —
Doch, wie entrinnt er nun den blanken Säbeln?
Er iſt gefaßt, er weiß ein Mittel ſchon;
Das Beſte iſt, den Burſchen was zu nebeln!
Darüber war er Augenblicks im Klaren.

Und der Profeſſor warf ſich in die Bruſt
Und ſprach ſodann vor den ergrimmten Schaaren
Vom Rechte, deſſen Jeder ſich bewußt,
Und von der Gleichheit aller Tunkubaren —
— O, daß es mancher deutſche Denker läſe! —

Und wie die Welt ſo lang im finſtern Bann,
So lang ein Fürſt auf einem Thron noch ſäße,
Er ſang im Inſulanerkehllaut dann
Zu guter Letzt ſogar die Marſeillaiſe,
Obgleich er's beſſer hätte bleiben laſſen.

Doch ſind die Menſchen denn auf einmal toll?
Der Denker ſieht mit tödlichem Erblaſſen
Die Inſulaner plötzlich demuthvoll
Des Fürſten Makanaſſe Knie umfaſſen,
Mit Speer und Pfeil dann nach dem Redner zielen.

Und donnernd ſpricht der Inſulaner nun:
„Du Erzhallunk biſt einer von den Vielen,
Die Alles ohne Ueberzeugung thun
Und mit dem Glauben unſers Volkes ſpielen!
Mach's Teſtament! Ich laſſ' dich hängen, rädern!“

Und ſtöhnend wandte ſich der Denker um —
Und wachte auf, zu Haus in ſeinen Federn,
Und war den ganzen Tag recht trüb und ſtumm,
Noch nie ſchien ihm die Welt ſo ſchal und ledern,
Wie nach dem böſen grauſenvollen Traume!

Des alten Bergmanns Erinnerung.

Wir hatten ſo manche gefährliche Schicht
Im Schooße der Erde verfahren,
Und treuere Freunde, die nennt ihr mir nicht
Als ich und mein Friedrich es waren.
Wir beide, wir ſandten aus dunkelem Schacht
So manches Stück Reichthum hinauf,
Wir haben mit Stolz unſers Standes gedacht,
Mit fröhlichem, friſchem „Glück auf!“

Wir fuhren ſo manchmal in's nächtliche Reich,
Gerüſtet mit Schlägel und Eiſen,
Dem mürriſchen Gnomen mit wuchtigem Streich
Des Knappen Gewalt zu beweiſen.
Wir ſtanden zuſammen in Noth und Gefahr
Tief unten in grauſiger Nacht,
Und wo auch die Hülfe erforderlich war,
Hat keiner ſich lange bedacht.

Doch als ich des Morgens zum Freunde einſt kam,
Um mit ihm zur Grube zu gehen,
Da ſchien er voll Trauer und heimlichen Gram,
Da konnt' ich ihn nimmer verſtehen.

Ich forſchte beſorgt, was die Urſache ſei,
Da ſah er zum Himmel empor:
„Ich träumte . . — Ich weiß es, du lächelſt dabei . . —
Es ſteht mir ein Unglück bevor!“

Da gab ich dem Freunde ermunternd die Hand:
„„Mein Lieber, wer wird denn verzagen!
Nur hurtig die düſtern Gedanken verbannt,
Wir wollen's vertrauensvoll wagen!
Der droben regiert unſers Herzblutes Schlag,
Wer will ſich zu flieh'n unterwinden?
Denn will er uns fordern, dann kann er am Tag
So gut als dort unten uns finden!““

Da ſah mir in's Auge der treue Geſell,
Wir drückten uns ſchweigend die Hände.
Dann nahm er ſein Lämpchen und ſchürte es hell: —
„Wer weiß es, wie nahe mein Ende!“
Er ſprach es nur leiſe, ich hörte es doch, —
Wie alt ich auch immer ſchon bin;
Es traf mich gewaltig, ich höre es noch,
Es liegt mir noch immer im Sinn.

Wir fuhren hinab und das Tagwerk begann,
Wir waren einander zur Seite
Und bald mit dem Kobold, dem tückiſchen Mann,
In ernſtem gewaltigen Streite.
Wie dräute von oben die felſigte Wand! —
Wir ſahen's und ſchwiegen dazu
Und ſchwangen den Fäuſtel mit ſicherer Hand
Und gönnten uns ſpärliche Ruh. —

Da ſchien es mir plötzlich, als ob das Geſtein
Sich langſam zu regen beginne —
Bei Gott, es bewegt ſich! Sollt's möglich denn ſein!
Iſt's blos ein Betrug meiner Sinne!
Da traf's mich auf einmal ſo wuchtig und ſchwer —
„Iſt das unſrer Arbeit Gewinn?
Mein Friedrich!“ — Da ſah' ich und hörte nichts mehr,
Da ſank ich beſinnungslos hin. —

Und als die Betäubung allmälig entſchwand,
Da lag ich — o Gott! — auf der Bahre
Und ſtrich mir erſchrocken, mit zitternder Hand
Die Stirn' und die blutigen Haare.
Es brachte ein Bergmann mir Waſſer daher,
Um das ich, verlechzend, ihn bat;
Ich flüſterte bebend: „Wo bleibet denn er,
Mein Friedrich, mein treuer Kam'rad?“

Da rannen zwei Thränen dem Mann in den Bart. —
Ich konnte die Thränen verſtehen.
Sie haben dem Manne die Antwort erſpart,
Ich fühlte die Sinne vergehen. —
Ich habe noch manche gefährliche Schicht
Im Schooße der Erde gemacht
Und habe oft weinend beim ſchimmernden Licht
Des todten Gefährten gedacht.

Ph. A. Wilhelm Freiherr von der Horſt,

geb. am 26. März 1840 zu Neuhaus bei Paderborn als der Sohn des (†) Majors z. D. Hermann Alfr. v. d. H., widmete ſich dem Richterſtande und lebt als Amtsgerichtsrath a. D. in Minden.
Dichtungen: „Sieben Edelſteine“ (Dn.), 1879.

Sage von Borkum.

Dumpf rauſchen die Wogen am einſamen Strand;
Wie ſilberne Schlangen ſtreift's übers Meer.
Tiefnächtiges Dunkel umhüllt das Land;
Kein Sternlein flimmert von oben her.
Doch ſeltſam webt und ſchwebt um mich
Auf meinem Weg ein rothes Licht.
Drin regt am Boden mein Schatten ſich.
Doch nein, das iſt mein Schatten nicht.
Das Weſen windet und ringt ſich empor;
Es gleicht einer düſteren Schiffergeſtalt.
Jetzt tritt es heller und klarer hervor,
Erhebt ſeinen Arm und winket mir Halt.
Wie prächtig die Kleidung, mit Gold geſtickt,
Wie traurig des Auges gebrochener Blick!
Es wendet das blaſſe Antlitz und nickt
Und winkt mir zum zweiten Male zurück.
Es deutet hin nach der Wolde Dün'.
„Dort liegt ja vergraben der Seeräuberſchatz.
Laß ab, Du Geſpenſt, mit deinem Müh'n.

Mir fort aus dem Wege und mache Platz!“
„Nein, hören mußt Du mich, Du mußt;
Es gilt Deinem Heil, meiner ewigen Ruh'.“
So keucht es ſchmerzvoll aus tiefer Bruſt:
„Die Frage des Schickſals entſcheide Du..
Den Schatz, den im wüthenden Kampf ſich erſtritt
Mein braves, mein unglückſeliges Heer,
Als das blutige Beil unſern Hals durchſchnitt,
Den Schatz verriethen wir nimmermehr.
Hier liegt er verborgen, gar heimlich und ſtill,
Geſchmeide und funkelndes Edelgeſtein,
Rubinen, Topaſe, Smaragd und Beryll;
Kein Sultan der Erde nennt ähnliche ſein.
Ich armer, verſtoßener Geiſt bin gebannt
Auf Jahre, endlos und ohne Zahl,
So lange der Blutſchatz das Licht nicht fand,
Mich endlos zu winden in Todesqual.
In jedem Jahrhundert nur einem Mann
Darf den Ort des Schatzes verkünden mein Mund,
Wenn der Eine noch glücklich werden kann; —
— Du nahteſt Dich heute zur richtigen Stund'.
Drum, können noch Schätze begründen Dein Glück,
Und ſchwörſt Du beim Geiſte der Nacht es mir zu,
So mach' ich Dich glücklich im Augenblick
Und lege mein Haupt zur ewigen Ruh'. —
Ich ſprach: „Du armer, verlorener Geiſt
Mußt dulden, bis noch ein Jahrhundert vergeht.
Mich kümmert wenig, was Du mir verheißt.
Mich glücklich machen? — Es iſt zu ſpät!“

Gotthelf Huyſſen,

wurde am 8. Februar 1822 geboren zu Nymwegen in Holland und erhielt ſeine Schulbildung in Cleve, wohin die Eltern 1833 überſiedelten. Er bezog 1842—1846 die Univerſitäten Halle und Berlin, um daſelſt Theologie zu ſtudiren. Nach überſtandener erſter und zweiter Prüfung wurde er nach kurzem Aufenthalt in Cleve Pfarradjunkt und dann Pfarrer in Xanten und ſpäter in Kreuznach. Von da aus machte er vom Auguſt 1870 bis April 1871 den Krieg gegen Frankreich mit als Militäroberpfarrer für die Lazarethe der zweiten Armee. In ſein Pfarramt in Kreuznach zurückgekehrt, ward er bald Diviſionspfarrer in Coblenz, dann Militär-Oberpfarrer des IX. Armeecorps und zugleich Garniſonprediger für Altona und Hamburg. Im Auguſt 1883 ward er Militär-Oberpfarrer des VII. Armeecorps und Garniſonpfarrer in Münſter i. Weſtf., ſowie zugleich Conſiſtorialrath.

Dichtungen: „Waldeinſamkeit", 1860. — „Patriotiſche Feierklänge", 1876. — „Häusliche Feierſtunden", 1884. — Einzelne Stücke in den Schriften: „Der Bund, ein Confirmationsbuch", 1881. — „Die Feſte der chriſtlichen Kirche", 1855—65. — „Die Poeſie des Krieges", 1882. — „Chriſtlicher Reiſebegleiter", 1883.

Meerestraum.

Es ſchweigt das Meer, der Himmel ſchaut
In's tiefe Wellengrab,
Und auf die Flur am Strande thaut
Der Segen Gott herab.

Die Möve ſchwebt hernieder leis
Und taucht ſich in die Fluth,
Und fern erglänzt ein Segel weiß
In letzter Sonnengluth.

Noch einmal hüllt ſie nah und fern
Das Meer in leuchtend Gold,
Dann ſinkt ſie hin, — der Abendſtern
Steigt auf ſo wunderhold.

Es kräuſelt ſanft der Abendwind
Das ſpiegelglatte Meer.
Von Ferne zieht ſo leis und lind
Geſang darüber her.

Ave Maria! tönt es ſacht,
Es betet Fluth und Wald.
Ave Maria! Gute Nacht!
Die Abendglocke ſchallt.

Und auf die Kniee ſink' ich hin,
Bis Alles, Alles ſchweigt,
Weiß nicht, ob ich im Himmel bin,
Ob Gott herab ſich neigt.

Ich küſſe ſeines Kleides Saum,
Ich faſſe ſeine Hand:
O wunderbarer Meerestraum
Vom ew'gen Heimathſtrand!

Winter-Sehnſucht.

Wie ſanft biſt du entſchlafen,
Du heilige Natur!
Die Stürme, die dich trafen,
Verſchwanden ohne Spur.

Nun liegt die Welt in Frieden,
Im weißen Feierkleid,
Darin man, die geſchieden,
Der ew'gen Ruhe weiht.

Es glänzt im Sonnenſcheine
Demantenhell der Schnee.
Im Forſte ſteht alleine
Ein jagdverſcheuchtes Reh.
Darüber ſchweigt in Lüften
Der lieben Vögel Sang,
Denn mit den Blüthendüften
Entflohen ſie ſchon lang.

Da möcht' ich auch entfliehen
Aus dieſer kalten Welt
Und hin zum Süden ziehen,
Wo blau das Himmelszelt,
Wo durch die grünen Palmen
Ein lauer Odem weht,
Bis daß in Oſterpſalmen
Der Frühling auferſteht.

Doch ach, wo ſind die Flügel?
Der Fuß iſt alt und matt.
Die ſchneebedeckten Hügel
Sind ohne Spur und Pfad. —
Wohlan denn, ſo erwähle
Ich mir ein beſſres Heim:
Ich fühl' in tiefſter Seele
Des ew'gen Lebens Keim.

Dahin geht mein Verlangen,
Wo Edens Blumen blühn,
Wo ew'ge Lenze prangen
Und andre Sonnen glühn.
Dahin, dahin, ihr Schwingen
Der Seele, nehmt den Lauf!
Die Himmelslieder klingen,
Das goldne Thor geht auf!

Herbsttrauer.

Die Blätter rauschen von den Bäumen,
Kühl weht der Herbstwind durch den Wald,
Den letzten schönen Blüthenträumen
Macht er ein Ende nur zu bald.
Längst sind die Schwalben fortgeflogen,
In Berg und Thal ist's still und todt.
Am hohen Himmel kommt gezogen
Ein Sturmgewölk im Abendroth.

Was soll nun aus mir Armen werden,
Wenn rings kein Busch und Feld mehr grünt,
Wenn kein Geschöpf sich mehr auf Erden
Zu lieben und zu blühn erkühnt?
Wenn Alles kalt und stumm geworden,
Steh ich verlassen und allein.
Wenn mich umbraust der Wind von Norden,
Wer wird mir Freund und Tröster sein?

Und dennoch hab ich Troſt von Nöthen,
Weil ich betrübt und traurig bin.
Bis wieder Nachtigallen flöten
Bin ich vielleicht ſchon längſt dahin.
Ich fühle ſchon mein Herz erkalten,
Eh Winterſturm umtoſt mein Haupt.
Wie mag ſich noch die Welt geſtalten,
Hat er den Wald erſt ganz entlaubt?

Doch nein, — das iſt ihm nicht beſchieden:
Die grüne Tanne trotzt ihm kühn,
Und künden Engel uns den Frieden
Wird ſie im Lichterglanze blühn.
Und Friede zieht durch alle Herzen,
Ob auch der Sturm des Winters toſt,
Vergeſſen Kummer, Noth und Schmerzen:
Vom Himmel kommt der ew'ge Troſt.

So ſei denn auch mein Herz ihm offen!
Ich will nicht einſam trauernd ſtehn.
Auch ich will glauben, lieben, hoffen
Und als ein Kind zum Vater gehn.
Sein Auge ſtrahlt aus dunkler Ferne
Unendlich mild zu mir herab,
Und unter dieſem hellen Sterne
Ruht es ſich wohl, ſelbſt auch im Grab.

Antonie Jüngſt,

geb. am 13. Juni 1843 zu Werne in Weſtfalen, kam nach dem frühen Tode ihrer Eltern 1848 nach Rheine, wo ſie im Hauſe des Juſtizraths Crone die liebevollſte Aufnahme fand. Die Dichterin lebt noch jetzt bei ihrer Pflegemutter in Münſter. In Gemeinſchaft mit dem Profeſſor C. B. Schlüter hat ſie viele Gedichte aus dem Engliſchen überſetzt.

Dichtungen: „Conradin der Staufe" (Ep. Ged.), 1888, 3. Aufl. — „Balduns Tod", 1886.

Er ſagt uns nichts.

Ein niedres Haus im Schatten dunkler Eiben —
Wer kennt die Höhlen traur'ger Armuth nicht? —
Die faſt erloſch'nen, kleinen Fenſterſcheiben
Der Strahl der Mittagsſonne kaum durchbricht.
Drei Kinder kauern an der nackten Erde
Und flüſtern mit gedämpften Stimmen dort,
Ein viertes waltet mütterlich am Herde
Und wiederholt gedankenvoll das Wort:
„Er ſagt uns nichts."

Ein Fremder, der den rechten Weg verloren,
Hält zögernd an den morſchen Stufen an;
Er ſchaut das Häuflein Kinder, halb erfroren,
Und fragt verwundert nach den Eltern dann.

„Ach Herr", verſetzt altklug ein hübſcher Bube,
„Die Mutter ſtarb, zwei Jahre ſind es faſt,
Der Vater ſchläft da drinnen in der Stube
Seit geſtern ſchon nach ſchwerer Arbeitslaſt
Und ſagt uns nichts."

„Er ſagt uns nichts!" beſtätigt unter Weinen
Das Aelteſte der Schar mit bangem Ton
Und neiget liebevoll ſich zu den Kleinen,
Ein Kind an Jahren, Weib an Sorgen ſchon.
„Der Vater war ſo bleich, ſo matt und hager,
Als geſtern er die letzte Schicht gemacht,
Warf ohne Speis und Trank ſich auf ſein Lager
Und iſt ſeitdem nicht wieder aufgewacht.
Er ſagt uns nichts."

Erſchüttert blickt der Fremde in das bleiche,
Vergrämte Antlitz bei der matten Gluth
Des Herdes, ſchaut und ſchaudert — eine Leiche
Dort in des Bettes groben Kiſſen ruht.
O grauſes Loos der ſtrohgedeckten Hütten,
Wo unberathen Waislein, ahnungslos,
Welch' finſtrer Gaſt die Schwelle überſchritten,
Einander dumpfen Tons erzählen blos:
„Er ſagt uns nichts!"

Dem Tode entronnen.

Eine Begebenheit aus dem Kriege 1870.

„Noch einmal ſag' ich's euch, ihr Freunde,
Und ſchwör's bei meinem Ehrenwort,
Daß keiner der verhaßten Feinde
Lebendig läſſet dieſen Ort.

Bedenkt, daß Frankreichs heil'ge Sache
In euren tapfren Händen ruht;
Der Tag von Sedan fordert Rache,
Wir ſühnen heute Blut mit Blut."

Ein lautes Beifallrufen ſchallet
Dem Wort des Führers aus der Schluft,
Und dumpf der Racheſchwur verhallet
Im Nebelrauch der Winterluft.

Dann herrſchet wieder tiefes Schweigen,
Kaum daß man Menſchennähe ſpürt,
's iſt nur, als ob in dürren Zweigen
Sich unverſehns ein Vöglein rührt.

Und heller, immer heller ſchimmert
Des Wintertages Herrlichkeit,
In tauſend Lichtkriſtallen flimmert
Des Schnees Geflocke weit und breit.

Wie Morgengruß aus Engelmunde
Schwebt's ob dem unberührten Land;
Wer denkt in ſolcher Feierſtunde
An Krieg und Plünd'rung, Mord und Brand?

Und doch — zwölf glüh'nde Augen ſpähen
Hinauf, hinab den Hügelhang,
Indeß die aufgeſcheuchten Krähen
Den Tann umkrächzen todesbang.

Horch! Huffſchlag tönt und Menſchenrede:
Die Büchſen ſenken ſich alsbald,
Und mordbegierig ſuchet jede
Ihr Ziel aus ſichrem Hinterhalt.

Auf friſchen Roſſen trabt die Runde
Gemach heran im Sonnenſchein,
Und hell erklingt aus ihrem Munde:
„O bitt' euch, liebe Vögelein!"

Wie ſeltſam klingt die deutſche Weiſe,
Das deutſche Lied in Feindesland,
Als ob von Herz zu Herzen leiſe
Sie wöb' ein unſichtbares Band!

Und näher immer näher tönen
Die Worte durch den kahlen Hain;
Faſt klingt's wie heimwehkrankes Sehnen:
„Will keins von euch mein Bote ſein?"

Ihr Sänger, fühlet ihr kein Schauern
In dieſer glühnden Augen Bann?
Seht ihr den Tod nicht heimlich lauern?
Hört ihr das Raſcheln nicht im Tann?

Ihr ahnet nicht, daß dort Verderben
Mit jedem Schritt euch näher droht;
Gleich wird der lichte Schnee ſich färben
Mit eurem Herzblut dunkelroth.

Die letzten Augenblicke fliehen,
Ein Odemzug — da tönt das Wort
Des greiſen Führers: „Laßt ſie ziehen,
Sie jetzt zu tödten wäre Mord.“

Laut ſingend reiten die Ulanen
An ihrem offnen Grab vorbei,
Und keinem ſagt ein leiſes Mahnen,
Daß er dem Tod entronnen ſei.

Bitte.

O ſtör' mit grauſam kalten Worte
Den wunderholden Zauber nicht,
Der an des Glücks erſchloſſ'ner Pforte
Mit ſanftem Traume mich umflicht.

Ich weiß es wohl, daß er nicht dauern,
Nicht ſüße Wahrheit werden kann,
Und fühle doch mit Wonneſchauern
Den tief geheimnißvollen Bann.

Ich weiß, daß ich ihn nimmer halten
Und hegen darf in dieſer Zeit
Und daß des Traumes Lichtgeſtalten
Zerrinnen vor der Wirklichkeit.

O laß darum mich ſelig träumen
Noch einen Tag von Lieb' und Glück,
Noch einen Tag im Himmel ſäumen —
Dann kehr' zur Erde ich zurück.

Friedrich Kampmann,

geb. am 6. Februar 1828 zu Oberwengern in der Grafſchaft Mark, widmete ſich dem Bergfach, trat 1848 in den Staatsdienſt und lebt augenblicklich als Oberbergamts-Rendant in Dortmund.
Dichtungen: „Gedichte“, 1869.

Judith.

Hell ſcheint der Mond, die Nacht iſt ſchwül,
Der Feldherr ſchläft auf purpurnem Pfühl.
Zur Seite funkelt der gold'ne Pokal,
Zu Häupten blitzet der grimme Stahl:
Das Schwert des Holofernes.

Und er reckt die Glieder wolluſtſchwer,
Und er zuckt die Fauſt nach der blanken Wehr:
„Den Weibern die Schande, den Männern der Tod!
„Dir, Volk Jehovas, hat es gedroht,
Das Schwert des Holofernes.“

Da öffnet ſich leiſe des Zimmers Thür,
Der Vorhang rauſcht, und es tritt herfür:
Zwei Augen blitzen ſo ſcharf und hell,
Als wie genüber am Wandgeſtell
Das Schwert des Holofernes.

Und forſchend ſchaut ſie den Schläfer an:
„Wohl haſt du mir nicht Leides gethan;
„Ich bin nur ein Werkzeug der höheren Macht!“
Und ſie nimmt und prüfet mit Bedacht
Das Schwert des Holofernes.

„Gott meiner Väter, du ſteh mir bei,
„Und mache dein Volk von der Schande frei!“
Und die Klinge zuckt — und ein raſcher Schnitt —
Und blutend über den Teppich glitt
Das Haupt des Holofernes.

Der Blinde.

Vor der Hütte ſaß der Blinde
Auf der weichbemoosten Bank,
Und die Lüfte hauchten linde,
Und die Sonn' im Weſten ſank.
„Ach die liebe, goldne Sonne,
Ach ich ſeh' ſie nimmer wieder,
Nimmer wieder,
Und die Nacht, die Nacht iſt lang!“

Leiſe ſank die Nacht hernieder
In dem weiten Himmelsſaal;
Von den Thürmen tönten Lieder,
Und ſie ſchwangen ſich zu Thal.
Und des Blinden Herz ward helle,
Und er lispelt: „Traute Klänge,
Traute Klänge,
Seid gegrüßt viel tauſend Mal!“

Nebel ſtiegen aus den Gründen,
Und ein lichtes Morgenroth
Küßt' die Welt, den armen Blinden
Küßte über Nacht der Tod.
Von den Lippen klang's noch leiſe:
„Sieh! von drüben winkt herüber,
Winkt herüber
Auferſtehungs-Morgenroth!“

Liebes-Klänge.

Du weißt, daß ich dich liebe
Von Herzen ganz und gar;
Doch wie mein Herz dich liebet,
Ward nie dir offenbar.

Tief in das Meer, das blaue,
Dringet der Sonne Licht;
Des Meeres Grund zu ſchauen,
Das nur vermag ſie nicht.

Blondhaar mein Lieb, o, wie biſt du ſo ſchön,
Wenn um die Schläfe die Locken dir weh'n!
Haſt wohl der Sonne die Strahlen geraubt
Und ſie als Fäden geſchlungen ums Haupt!
Blondhaar, mein Lieb!

Blauaug', mein Lieb, o, wie leuchtet dein Blick,
Strahlt mir die Farbe des Himmels zurück!
Schön iſt der Himmel, ſo tief und ſo klar,
Tiefer und klarer dein Auge fürwahr!
Blauaug', mein Lieb!

Selten bei der Sonne Schein
Schlägt die Nachtigall;
Aber bricht die Nacht herein,
Tönt ihr ſüßer Schall,

Tönet über Berg und Thal
Fernhin durch die Luft,
Koſet mit des Mondes Strahl,
Mit der Roſe Duft.

Darum, weil du ferne mir,
Meine Sonne du,
Drängt auch mich die Sangbegier
Sonder Raſt und Ruh.

Und es ſtrömt der Lieder Klang
Aus der vollen Bruſt,
Koſet mit der Sehnſucht Drang,
Mit der Hoffnung Luſt.

Klara Ferdinande Kampmann,

geb. am 24. Dezember 1862 zu Dortmund, Tochter des Oberbergamtsrendanten Friedrich Kampmann zu Dortmund, lebt zur Zeit im elterlichen Hauſe daſelbſt.

Bitte.

Nicht nach Schätzen ſteht mir der Sinn, mich lockt nicht
Geld noch Gut, doch bitt' ich um Eins, ihr Götter:
Laßt, was auch die Parze mir ſinnt, laßt mir die
Kunſt des Geſanges!

Wie dann auch der Sterblichen Loos mich trifft, ob
Wild des Lebens Sturm mich umbrauſt, gelaſſen
Trag' ich's, rinnt mir doch in der Bruſt des Troſtes
Himmliſche Quelle!

Naht mir Leid, ich greif' in die goldnen Saiten,
Und was trüb mich ſtimmt, in des Rhythmus Wohllaut
Strömt es fort, und frei von des Grames Bürde
Athmet die Seele!

Iphigeniens Abſchied vom Leben.

Noch einmal, Vater Helios, gönne mir
Zu ſchaun dein Antlitz, eh ich von hinnen muß;
Du warſt im Leben immer hold mir,
Sei mir auch nah, nun den letzten Pfad ich,

Den dunklen, wandle, der in das ſtyg'ſche Haus
Mich führt, wie es der Götter Gebot erheiſcht,
Die unerforſchlich, unantaſtbar,
Theilen die Looſe den Erdgebornen.

Nicht gern ſo früh entſag' ich dem goldnen Licht,
Denn ſchön und freundlich kannt' ich das Leben nur,
Und jeder neue Tag enthüllte
Klarer und heller des Daſeins Glück mir.

Und Höheres noch zeigte die Hoffnung mir
Und ließ mich ſelig träumen von künft'ger Zeit.
O morgenfrohe, unumwölkte
Tage der Kindheit, nie kehrt ihr wieder! —

Ihr heimathlichen Fluren, ſo lebt denn wohl,
Stadt meiner Väter, Gruß dir zum letzten Mal:
Lebt wohl, die fern ihr weilt, ihr Theuren,
Liebend und ſegnend gedenk' ich eurer!

Und euch, die ihr das Leben mir gabt, euch wird
Der Götter Segen, hört mich, ihr Himmliſchen,
Die Trauer um mich lindern und euch
Frieden und Ruh in die Herzen ſenken!

Lebt wohl, zerreißt mit Klagen mir nicht die Bruſt,
Die Stunde naht, mein Schickſal vollend' ich nun!
Empfangt mich freundlich, die als Opfer,
Stygiſche Schatten, zu euch hinabſteigt!

Heinrich Keiter,

geb. 17. Juni 1853 zu Paderborn. Er erlernte den Buchhandel und war Buchhandlungsgehilfe bis Juli 1884; seit der Zeit ist er als Redacteur in Münster angestellt. Gab mehrere literaturhistorische und ästhetische Werke heraus sowie einige Novellen.

Thors Hammerfahrt.

I.

Grimmig raste Thor in Walhall, oft bei Hel und Loki fluchend,
Und der weiten Asenhalle Winkel hin und her durchsuchend.
Loki sah's mit stillem Lachen; „Donar", rief er, „Wolkenschnitter,
Wie Du wetterst! Nie sah Walhall solch gewaltiges Gewitter.
Und o Wunder! Fehlen seh' ich gar in Deiner Hand den Hammer."
„Ja", sprach Donar, „daß er fehlt mir, das gerade ist mein Jammer.
Schlafend lag ich auf dem Wolfsfell, träumte wild bewegte Träume,
Sah im Traum Miölnir fliegen durch der Welten weite Räume.
Grause Runensprüche hört' ich rauschen in den müden Ohren —

Und als taumelnd ich erwachte, war der Hammer mir verloren."
Ueber Loki's Züge ging ein leicht und ſchnell erſterbend Lächeln,
Leicht wie auf dem Waſſerſpiegel Zephyr's ſchmeichelnd ſanftes Fächeln.
„Donar", ſprach er, „Deinen Hammer ſchaff' ich eilends Dir zur Stelle,
Wenn das Falkenkleid der Freya leiht mir flügelkräft'ge Schnelle."
Donar ſchafft' es. Jener ſauſte fort mit windgewalt'gem Rauſchen,
Freya's Falkenkleid dehnt mächtig ſich in ungeheuern Bauſchen.
Zu der Burg des Rieſenfürſten ſchwebet Loki flugs hernieder,
Und entfaltet aus dem Kleide ſeine göttlich ſtarken Glieder.
„He!" rief Thrym mit wildem Lachen, „ſuchſt Du Donar's Wetterhammer?
Ja, ich nahm, den Aſen täuſchend, ihn aus ſeiner Donnerkammer.
Doch ich mag ihn nicht behalten, Waffen ſind mir Arm und Hände;
Wehe, wenn ich, Todesklammer, um den Leib ſie krachend wände!"
Und er reckte ſeine Arme, Stämmen gleich von jungen Eichen;
Ob der Sehnen allgewalt'ger Kraft begann das Erz zu weichen,
Das den Rieſen-Arm umſchloß in ſtarken gluthgeprüften Ringen.
„Loki", ſprach er, „flieg zu Walhall, flieg in Freya's Falkenſchwingen,

Sage Donar, löſen kann er ſeinen Götter-Donnerhammer,
Wenn er Freya mir, die holde, führet in die Hochzeits-
kammer.
Meiner Rieſenburg als Fürſtin hab' die Schöne ich erkoren.
Wird ſie mein — hier iſt der Hammer; wird ſie's nicht,
iſt er verloren."

2.

Zornig hört die Schaar der Aſen Loki's unerhörtes Werben,
Während dunkle Zornesroſen Freya's weiße Wangen
färben:
„Nimmer folge ich dem Unhold! Soll den Gatten ich
erkieſen —
Nimmer wähl' ich Thrym, den Fürſten grober unge-
ſchlachter Rieſen.
Solch ein weinenswerthes Schickſal ſpannen nimmer mir
die Nornen,
Trüb und dunkel wär' mein Leben, ohne Roſen, voller
Dornen.
Mag auch Thor den Hammer miſſen, werden will ich
nicht das Opfer
Für den übermüth'gen Kriegsgott, Blitzewerfer, Wolken-
klopfer."
Lautlos ſtanden rings die Götter. Loki, kundig aller Ränke,
Lachte: „Fuhren Eure Schiffe feſt ſich auf des Zweifels
Bänke?
Rathlos Euch zu ſeh'n, Ihr Götter, iſt ein Schauſpiel
nie geſehen,
Doch zu Euern Gunſten, hoff' ich, läßt ſich noch die Spindel
drehen.
Thor werf' ſich in Freya's Kleider, ſchmücke ſich mit
ihren Spangen,

Seine Züge deck' ein Schleier, heucheln ſoll er bräutlich Bangen.
Und ich ſelbſt will ihn begleiten als der Göttin Kammerzofe —
Hei, ſo fahren wie zwei Weiber lachend wir zum Rieſenhofe."
Laut Gelächter ſcholl im Saale; Donar ſchüttelt ſeine Locken:
„Wollt Ihr zu den Weiberkleidern fügen nicht auch noch den Rocken?
Donar ſoll, der Gott des Donners, Donar ſoll, der Blitzeſchwinger,
Schmücken ſich mit bunten Fetzen, ſalben ſoll er Wang' und Finger?
Seht die Fauſt — mit einem Schlage bricht den Nacken ſie dem Stiere —
Und Ihr wollt, daß die gewalt'ge ſich mit Weiberringen ziere?
Lieber ſteig ich ſelbſt hernieder, ohne Schild und ohne Waffen,
Trauend auf die Kraft des Armes, ihm den Hammer zu entraffen."
Wodan ſprach: „Thor, Thrym iſt mächtig, über alle Maßen mächtig,
Selber ich, der Aſen ſtärkſter, nimmer mit dem Rieſen fecht ich.
Willſt Du je den Donnerhammer blitzend in der Rechten ſehen,
Darfſt Du unſres Ränkeſchmiedes ſchlauen Antrag nicht verſchmähen."
„Gut, ich folge Euerm Rathe!" Donar rief's mit wildem Lachen;
Aber geht's nach mir, ſo werden morgen Thrymen's Knochen krachen."

3.

Kaum begann am andern Morgen ſanft im Oſten es zu tagen,
Als Donar beſtieg mit Loki Freya's kranzgeſchmückten Wagen.
Fröhlich Lachen ſcholl in Walhall, als im Sturm die edlen Böcke
Feurig zogen das Gefährte, ſpaltend Berg' und Felſenblöcke,
Sauſend, daß die Erde dampfte und in herbem Schmerz erbebte.
Thrym, der greiſe Fürſt der Rieſen, der ſich Zukunftsbilder webte,
Freya traulich ihm zur Seite, weiſe in dem Hauſe ſchaltend
Und das reiche Gut der Rieſen all mit klugem Sinn verwaltend —
Staunend ſah er nah'n den Wagen: „Solche Bräute ſind doch ſelten;
Aber freilich, heut' vermählen ſich die Herrſcher zweier Welten.
Sei willkommen, Göttin, feſtlich ſchmückt' die Tafel ich im Saale:
Sitze nieder, laß Dir's munden bei dem reichen Hochzeitsmahle!"
Schweigend, wie jungfräulich zaghaft, tief verhüllt in Tuch und Schleier,
Setzte Thor ſich; Loki lachte ob der ſeltnen Hochzeitsfeier.
Unverwandt ſtiert nach der Holden Thrym mit liebesblinden Augen,
Und an ihrem Schleier ſcheint er ſeine Blicke feſtzuſaugen.

Leiſe lüftet ſie die Hülle, frei zu machen ſich die Lippen,
Um zu eſſen von dem Braten, von dem Weine dann zu nippen.
Nippen? O wie ſtaunt der Rieſe! Trinkt ſie Meth doch faſſesweiſe
Und kaum will ein halber Ochſe bieten ihr genug der Speiſe.
Wahrlich! Thrym und ſeine Rieſen — wohl verſtanden ſie zu ſchmauſen,
Doch ob Freya's Eßbegierde überkam ſie ſtilles Grauſen.
Endlich war das Mahl geendet — Freya ſchüchtern hielt ſich ſchweigend,
Nur zur Segnung ihres Bundes leis das mächtige Haupt verneigend.
„Bringt den Hammer", rief der Rieſe, „daß zu ſeinem Herrn er kehre;
Sei er ſonſt Verderbenbringer — mir nur bracht' er Glück und Ehre.
Legt ihn in den Schooß der Holden!" So geſchah es. Welch' ein grauſes
Lachen ſcholl da aus dem Schleier? Bebte nicht der Grund des Hauſes?
Und da fällt er, fällt der Schleier, und zwei Augen ſchießen Blitze,
Brauſend fuhr er, Thor der Grimme, alſobald von ſeinem Sitze.
Und den nackten Arm erhoben und den Donnerhammer ſchwingend:
Blitze zucken, hin und wieder ſauſt der Hammer jammerbringend.
Da ein Schlag! Das Haupt zerſchmettert, ſinkt der Rieſe todt zu Boden,
Und aus allen Ecken, Enden praſſeln wüthend Feuerloden.

Und es fällt, was um des Rieſen Leiche racherfüllt ſich ſchaart
Unter Miölnir's mächtigen Schlägen. — Das war Donar's Hammerfahrt.

Mutterliebe.

Auf dem Bette liegt die Mutter, Todeszeichen in den Zügen,
Schwer die welken, kalten Hände faltend ſich zuſammenfügen,
Schon erbricht das braune Auge, und die Bruſt hebt ſich im Krampfe,
Und die bleichen Lippen beben wie im letzten Todeskampfe.

Noch ein Zug, ein leiſes Wimmern: „O mein Kind!“ ſie iſt geſchieden,
Aus der Qual des Erdenlebens ging ſie ein zum ew'gen Frieden,
Ruhig liegt ſie, ſtarr und leblos, — doch von ihrem Sterbebette
Blickt das halb noch offne Auge zu des Kindes Lagerſtätte.

Es erwacht die liebe Kleine, „Mama!“ tönt's aus ihrem Munde.
„Mutter iſt im Himmel, Kleine!“ Sie verſteht noch nicht die Kunde,
Zupft der Todten ſchwarze Haare, ſchmeichelt ihren bleichen Wangen,
Die ſo oft von ihren Lippen heißen Liebeskuß empfangen.

Schnell vergißt das Kind die Todte, aber nächtlich wohl in Träumen
Schwebt ſein Geiſt zur ſüßen Mutter, zu des Himmels lichten Räumen,
Und es lächelt und es flüſtert und es ſtreckt die kleinen Hände,
Wie wenn es im leeren Raume ſeine todte Mutter fände.

Einmal aber kam die Mutter, deutlich ſah das Kind ſie ſchreiten,
Sah ſie ſehnſuchtsvoll die Arme aus nach ſeinem Bettchen breiten,
„Mama!“ ſtöhnt' es, und die Mutter küßt ihr Kind mit heißem Drange —
Schweigend ſank es in die Kiſſen, bleicher wurde ſeine Wange,

Und als längſt die Sonne ſtrahlte und das Leben rings erwachte,
Lag es noch in ſeiner Wiege, wie wenn es mit Engeln lachte,
Keinem Rufe gab es Antwort — aber nach drei kurzen Tagen
Hat man an der Mutter Seite auf den Kirchhof es getragen.

Hedwig Kiesekamp,

Frau, geb. zu Haus Henrichenburg im Kreise Recklinghausen. Die Dichterin lebt in Münster. Von ihr sind mehrere Märchenbücher erschienen; am bekanntesten dürfte sein: „Wie man im Walde singt, und was die Vögel sich erzählen“ — „Frühlings-Märchen für Groß und Klein.“

Muth.

Weg schwankende Zweifel und zehrendes Weh!
Die Blicke zum Himmel erhoben!
Ob dräuen die Wolken mit Schlossen und Schnee,
Wie lange, — so sind sie zerstoben!

Licht wird's, und im Blüthenflor pranget der Hain,
Und Vögelein singen im Hage!
So lösen sich Schmerzen und zehrende Pein
In friedliche, sonnige Tage!

Dünenroſe.

Entſproſſen dem einſamen Dünenland,
Geſengt von der Sonne zehrendem Brand,
Geknickt von des Sturmes eiſigem Hauch,
So häng' ich nun welkend an dorrendem Strauch.

Mein knospendes Leben im Keime erſtickt;
Kein Auge hat freundlich auf mich je geblickt.
Fahr, heulende Windsbraut, nun über mich her,
Trag welkende Blätter ins brauſende Meer!

Falſche Strahlen.

Wenn du mit den ſonnenhellen,
Wundertreuen Liebesaugen,
Liebchen, in das liebeswunde,
Sehnſuchtkranke Herz mir ſtrahleſt,
Gerne glaubt' ich ſolchem Schein.' —

Doch es gleichen deine Augen
Jenen lichten Sonnenblitzen,
Die, aus dunkeln Wolken leuchtend,
Gute Fahrt dem jungen Schiffer
Künden und dem wetterkund'gen
Fährmann Sturm und Unheil dräun!

An den Wald.

Du dunkler Wald mit deinen ſchlanken Bäumen,
Mit deinem See im ſchattig-grünen Thal;
Sei mir gegrüßt, gegrüßt viel tauſend Mal!
Wohl mag in dir das Herz ſich glücklich träumen.

Die Wolken, licht umkränzt mit goldnen Säumen,
Sie wandeln ſtill im blauen Himmelsſaal,
Am klaren Quell blühn Blumen ohne Zahl,
Der Vögel Lied erſchallt in allen Räumen!

Weich ruht das Haupt auf duft'gen Mooſes Pfühle,
Es ſchweift der Blick dem klaren Aether zu,
In's Unermeſſne fliehen die Gedanken!

Die glüh'nde Stirn' umfächelt linde Kühle,
Den müden Geiſt umhauchet ſanfte Ruh' —
Und nieder ſinken alle Erdenſchranken.

Sonnenaufgang am todten Meere.

(Nach einem Bilde.)

Tiefe Oede, tiefes Schweigen,
Weite Wüſte rings umher;
Trotz'ge Felſen hingelagert,
Sanft umſpült vom todten Meer.

Schlummernd ruht's. Die dunkeln Wogen
Küſſen ſchmeichelnd nur den Strand.
Stille Nacht ſchwebt Segen ſpendend,
Lautlos, über'm heil'gen Land!

Doch es dämmert. Fern im Oſten
Bricht's hervor in roſ'ger Gluth,
Ueberſtrahlt der Berge Zinnen,
Ueberflammt des Meeres Fluth!

Und der Wüſtenſohn, erwachend,
Flieht des Lagers ſanfte Ruh,
Wendet ſeinen Blick der Sonne,
Seine Seele Allah zu!

Eduard Kreuzhage,

Dr. phil., Muſikdirektor, geb. zu Göttingen 1838, Dirigent der Muſikvereine in Witten und Bochum, lebt in Witten.
Dichtungen: „Gedichte", 2. Aufl., 1865. — „Die Tochter Jephtas", 1861.

Das Echo.

Den Namen, den ich kaum zu nennen wagte
Vor fremdem Ohr, daß meiner Stimme Klang
Die heimlichſten Gedanken nicht verriethe,
Hier auf der Bergeshöh', wo niemand lauſcht
Als die Natur, die mein Geheimniß kennt,
Hier ruf' ich frei und laut ihn in die Weite,
Hier geb' ich Raum dem lang verſchloſſ'nen Drang.
Tönt er doch zu der Menſchen Hütten nicht,
Die tief, tief unter mir im Thale ſtehn.
Doch faſt erſchreck' ich vor der eignen Kühnheit,
Da im Gebirge, das ſich um mich thürmt,
Nun plötzlich laut der Wiederhall erwacht.
Von allen Felſen, wo die Echo ſchliefen,
Erhebt ſich vieler Stimmen Wechſelſchall,
Und ihren Namen ruft mir jede zu.

Ich aber fühl' mich wunderbar bewegt,
Da die Natur ihr huldigt wie mein Herz.
Den Athem halt' ich an in ſtummem Lauſchen,
Bis fern und immer ferner nun der Schall
Und leis und immer leiſer nun verhallt,
Hinſterbend in den dunklen Waldestiefen.
Und wieder ruhet die bewegte Luft,
Und ſchweigend ſchlummert weiter die Natur.
O ſchlaft, ihr Echo, in den Felſengründen
Und wahret ſtumm das Wort, das ich euch gab.
Doch führt der Liebe Genius ſie einſt,
Die Stillgeliebte, hier zu dieſen Höh'n,
Dann wachet auf, dann rufet ihren Namen
Mit jenem Klang, der ihr mein Herz verräth.

Das Hindumädchen.

(Nach Anderſens „Bilderbuch ohne Bilder".)

Das Hindumädchen geht zum Strand
Der Brahma heil'gen Gangesfluth.
Sie ſchirmt das Lämpchen mit der Hand,
Im Nachtwind weht ihr weiß Gewand,
Zum Herzen wallt ihr heißes Blut.

Die gift'ge Schlange ziſcht empor,
Der Tiger ſtarret ſcheu in's Licht.
Sie ſucht den Weg, den ſie verlor,
Durch Dorngerank und dichtes Rohr
Und zittert nicht und achtet's nicht.

Sie tritt zum feuchten Strand und lauſcht
Dem Wellenſchlag und flüſtert leis,
Als ob ſie Geiſterworte tauſcht.
Und auf dem Strom, der vor ihr rauſcht,
Schwimmt ſchon des Lämpchens lichter Kreis.

Wie ängſtlich ſteht ſie vorgebeugt,
Ihr Auge folgt dem winz'gen Kahn.
Der Lufthauch weht, die Welle ſteigt;
Doch ob es flackernd auch ſich neigt,
Nicht löſcht das Licht auf ſeiner Bahn.

Sie ſteht mit unverwandtem Blick,
Bis fern der helle Punkt entſchwebt.
„Er lebt!“ jauchzt ſie voll ſel'gem Glück,
Und von den Bergen ruft zurück
Der laute Wiederhall: „Er lebt!“

Wilhelm Krüer,

(Pſeudonym: Wilibald Skett), geboren am 7. Dezember 1825 zu Uchte in Hannover, Sohn des Advokaten und Notars Hermann Krüer, erhielt ſeinen Unterricht in Uchte auf der lateiniſchen Schule des Paſtors Mehlis und des cand. theol. Thiermann, des ſpätern Profeſſors in Göttingen, ſowie in Bremen beim Profeſſor Dr. Kotzenberg. Krüer, welcher ſich dem Kaufmannsſtande widmete, bekleidet ſeit 1869 die Stelle des Sekretariats der Handelskammer in Minden. K. trat zuerſt als Romanſchriftſteller auf, dann auch als dramatiſcher Dichter. Seine Gedichte „Bunte Blätter" erſchienen 1882 in 2. Aufl.

Widmung.[1])

Mich durchglüht ein reiches Glück,
Deine Schönheit anzubeten
Und dem ſeelenvollen Blick
Deiner Augen nah zu treten.

Schönheit ſchließt die Lilie ein,
Küßt ſie ſanft des Lenzes Fächeln;
Kann das aber ſchöner ſein
Als dein Grüßen und dein Lächeln?

Reich beglückt des Schickſals Hand,
Blumen ſpendend, deine Wege;
Dulde, daß ich ungekannt
Dieſe Knospe dazu lege.

[1]) Von Hof-Muſiker Eſchmann in Bückeburg komponirt.

Das Felſengrab.

Begrabt mich nicht zu nah dem Treiben,
Wo Menſchen gehn und Menſchen bleiben; —
Mir würde ſonſt vor tiefer Schmach
Nochmals die wunde Seele wach!
Auch bergt mich nicht im dunklen Hain,
Wo Blumen blühn und Waſſer rauſchen,
Ich möchte ſonſt, bei Mondenſchein,
Nochmals den alten Weiſen lauſchen!
Begrabt mich nahe am Waſſerfall,
Wo donnernd toſet des Sturzes Schall!
Wo hoch, aus ungangbar dichten Gehölzen,
Ueber Felſen hernieder die Waſſer ſich wälzen;
Wo, um der Höhe ſteilſten Firn,
Des Sturmes wilde Mächte ſtreiten,
Dort bettet meine glüh'nde Stirn, —
Dort mögt ihr mir ein Grab bereiten!
Des Waſſerfalles dumpfer Klang
Singt einen tiefen Grabgeſang; —
Sonſt iſt es ſtill! — Kein Wandrer naht
Dem dicht verſchlung'nen, öden Pfad!
Doch in den Lüften tief und klar
Kreiſ't ſtolz der königliche Aar, —
Der wird, auf felſigem Geſtein, —
Des Grabes ſtiller Hüter ſein!

Rudolf Kulemann,

geb. am 8. September 1811 zu Lemgo, widmete ſich auf den Univerſitäten Jena und Göttingen dem Studium der Theologie. 1848 folgte er einem Rufe als Paſtor nach ſeiner Vaterſtadt. 1858 legte er ſein Amt nieder und ſiedelte nach Hannover über. Heute lebt er, literariſch thätig, in Dresden.

Dichtungen: „Gedichte", 1841. — „Germania", 1870. — Außerdem Trauerſpiele, Schauſpiele und Epen.

Den deutſchen Turnern.

Gut Heil, ihr Turner! ſeid mit Herz und Hand
Gegrüßt! Ihr kamt vom Rhein, wo duftig Gold
Aus Reben quillt; ihr kamt vom Meeresſtrand,
Wo deutſche Schiffe, wie ihr ſtets gewollt,
Jetzt eine mächt'ge Flotte, Maſt an Maſt,
Weit über's Meer die ferne Welt erfaßt;
Vom Schwarzwald, dem die blanke Fluth entrollt
Der Donau, kamt ihr und von Wien, Trieſt,
Das, ob man es auch lockte, treu und feſt
Vom deutſchen Freund nicht läßt!

Zuſammen jetzt, und einſt zurückgedrängt,
Gelähmt der Schwung, und ach, der frohe Muth
Gleich einem Flüchtling in das Herz gezwängt!
Doch Finſterniß dämpft nicht des Morgens Gluth,

Empor, du junger Aar, empor zum Licht,
Den weiten freien Blick umſchränkt man nicht:
Aurora hat des Kerkers Nacht geſprengt!
Ihr kamt! ihr kamt! jetzt ſteht ihr auf dem Schild
Deutſchlands, das mehr, als buntes Stückwerk, gilt:
Ihr jetzt der Einheit Bild!

O wenn doch er, der Meiſter Ludwig Jahn,
Die hochgehobnen Banner könnte ſehn,
Wie ſie auf offnem, undurchzäuntem Plan
Jetzt losgebunden frei im Reiche wehn!
Auf offnem Plan ſteht jene Burſchenſchaft,
Die ſich zur Höh' emporſchwang aus der Haft,
In ihr, o Meiſter, wirſt du auferſtehn,
Die, als du riefeſt, treu ſich fand zu dir,
Einſt war ſie Deutſchlands unterdrückte Zier,
Jetzt Deutſchlands offne hier!

Wohlan, gut Heil! entfaltet Leib und Geiſt!
Des Leibes Glieder übt und ſpannt und ſtählt!
Die Glieder? — ja! doch mannigfaltig heißt
Und mangelhaft, wenn was der Vielheit fehlt,
Drum ſei auch hier — o ſeht, wie Sonnenlicht
Siegreich auf Donnerwolken Roſen flicht! —
In Einheit Geiſt und Gliederkraft vermählt,
Alsdann — auf euch und ſolchen Grund geſtellt,
Darf Deutſchland wagen, wenn der Würfel fällt,
Den Kampf mit aller Welt!

Hermann Landois,

geb. am 19. April 1835 zu Münſter, abſolvirte das Gymnaſium, ſtudirte Theologie und wurde 1859 zum Prieſter geweiht. Nachdem er 1863 in Greifswald zum Doktor der Philoſophie promovirt, machte er daſelſt ſein Staatsexamen, wurde Lehrer am Gymnaſium zu Münſter, habilitirte ſich 1869 als Dozent der Zoologie an der dortigen Akademie und wurde 1873 zum außerordentlichen Profeſſor ernannt. Landois iſt ſeit 1871 Direktor des zoologiſchen und anatomiſchen Muſeums in Münſter. 1874 legte er den weſtfäliſchen zoologiſchen Garten daſelbſt an, und außerdem iſt er der Gründer des Vereins für Vogelſchutz, Geflügel- und Singvögelzucht. Außerordentlich zahlreiche wiſſenſchaftliche und belletriſtiſch-humoriſtiſche Schriften ſtammen aus ſeiner Feder.

Dichtungen: „Franz Eſſink", 6. Auflage; „Kriſſbetten un Kraſſbetten"; „Sappholt" u. A.

De Hummer un de Jagdhund.

(Humoriſtiſch in Münſterſcher Mundart.)

Wenn Jägers up de Jagd gaohn willt,
Dann wärd auk wiſſ de Pull' erſt füllt;
In't Holſter kümp daobi 'ne Wuorſt —
Sowat ſtillt Hunger un den Duorſt.
De erſte Jagddag waſſ nu muorgen,
Daoto wull Frans ſik guet verſuorgen.
He gonk daorüm nao Schelten[1]) hen,
Dao kääff man guet, dat gläuw mi män.
Frans ſaog dao Kaiſe, Gauſebüörſte,
Frankfurter un noch andre Wüörſte,

[1]) Delikateſſenhandlung.

Auf Kieler Sprotten waor'n to kaupen,
Aol, Pricken, Auſtern, ganze Haupen.
Sien Jaghund waſſ auf met em gaohn;
Jk ſaog em an de Molle[1]) ſtaohn
Met Hummers; tüsken ehre Scheeren
Waſſ Bonceur met en Stiärt[2]) an't wehren.
Togreep en Hummer up eenmaol
Un kneep den Rüen[3]) in en Stiärt
Ganz faſte. Duller äs en Piärd
Vüör Piene reet he ut, vüör Quaol!
He hüült un jankt; un met halloh
Bäß[4]) Rüe un Kriäft de Straot' hento.
„Nu rop[5]) doch gau den Rüen an!"
Schnaut Schelte an den Jiägersmann.
„„De Hund — ſagg Frans — mäck mi kien Kummer,
Fleit[6]) du heran doch dienen Hummer!""

[1]) Holztrog. [2]) Schwanz. [3]) Hund. [4]) eilt, läuft ſchnell.
[5]) rufe. [6]) Flöte zurück.

Heinrich Langen

wurde geboren am 21. März 1839 zu Köln a/Rhein. Nachdem er nach Vollendung seiner Studien an der Universität zu Bonn das Priesterseminar seiner Vaterstadt besucht hatte, erhielt er 1862 die Priesterweihe und wurde in demselben Jahre Religionslehrer an der höheren Bürgerschule zu Eupen. Im Jahre 1874 wurde er als Direktor an das neu errichtete Lehrer-Seminar zu Elten berufen. Hier wirkte derselbe bis zum Jahre 1878, wo er in gleicher Stellung an das Lehrer-Seminar zu Büren versetzt wurde. Nach Verlauf von vier Jahren wurde er zum Direktor des Seminars zu Odenkirchen ernannt. Dr. Langen hat eine Reihe von Abhandlungen pädagogischen und philosophischen Inhaltes veröffentlicht. Außerdem erschien von demselben 1885 (bei Schöningh in Paderborn) ein Cyklus Gedichte „Der Heiland", in welchem in 60 Liedern, in engem Anschluß an die Evangelien, das Lebensbild des Erlösers dargestellt ist.

Kinderreise.

Heut, was sind die Kinder weise,
Heut, was sind die Kinder klug!
Reden wie erfahr'ne Greise
Und verständig wie ein Buch.

Nicht mit Spiel und tollen Späßen
Machen sie den Tag sich schwer,
Standesmäßig und gemessen
Schreiten sie des Wegs daher.

Herr und Fräulein sind geladen
Punkt acht Uhr zum Kinderthee;
An dem Arm des Kameraden
Schmachtet schon die kleine Fee.

Auch ein Tänzchen darf nicht fehlen,
Kinder ſind ja nicht von Stein;
So führt man die zarten Seelen
Mitten in das Leben ein.

Ach ich Aermſter! ſeufz' ich leiſe,
Wie traf ich ſo ſchlecht die Zeit!
Kinder waren wir, nicht Greiſe,
Was ſind heut die Kinder weit!

Der beſte Sänger.

Jeder ſingt nach ſeiner Weiſe,
Dieſer laut und jener leiſe;
Anders iſt der Droſſel Schall,
Anders ſingt die Nachtigall,
Und die Lerche auf dem Feld
Sich für was Apartes hält.
Aber von den Sängern allen,
Deren Lieder prächtig ſchallen,
Iſt — das rühmt wohl jedermann,
Keiner, der wie wir es kann:
Alſo an des Teiches Rand
Sprach ein Froſch, ein Altverſtand,
Und er quakte aus dem Ried
Rührend ſchön ſein Abendlied.

Franz von Löher,

geb. am 15. Oktober 1818 zu Paderborn, widmete ſich 1836 in Halle, Freiburg, München und Berlin juriſtiſchen, ſowie Geſchichts- und Kunſtſtudien, und machte dann ſein Referendariat am Oberlandesgericht in ſeiner Vaterſtadt. 1853 habilitirte er ſich als Privatdozent der Rechte in Göttingen, und im Herbſt 1855 wurde er von König Max II. als literariſch-wiſſenſchaftlicher Geheimſecretär und Profeſſor der Rechtsgeſchichte nach München berufen. Im Jahre 1864 ernannte ihn König Ludwig II. zum Direktor des bayeriſchen Reichsarchivs und erhob ihn 1866 durch Verleihung des Civilverdienſtordens der bayr. Krone in den Adelſtand. Seine vielfachen Reiſen hat L. in zahlreichen Schriften in höchſt anziehender Weiſe beſchrieben. Unter ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken hat für Weſtfalen beſonders Intereſſe die „Geſchichte des Kampfes um Paderborn 1597 bis 1604.“ 1874.

Dichtungen: Wir erwähnen nur die Dichtung „General Spork“, 1854.

Eine Gemsjagd Königs Max II.

Nun ziehn die Schützen in den grünen Wald
Auf Norweg's berggeübten raſchen Roſſen,
Voran der König, luſt'ger Hufſchlag ſchallt,
Ihm nach in Gold und Grün die Jagdgenoſſen:
Zum Willkomm ſchickt der Wald ein hallend Rauſchen,
Das Reh erſchrickt, das bergan ſteht im Lauſchen.

Und höher ſteigt der Weg im waldigen Reich,
Jung Tannengrün erblüht auf Moderſtämmen;
Die Regenfurche kreuzt der Wechſelſteig
Des Wild's am Erdhang, den die Wurzeln dämmen;
Auf ſtarrt der Kamm, und kühlerm Wind entgegen
Geht's ſteil empor auf ſcharf gezackten Stegen.

Nun hält der Zug. O lichter Alpenſaal
Voll Frieden und voll ſtiller Urweltsgröße,
Das Jägerherz es grüßt dich tauſendmal!
Rings thürmt ſich Wand auf Wand in grauer Blöße,
Und hoch auf Buſch und Blöcke ſtürzt hernieder
Gewäſſer, ſilberſprudelnd kehrt es wieder.

Das Jagdvolk, hundert Mannen, ſteht umher,
Welch Häuflein klein dem Rieſenwall zu Füßen!
Zur Schulter ſchwingt der Schütze das Gewehr,
Und „Waidmanns Heil“ hört hier und dort man grüßen,
Bis klimmend Alle der Stände Höh' erreichen,
Um wohlverdeckt die Schluchten zu beſtreichen.

Nun wird es ſtill und tiefe Einſamkeit
Wogt hin und her. Das Lüftchen, das noch wehte,
Wo iſt es? Stehn hier ſtille Welt und Zeit?
Ja, Berge ſtehn: doch ach, Beſtand erflehte
Kein Menſch, hin fährt er, wie an Alpenzinnen
Die Wolken lautlos ziehn und ſtumm zerrinnen.

Doch horch, war's nicht wie ferner Treiberruf?
Ja, näher kommt's, das iſt der Hörner Schallen.
Schon klingt, berührt vom leichten Wildeshuf,
Das Steingeknatter, raſſelnd die Berge hallen.
Erſehnter Ton! Und ſieh', und ſieh', es wenden
Die Gemſen ſchlank ſich aus den Felsgeländen.

Sie ſtehn und lauſchen in die ziehenden Lüfte,
Noch and're, hochabſpringend, ſtürzen her;
Da ſind ſie fort, — ſie tauchten in die Klüfte;
Da wieder, zehn und zwanzig und noch mehr.
O, halt dich, Herz, du pochſt in wilden Schlägen!
Wie? Sichern Schuß und ungeſtüm Erregen?

Hurrah, der Schuß am Königsſtand! Das kracht
Und rollt und donnert, die Felſen zittern und tönen,
Und gleich, als wär' das wilde Heer erwacht,
Kracht Schuß auf Schuß und Jagdhalloh und Dröhnen.
Jäh rennt das Wild, verſprengt von ſeinen Fährten,
Es ſtockt, es flieht, die Kugel reißt's zur Erden.

Seht, noch ein Bock, ein ſtarker, vielbegehrt!
Hei, was für Sätze, daß die Steine fliegen,
Hier iſt er, dort! wie ein Blitz vorbei er fährt
An Knall um Knall, umſonſt, er ſoll nicht liegen!
Fort iſt er ſchon in unerſtieg'ne Schluchten,
Die Blicke ſinken, die ihn zornig ſuchten.

Vorbei die Jagd. Es liegt im gelben Scheine
Zerſtreut das Wild: iſt Bock es oder Geis?
Da, eins ſteht auf und ſchwanket im Geſteine
Und röthet Laub und Moos mit Todesſchweiß.
Laut rufen ſich hervor die Jagdgenoſſen,
Den Sieger krönt das Grün der Tannenſproſſen.

Schon eilt herbei des Volks geſchwätzige Menge,
Aus Wald und Wänden ſteigen ſie herab,
Die Stange trägt des Wildes braun Gehänge,
Noch immer Neue laden Gemſen ab.
Der Jagdherr kommt und froh ſind alle Mienen,
Viel Schützen grüßt er, die ſein Lob verdienen.

Die Tafel winkt, gedeckt auf grüner Waide,
Wo Enzian blüht und rother Alpenflor.
Wie perlt der Wein! wie glänzt das Berggeſchmeide,
Wie ſpringen Luſt und Lachen hell hervor!
Und nimmer müde wird ein friſch Erzählen
Von Meiſterſchüſſen und von bitterm Fehlen.

Und leiſe ſpielt des Lüftchens Balſamwelle,
Und tief aufwogend hallen die Wälder nach.
Sanft roſig glüht der Bergeshäupter Helle,
In Thälern drunten dunkelt ſchon der Tag.
Lebt wohl, geliebte Höh'n, ihr Wunderhallen,
Wo Alpenglanz und Gottes Athem wallen.[1])

[1]) Die Hochgebirgsjagden Königs Max II. von Bayern verdienen wohl ein Gedenken: ſolcher Wildſtand und Schauplatz, ein ſolcher König, und ſolche Jagdgenoſſen finden ſich ſelten wieder zuſammen. Oefter blieben wir tagelang hoch in den Bergen; abends war in des Königs Hütte das Abendeſſen, nach welchem etwas vorgeleſen und Literariſches und Wiſſenſchaftliches beſprochen wurde; den Tag beſchloß, wenn der König ſich zurückzog, die regelmäßige Bowle in einer anderen Hütte. Die hier bis ins Einzelne thatſächlich genau geſchilderte Jagd fand in den ſogenannten Gumpen ſtatt. Theilnehmer waren der große Geſchichtſchreiber L. v. Ranke, die Generale Frhr. v. d. Tann, Graf Pappenheim, Frhr. Delphy la Roche, Profeſſor v. Kobell, die Oberſten Graf Ricciardelli und Frhr. v. Leonrod, Geheimer Rath von Gietl, der Hofmarſchall Graf Buttler und ich. Wir fuhren die zwei Wegſtunden her von Hohenſchwangau bis zur Stelle, wo die kleinen Bergpferde aus Norwegen bereit ſtanden.

Jakob Loewenberg,

geb. am 9. März 1856 zu Niedernludorf bei Paderborn, bildete ſich in der Marks-Haindorf'ſchen Stiftung zu Münſter i/W. zum Volksſchullehrer aus, als welcher er von 1873—81 thätig war. Nach beſtandenem Rektoratsexamen und einem mehrjährigen Aufenthalt in London und Paris ſtudirte er von 1884—86 zu Marburg und Heidelberg neuere Philologie und promovirte an letzterer Univerſität mit einer Abhandlung über Otway's und Schiller's Don Carlos. Gegenwärtig wirkt er als Lehrer an der reformirten Realſchule zu Hamburg.

Ein Frühlingstag in Winterzeit.

In Winterzeit ein Frühlingstag,
So warm im lieben Sonnenſcheine,
Als blühten Blumen ſchon am Hag,
Als ſängen Vöglein ſchon im Haine.

Hinaus, hinaus! Wie froh ich bin,
Wie ſchlägt mein Herz in heißem Danke.
Nun führ' ich ſie zum Garten hin,
Wie das erquickt die theure Kranke.

„Nicht wahr, die Luft iſt mild und rein?
Das wird dir bald Geneſung bringen.
Mußt nicht ſo ſtill und traurig ſein,
Hörſt du nicht ſchon die Lerchen ſingen?

Und ſieh gar hier, vom Lenzgewand
Schon eine Spur am grauen Flieder.“
Ich gab das Blatt ihr in die Hand
Und eine Thräne fiel drauf nieder.

Und Frühling kam mit Blum' und Blüth,
Und Sommer reifte Wein und Lieder,
Und Herbſtesfrucht am Baum erglüht,
Und nun iſt's Winter, Winter wieder.

Und wieder lacht der Sonnenſchein.
Wen ſoll ich nun hinaus begleiten?
Ich wand'le ſeufzend ſtill, allein
Am Frühlingstag in Winterzeiten.

Ich war zu Heidelberg Student.

Wo zwiſchen grünen Bergen munter
Des Neckars klare Woge rauſcht,
Wo in das duft'ge Thal hinunter
Die Burgruine ſinnend lauſcht,
Wo du von Kummer mußt geneſen,
Wie tief er auch im Herzen brennt:
Da bin auch ich einſt jung geweſen,
Ich war zu Heidelberg Student!

Laß nahen nur des Lebens Sorgen!
Verfolgt mich einſt des Schickſals Neid,
Ich denk' der Jugend lichten Morgen,
Ich denk' an dich, du roſ'ge Maid,

An Liederſchall und Becherklingen,
An Waldesduft und Rebgeländ'.
Ein Wort gibt meiner Seele Schwingen:
Ich war zu Heidelberg Student!

Der Lenz kehrt immer blühend wieder,
Auf ewig fort die Jugend ſchwebt.
Doch traur' ich nicht darum, ihr Brüder,
Vorbei! ſie war doch ſchön gelebt.
Ihr Glück, geht alles auch zu Scherben,
Hält treu bis an des Lebens End,
Und lächelnd ſprech' ich noch im Sterben:
Ich war zu Heidelberg Student!

Peter Lohmann,

geb. am 24. April 1833 zu Schwelm bei Elberfeld, widmete ſich ſeit dem 16. Lebensjahre in Eſſen dem Buchhandel. Nach überſtandener Lehrzeit konditionirte er in Hannover, wo die damals blühende Hofbühne ihn zu dramatiſchen Verſuchen anregte. 1856 gab er ſeinen Beruf auf und ſiedelte nach Leipzig über, wo er bei der Redaktion der „Illuſtrirten Zeitung“ Anſtellung fand. Später betheiligte er ſich an der Brendelſchen „Neuen Zeitſchrift für Muſik.“ In ſeiner Schrift „Ueber die dramatiſche Dichtung mit Muſik“ (2. Aufl. 1864) und in ſechs Muſikdramen hat er ſodann ſeine ſelbſtändigen Anſichten niedergelegt. Seit Anfang der ſechziger Jahre war L. Redakteur des bei J. J. Weber in Leipzig bis vor kurzem erſcheinenden „Illuſtrirten Kalenders“ L. iſt auch Verfaſſer zahlreicher hiſtoriſcher Dramen.

Liebeswachen.

Heißet ihn gehen,
Er ſoll nicht ſehen,
Wie meiner Jugend er's angethan.

Ich lebte zufrieden,
Hätt' er mich gemieden —
O daß ich ihn nicht meiden kann,

Daß alle Gedanken
Um ihn ſich ranken,
Den trotzig übermüth'gen Mann!

Ich ſollte ihn fliehen —
Und fühle mich ziehen
Mit tauſend Banden zu ihm hinan.

An die Geliebte.

In deine Augen laß mich ſchauen,
In dieſen Spiegel meiner Seele,
Und all mein Hoffen auf dich bauen,
In dich verſenken meine Seele.

In bangen Tagen nahteſt du,
Als einſam ich in Zweifeln bebte;
Du warſt der Frieden, warſt die Ruh',
In die ich all mein Sein verwebte.

Für meine Leiden ſtarker Troſt,
Für alles Hoffen froh Erfüllen:
Ob auch die Welt uns rings umbrauſt,
In meinen Schutz ſollſt du dich hüllen.

O, komm, birg dich in meinem Arm:
Du biſt mir lieb, wie nichts hienieden,
Du meine Sehnſucht, höchſter Frieden — —
Du warſt, du biſt — — und bleibeſt mein!

Die Schweſterprovinzen.

Rheinland:

Wie deine Locken goldig wallen,
Wie froh das franke Auge blitzt!
Wie ſchmetternd deine Reden ſchallen, — —
Wohl auch der Schelm im Nacken ſitzt!
Des deutſchen Stromes ſtolze Wogen
Sie ſind dein Bild, o Rheinlandsart;
Wer je durch deine Gau'n gezogen,
Verzichtet gern auf andre Fahrt.

Weſtfalen:

Wie feſt die guten Sitten dauern,
Wie treu dein ſinnig Auge ſcheint!
Wie trotzig dann gleich Quadermauern
Dein Wort der Wahrheit iſt geeint!
Die Urzeit ſah in deinen Hainen
Des Fremdlings freche Brut zergehn:
So möge jedes Blendlingsſcheinen
Vor des Weſtfalen Kraft vergehn!

Künſtlerſtolz.

Des Augenblickes Sclaven, feile Seelen,
Erlabt euch immer an des Ruhmes Schein, —
Es kommt die Nacht, da euch die Freunde fehlen;
Da wird euch angſt um eure Ehren ſein.

Gebt acht, gebt acht: wenn erſt der Rauſch verflogen,
So läßt der Narrenſchwarm euch ſeitwärts ſtehn,
Zeigt flugs der neu'ren Mode ſich gewogen:
Um eure Ruhmeskränze iſt's geſchehn! — —

Dir aber, edler Künſtler, ob verborgen,
Ob leer an Freuden, fern dem Feſtesſaal,
Strahlt ſiegesfroh, durch alle Zweifelsſorgen,
Im Sonnenglanz dein hehres Ideal.

Das bleibt dir treu, auch wenn die Nacht gekommen,
Und ſtreckt ſich machtvoll über Raum und Zeit,
Und wirkt, wenn längſt dein Lebenslicht verglommen,
Und leuchtet fort in alle Ewigkeit.

Eli Markus,

geb. am 26. Januar 1854 zu Münſter, beſuchte die Realſchule und wurde Kaufmann in ſeiner Vaterſtadt.

Miene Därne.

Jk kann't gar nich ſeggen, ik häw ſe ſo gärne
Miene leiwe Annekathrine,
Se iſſ ſo 'ne flietige, proppere Därne,
Miene Bruut, miene Annekathrine!

Jn'n Gaoren bleiht Rauſen un viel Maternaolen,
Auk Lilgen bi'n Sunnenſchiene,
Män ſchöner bleiht aower, un dat iſſ kien Praohlen,
Miene Bruut, miene Annekathrine!

De Backen ſind rauth, ehre Augen ſind Stärne,
De löchtet ſo fröndlik in miene,
Un ſe geiht nüms tömig, iſſ ne hennige Därne,
Miene Bruut, miene Annekathrine!

Un ſind auk nicht all te klein ehr beiden Föte,
Jk mak mi daorüm kiene Piene,
Dann weiht ſe nich üm, kümp ehr'n Wind in de Möte,
Miene Bruut, miene Annekathrine.

Wenn ſe Boutter kärnt, dat ſeih ik ſo gärne,
Un auk wenn ſe foert de Schwiene,
Wann kuockſt du fü'r mi, miene hiärtige Därne?
Miene Bruut, miene Annekathrine!

Wenn de Geitlink ſien Nöſt mäk im neigſten Jaohre,
Dann wädd ſe endliks de Miene,
Dann grönt de Bruutkranz in ehrem Flaſſhaore,
Dann ſtaoh ik met ehr in de Kiärk am Altaore,
Met miene Bruut, miene Annekathrine!

In Kleinſchole.

Hallähr holl af den Unterricht
Jüſt üöwer bibliſche Geſchicht',
Un unner Annern fraog he all
Wat van den erſten Sündenfall.
„Wie kam's, daß aus dem Paradies
Der Herr die erſten Menſchen ſtieß;
Was hatten ſie denn wohl verbrochen?
Nun ſchnell heraus, nur friſch geſprochen! —
Ihr wißt es nicht? Was ſoll man ſagen,
Daß ſtumm Ihr bleibt bei ſolchen Fragen?!
Du hebſt den Finger, Johann Gauß?
Seht Ihr, der ſticht Euch alle aus,
Ihr Andern ſeid auch viel zu dumm,
Johann, du kriegſt ein Prämium;
Nun, warum ſtieß Gott ſie hinaus?"
„„Se waoren"" — ſtuttert Johann Gauß —
„Nun weiter, ſag' mir mal den Reſt!"
„„Se waor'n Gott bi de Appeln weſt!"" —

Wilhelm Oeſterhaus,

geb. zu Detmold am 9. März 1840, bildete ſich auf dem dortigen Seminar bis zum Herbſt 1857 zum Lehrer, fungirte als ſolcher mehrere Jahre auf dem Lande, wo er vielfach Gelegenheit fand, ſich in die Mundart ſeines Heimathlandes zu vertiefen, und wirkt ſeit dem Herbſt 1868 in ſeiner Vaterſtadt, gegenwärtig als Elementarlehrer am Gymnaſium.

Dichtungen: „Juſe Platt" (Ged.), 1883.

Giff Acht,

Wann Dui dat Glücke lacht.

Eun Suil'ger[1]) klage Dag för Dag:
„Wo hadde'k[2]) mui verquelen mag,
Wo'k ſpare, gnatſe, ſchleuße[3]), ſchanße,
Dat helpet mui nich van den Danße.
Bet téu den ollerlät'ſten[4]) Johren
Teu'k[5]) jümmer in der aulen Koren.
Ek greppe't[6]) Glücke wiſſe haſt,
Wann't mui mol lache, heul' et faſt."

'T was Sommerdag, deu Sunnen ſunk,[7])
Do Hollhof[8]) öbbert Baunreip[9]) gung.
Wo glinſterhelle, klore Strohlen
Deu leuben Schöpkens[10]) glönnig[11]) molen,

[1]) Silizer. [2]) ſtark. [3]) ſchleiße. [4]) allerſpäteſten. [5]) ziehe ich. [6]) griffe. [7]) ſank. [8]) falſcher Name. [9]) Hudefläche, nördlich von Lädenhauſen. [10]) Federwolken. [11]) glühend.

Deu boben an den Heben güngen!
Wo ſeute rings deu Vügel ſüngen!
Do Bunten Berg[1]) in Glanß un Pracht.
Dat Wittelſe[2]) beſchere[3]) Nacht.

Luchts ſach heu Beukemejjers Kamp[4]),
Do, rechts, eun Fuiër[5]) ſunner Damp.
Wo't glönnig[6]) glemme,[7]) funk'le, lüchte.[8])
„Ah", ſe' deu Mann, „ei ſui, mui düchte,[9])
Hür glück' et eunmol, antéuſticken![10])
Dat ſall mol ſchmecken! Will't mui wicken."[11])
Heu kreig den Lüns[12]) met frauën Sinn'
Un ſtecke'r ſick eun Kölken in.

Up't Schmäukern[13]) was heu blaus bedacht
Un ſach et nich, wo licht un ſacht
Erdmännkens[14]) achter Steune läupen[15])
Un unner Brümſenbüsker[16]) kräupen[17])
Wo ſeu dann gluppen[18]), keiken, luſtern
Un ſachte met eneune fluſtern.[19])
Heu ſach nich ühre graute Naut,
Heu kreig ja Fui'r, ſuin Glück was graut.

Heu ſtieb'le[20]) feuder.[21]) Weck eun Tropp!
Wo velle Männekens: Heu, hopp!
Séu gung et öbber Büske, Steune,
Wo rogten ſeu den lüttken Beune!

---

[1]) bei Göſtrup. [2]) Tiefes Thal zwiſchen Lüdenhauſen und Laßbruch. [3]) beſchattete. [4]) gehört zu Aſentrup. [5]) Feuer. [6]) glühend. [7]) glomm. [8]) leuchtete. [9]) deuchte. [10]) anzuſtecken. [11]) vorherſagen. [12]) hier kurze Pfeife. [13]) Rauchen. [14]) Zwerge. [15]) liefen. [16]) Beſenſträucher. [17]) krachen. [18]) glotzten. [19]) flüſterten. [20]) ſtiefelte. [21]) weiter.

Wat för eun Jiuchen, weck eun Springen![1])
Un weck Gelache![2]) weck eun Singen:
„O Minskenkind! o Minskenkind!
Wo biſt diu dumm! wo biſt diu blind!“

Deu Hollhof wann're Féut[3]) för Féut.
„Wo ſchmeckt deu Puipen Toback géut!
Jo, könnt deu Minskenkinner ſchmäukern,
Deu Neſen mol en betten räukern[4]),
Dann wahrt[5]) deu Tuit nich half ſéu lange,
Dann es man wal un géut téugange.“
Séu ſe' heu, kam no Hius. — „Niu hault[6])
Ek merk't, deu Puipenkopp es kault.“[7])

Heu klopp' en iut. „Ei, kling un klang!
Wat fellt up eunmol up deu Bank?
Eun Stücke Gold? Niu naumol kloppet!“
Deu Puipen was nau vüllig ſtoppet!
Ek häbbe Gold för Fuiër haulen[8]),
Bedrogen ſin ek van den Aulen,
Den Männkens, deu't jo Nemmet günnt[9]),
Dat Gold, wat ſeu téu Tuiën ſünnt.[10])

Bedreubet[11]) ſtund deu Hollhof do,
Deu Lüchten[12]) kreig heu niu ſéu dro.
Deu Stië[13]) fuud heu, moßte ſeuken,
Van Fuiër was do gar nenn Teuken,[14])

---

[1]) bedeutet hier Tanzen. [2]) Gelächter. [3]) Fuß. [4]) räuchern. [5]) währt. [6]) halt. [7]) kalt. [8]) gehalten. [9]) gönnen. [10]) ſonnen. [11]) betrübt. [12]) Laterne. [13]) Stätte. [14]) Zeichen.

Van Köllen nich un nich van Asken.[1])
Heu reup: „Seu bluibet le'g,[2]) deu Tasken,
Diu häſt mui ſocht[3]) un bliffſt[4]) mui wuit,
Diu Glücke för deu Liebenstuit!"

Eun Auſterdag.

Na'n Vertelln van euner Witfrubben.

Deu wuiē[5]) Welt was wieër nigge[6]) boren,[7])
Deu güll'ne Sunnen ſtrohle van den kloren,
Den blogen[8]) Heben,[9]) Leuër[10]) wören wach
Wo wunnerſeute bunte Vügel ſchlaugen,[11])
Wo frauë[12]) Minsken iut den Huiſern taugen:[13])
Seu figgern[14]) olle frau den Auſterdag.

Man eune Frubben[15]) bleif[16]) in ührer Stoben.
Dat Auge wiske ſeu, ſeu keik[17]) no boben[18])
Un ſüchte:[19]) „Nammſt den Mann un niu dat Kind.
Wat häbb'ek feuder[20]) up der armen Eren?
Vell ſcheuner es et öbber[21]) duinen Steren,
Séu man dat eww'ge Heil do boben winnt."[22])

[1]) Aſche. [2]) leer. [3]) geſucht. [4]) bleibſt. [5]) weite. [6]) neue. [7]) geboren. [8]) blau. [9]) Himmel. [10]) Lieder. [11]) ſchlugen. [12]) frohe. [13]) zogen. [14]) feierten. [15]) Frau. [16]) blieb. [17]) ſah. [18]) oben. [19]) ſeufzte. [20]) ferner. [21]) über. [22]) gewinnt.

Nicks frögge[1]) ſeu, deu leube nich, deu läßte,
Deu lütke[2]) Junge! Stam're't[3]) Ollerbeßte,
Seu heure't nich, an Dauë[4]) dachte ſeu.
Heu woll ühr olle heuten Treinen dreugen,[5])
Dat konn deu Mömmen jümmer nau nich reugen[6])
Wo hadde[7]) deu't den armen Kinne weu![8])

Et grein[9]) un gung.[10]) Seu lent[11]) et ſtill gewehren.
Dann kam et wieër, öbber Locken, Steren[12])
Eun lauſe Ruiſkenkranß,[13]) dür't Fenſter ſach't.[14])
Deu Mömme fraug:[15]) „Wat kickſt diu dür deu Riuten?[16])
Wat ſall deu Kranß? Wat häſt dui denn do biuten?“[17])
Do ſe' dat arme Kind, un dobui lach't:

„Will geren ſterben, will van düſſer[18]) Eren,
No muinen Bréuër,[19]) will eun Engel weren,
Sui, Leufſte,[20]) ſui, dann denkſt dui wal an mui.“
Wo wort et do der Frubben angſt téu Méuë![21])
Seu reup:[22]) „Nei, bluif[23]) bui'r[24]) Mömmen, leube Géuë,[25])
Diu ſeute Junge! Faſte[26]) haul'[27]) ek dui!“

Niu flauten[28]) ühre Threinen[29]) hadder, haſter,[30])
Seu küſſe, drücke't arme Kindken faſter,
Dat warm an ühren trubben[31]) Herten lag.
„Kumm[32]) met“, ſéu ſe' ſeu, „Heinerch, an deu Sunnen.
Vandage[33]) hät deu Here't Lieben wunnen,[34])
Kumm Kind! Wui figgert[35]) auk[36]) den Auſterdag!“

---

[1]) freute. [2]) kleine. [3]) ſtammelte. [4]) Todte. [5]) trocknen. [6]) rühren. [7]) ſehr. [8]) wehe. [9]) weinte. [10]) ging. [11]) ließ. [12]) Stirne. [13]) Kranz von Eberreis, eine Wermuthart, gebraucht zu Todtenkränzen. [14]) ſahe es. [15]) frug. [16]) Scheiben. [17]) draußen. [18]) dieſer. [19]) Bruder. [20]) Liebſte. [21]) Mute. [22]) rief. [23]) bleib. [24]) bei der. [25]) Guter. [26]) feſt. [27]) halt. [28]) floſſen. [29]) Thränen. [30]) haſtiger. [31]) treuen. [32]) komm. [33]) heut. [34]) gewonnen. [35]) feiern. [36]) auch.

Ein Ostertag.

(Freie Uebertragung.)

Aus Todesstarre war die Flur erstanden,
Des Schöpfers Lächeln lag auf allen Landen,
Im Lenzesschmucke prangten Hain und Hag.
Der frohen Kinder schallende Gesänge,
Der Wälder weihevolle Freudenklänge,
Sie jauchzten: „Heut' ist Auferstehungstag!"

Die Häuser leerten sich, der Markt, die Gassen.
Nur eine Frau, von aller Welt verlassen,
Saß still im Stübchen. „Nahmst mir Mann und Kind."
So seufzte sie, den Blick zu Gott erhoben.
„Unendlich schöner ist's bei dir da droben!
Wie glücklich der, der ew'ges Heil gewinnt!"

Der Blume glich sie, die schon längst verdorrte.
Nichts freute sie, nicht süße Schmeichelworte,
Des letzten lieben Kindes Lächeln nicht,
Es streichelte der Mutter hohle Wangen,
Bemüht, nur einen Frohblick aufzufangen.
Sie senkte stumm und starr ihr Angesicht.

Der Kleine wandte sich, mit Schluchzen gehend,
Und kehrte wieder. Um die Locken wehend
Bekränzte seine Stirne Rosmarin.
Zum Fenster trat er sinnend, sah nach oben.
Die Mutter forschte: „Kind, was suchst du droben?" —
„Zu meinem lieben Bruder laß mich zieh'n!

Fort will ich, Mutter, fort von dieſer Erden,
Hinauf zu Gott, ein Engel will ich werden,
Dann denkſt du ſtets mit heißem Sehnen mein!“
Wie zuckte da das arme Weib zuſammen!
Wie loderten der Mutterliebe Flammen!
Sie rief: „Mein Ein und Alles ſollſt du ſein!“

Nun netzten heiße Zähren ihre Wangen,
Sie hielt das Kind mit heil'ger Gluth umfangen,
Das warm an ihrem treuen Herzen lag.
„Nun hab' ich“, ſprach ſie lächelnd, „ausgerungen.
Für mich iſt auch des Todes Macht bezwungen,
Hinaus! Wir feiern auch den Oſtertag!“

Joseph Pape,

geboren am 4. April 1831 zu Eslohe im Sauerlande, absolvirte im Jahre 1849 das Gymnasium zu Arnsberg, besuchte dann bis 1852 die Universitäten München, Tübingen und Berlin als Student der Rechte, widmete sich hierauf der Rechtsanwaltschaft und lebt zur Zeit als Justizrath zu Bären.

Dichtungen: Die Epen „Der treue Eckart" und „Schneewitchen vom Gral", sowie das Lehrgedicht „Das Lied von der Welt Zeiten", die Dramen: „Herzog Konrad oder die Schlacht auf dem Lechfelde", „Das Liebespaar von Andernach", „Aus deutscher Nothzeit" und „Das Kaiser-Schauspiel"; sodann: „Gedichte" (Sammlung kleinerer Gedichte, darunter der Romanzen-Kranz „Josephine"); ferner „Das Kirchenlied zu erweiterter Benutzung insbesondere für Schule und Haus"; endlich die prosaischen Schriften: „Das ewige Leben"; „Ehe Völker waren, Geschichte der Menschheit als Familie"; und — in Plattdeutsch — die Erzählungen „Jut'm Siurlanne fan Papen Jäusäip."

Schön Elselein.

Das Mühlhaus im Grund ist
Von Rauche gebräunt,
Dahinter der Garten
Von Rosen umzäunt;

Und hinter den Rosen
An duftender Lind
Sitzt heimlich bei Abend
Ein wunderschön Kind, —

Dem Kinde zu Füßen
Ein Sänger ſo fromm —
Da rufen die Schweſtern:
„Schön Elſelein, komm!“

„Geh nimmer!“ fleht jener,
Schön Elſelein bleibt.
Sie rufen: „Was immer
Das Kind nun wohl treibt?

Die Hähne ſchon ſchlafen,
Das Bett iſt gemacht!“
Ins Fäuſtchen, ins feine,
Schön Elſelein lacht.

Unverſehens wird erſcheinen.

Unverſehens wird erſcheinen
Jener große Tag des Herrn,
Wie der Dieb im nächt'gen Dunkel,
Denn noch glaubt die Welt ihn fern.
Wie ſo kurz wird dann bedünken
Uns die Spanne dieſer Zeit,
Da wir voll ſie überſchauen
Angeſichts der Ewigkeit!

„Auferſtehn!“ Zu den vier Winden
Ruft es der Poſaune Ton:
Die Lebend'gen mit den Todten
Eilen vor des Richters Thron.

Von der Höh des Himmels nahet
Strahlend ſeine Majeſtät.
Auch die Engel hat verſammelt,
Der die Welt zu richten geht.

Blutroth iſt des Mondes Farbe,
Es erſtarb der Sonne Strahl,
Bleich verſinken rings die Sterne,
Und es bebt die Welt zumal.
Nur die Feuerflamme lodert
Von des Richters Antlitz her
Ueber Himmel, über Erde,
Ueber Land und tiefes Meer.

Glorreich im erhabnen Sitze
Spricht gedoppelt er das Recht:
Ueber Engel, licht' und finſtre,
Ueber menſchliches Geſchlecht.
Unſer Hirt iſt er geweſen,
Seine Heerde ſtellt ſich ein,
Zu der Rechten, zu der Linken —
Alſo ordnen ſich die Reih'n.

„Tretet" — weiſt er die zur Rechten —
„Ein in meine Herrlichkeit,
Die der Vater mir gegeben,
Die der Vater euch verleiht:
Euch, die brüderlich empfangen
Mich, da arm ich einſt erſchien,
Sei als Lohn der Bruderliebe
Nun das ewge Reich verliehn."

Und die Sel'gen ſprechen: „Chriſtus!
Nie doch ſahen wir dich arm,
Konnten tröſten, großer König,
Dich auch nie in Noth und Harm."
„Ja!" — ergeht's vom Richterſtuhle —
„Als den Armen aufgemacht
Euer Haus ihr, ſie gekleidet,
Ihnen Speiſ' und Trank gebracht."

Schon gewendet zu der Linken,
Spricht auch dort er gleiches Recht:
„Fort von mir in das Verderben,
Fort du ungetreu Geſchlecht!
Die ihr, taub für alle Bitten,
Als ich arm, mich nicht gehegt,
Als ich nackt, mich nicht bekleidet,
Als ich krank, mich nicht gepflegt."

Heben an die Sünder: „Chriſtus!
Wann doch hätten wir erſpäht,
Großer König, dich in Nöthen,
Dich als arm und bloß verſchmäht?"
„Als" — entgegnet der Gerechte —
„Ihr die Armen von euch wieſt,
Die um eure Hülfe baten,
Ohne Rath und Hülfe ließt."

Rücklings vor dem Richtſpruch ſinken
Sie in jene Nacht hinein,
Wo der Wurm nicht ſtirbt, der Nager,
Nicht erliſcht die glühnde Pein,

Wo auch Satan mit den Seinen,
Der zuerſt gerichtet ward,
Wo das Heulen, Zähneknirſchen,
Und auf Hülfe keiner harrt.

Ein dann führt er die Getreuen
In das ſel'ge Vaterland,
Zugeſellt den Engelchören,
Die zuvor getreu erkannt, —
In die Himmelsſtadt des Lichtes,
Welche Schau des Friedens heißt,
Wo durch ihn des Vaters Glorie
Sie erſchaun, geliebt vom Geiſt.

Darum ſorge, daß der alten
Schlange Trug dich nicht berückt,
Dich die Liebe nicht verklage,
Gold und Pracht dich nicht umſtrickt;
Deine Lende ſei gegürtet
Mit dem Band der Reinigkeit —
Auf den Tag des großen Königs,
Deine Lampe halt bereit.

Karl Prümer,

geb. am 23. Mai 1846 zu Dortmund, beſuchte das Gymnaſium und widmete ſich dem Buchhandel. War als Buchhändler in Elberfeld, Hamburg, Köln a/Rh., Graz, Peſt, Rom und Wien thätig und gleichzeitig Mitarbeiter verſchiedener belletriſtiſcher Wochenſchriften. Er lebt gegenwärtig in ſeiner Vaterſtadt, und iſt Herausgeber der Neuen weſtfäliſchen Zeitung. Von ihm erſchienen: „De weſtfölſche Ulenſpeigel", weſtfäliſche Volksweisheit, „Hacketauerlieder", mehrere ſocialpolitiſche Studien; im Druck iſt eine Gedichtſammlung unter dem Titel: „Treu Weſtfalen"!

Heimkehr.

Halli, hallo,
So ſing' ich froh,
Zur Heimath hingewandt,
O Sommerpracht,
Die Heimath lacht,
Ich ſchwenk' den Hut in's Land.
Gott grüße dich, du Heimath werth,
Du haſt mir all mein Glück beſcheert.
Halli, hallo,
So ſing' ich froh,
Wohl über Berg und Haide,
Du Heimath mein,
Will treu dir ſein,
In Herzens Luſt und Leide.

Halli, hallo,
So ſing' ich froh,
In Frieden ruht das Thal;
O Sommerpracht,
Die Liebe wacht,
Grüßt mich viel tauſendmal.
Der Heimath ſchönſte Sternelein
Sie blickten mir in's Herz hinein.
Halli, hallo,
So ſing' ich froh,
Wohl über Berg und Haide,
Du Heimath mein,
Will treu dir ſein
In Herzensluſt und Leide.

Halli, hallo,
So ſing' ich froh,
Die Abendglocke klingt,
O Sommerpracht,
Die Treue wacht
Und Mutterliebe winkt.
Nun freut mein Herz ſich inniglich,
Lieb Heimathland, Gott grüße dich!
Halli, hallo,
So ſing' ich froh,
Wohl über Berg und Haide.
Du Heimath mein,
Will treu dir ſein,
In Herzensluſt und Leide.

Spielmannsblut.

Ich komm' herab vom Berge,
Ein luſt'ges Spielmannsblut,
Und blaſ' ein frohes Liedchen ihr,
Der ich von Herzen gut.
Hab' auf der weiten Welt kein Heim
Und nur bei ihr die Ruh,
Drum gelten ihr die Lieder
In Treuen immer zu.

Und läßt die Welt mich darben,
Mich luſt'ges Spielmannsblut,
Und iſt mir auf dem Erdenrund
Sonſt keine Seele gut,
Dann ſteigt mein Lied aus tiefſter Bruſt
Hinauf zum Himmel ſchier:
O laß mir nur die Liebe
Und Lieder für und für!

Min Schneeglöcksken.[1])

Wi göngen[2]) ſeelig Hand in Hand,
De Welt hor us alleene,
De Sternkes ſogen[3]) uſſe Glück
Un ik ſog blos de Eene.

De lacht vergneigt[4]) un ſtill mi an
Un het nix ſagt un ſungen,
Ik ower holl min ganzet Glück
Met eenem Arm ümſchlungen.

Dann lag de Hänn' ſe op min Stern'[5])
Un bat ſo trü üm Seegen,
Do het ſe glik in Winternacht
Ut Schnee den Brutkranz kreegen.[6])

Un wenn ok Schnee un Ungemak
Sik ſoll op us mol ballen,
Lot Hiemel, bitt ik, op trü Liw'
Blos keenen Schneeflock fallen.

[1]) Schneeglöckchen. [2]) gingen. [3]) ſahen. [4]) vergnügt. [5]) Stirne. [6]) bekommen.

Mathilde Raven

wurde am 16. Februar 1817 in Meppen als das vierte von zwölf Kindern des Kreiseinnehmers F. Beckmann geboren. Nachdem ſie einige Jahre in Münſter geweilt, lebte ſie in Osnabrück, wohin ihr Vater inzwiſchen verſetzt war. Im Jahre 1849 verheirathete ſie ſich mit dem Rechtsanwalt Karl Raven, lebte mit ihm zuerſt in Osnabrück, dann bis zum Tode ihres Gatten in Celle. Von 1871 bis 75 wohnte ſie in Berlin, ſpäter ging ſie einige Jahre auf Reiſen. Seit dem Mai 1880 hat die Dichterin in Dresden ihr Domizil.

Außer verſchiedenen Romanen veröffentlichte ſie:

Dichtungen: „Herz und Krone", Trauerſpiel, 1845. — „Schwanwitt", ein Märchen in 15 Geſängen, 6. Aufl., 1880. — „Aus vergangener Zeit", Gedichte, 1887. — „Der erſte April", dram. Scherz, 1870. — „Der Zauberſpiegel", dram. Scherz, 1871.

Was mir geblieben.

Von allem, was mir im Leben geblüht,
Iſt mir gar wenig geblieben!
Ich habe nichts, als mein trauerndes Lied,
Ich habe nichts, als mein Lieben.

Gleich wie im dichtverwachſenen Wald,
Wohin kein Wandrer dringet,
Des einſamen Vogels Sang verhallt,
So auch mein Lied verklinget.

Wie eine Haidblum' auf kahler Höh',
Wo Kälte und Sturmwind wüthen,
Sich einſam härmt, ſich ſenkt vor Weh,
So auch meiner Liebe Blüthen.

Mein Wunſch.

Wohl wünſcht' ich manches mir zum Eigenthum,
Wohl reizten mich des Lebens reiche Gaben,
Gold, Ehre, Freundſchaft, Liebesglück und Ruhm! —
O, ſolcher Wünſche hab' ich viel begraben.
Nur einen hab' ich nie zur Ruh' gebracht;
So lang' die Sonne mir vom Himmel lacht,
So lang' der Frühling jährlich wiederkehrt
Mit Blüthenpracht und Duft und Harmonien,
Wünſch' ich nur eine Bitte mir erhört:
„O, daß mein volles Herz nie matter ſchlage,
Daß nie erkalte ſeine tiefe Gluth!
Was mir auch bringen mag der Zeiten Fluth,
Nie führ' ich gegen dich, o Schickſal, Klage,
Bleibt mir das Herz nur rein und friſch und jung,
Wird's ſtumpf dem Schmerze nicht, todt nicht der Freude,
Glüht es in Andacht und Begeiſterung,
Durchbebt es Mitleid tief bei fremdem Leide."

Alles geht vorüber.

Wenn Alles grünt und blüht im Feld;
Wenn nachts noch roth der Weſten glüht,
Indeß der Oſt ſich ſchon erhellt;
Wenn Sang und Duft den Wald durchzieht;
Dann pocht ans frohe Menſchenherz
Der alte bittre Erdenſchmerz:

„Ach, Alles, Alles geht vorüber!
Stets kürzer wird fortan der Tag,
Es naht der Herbſt ſich allgemach,
Der Sommer iſt ſchon halb vorüber!“

Wenn ſtill und ſtarr im Leichentuch
Die Erde ruht, in ſteter Nacht,
Die nur der Sonne Trauerzug
Auf kurze Zeit zur Dämm'rung macht;
Dann klingt aus bange Menſchenherz
Der alte Troſt in jedem Schmerz:
„O, Alles, Alles geht vorüber!
Stets länger wird fortan der Tag,
Es naht der Frühling allgemach,
Der Winter iſt ſchon halb vorüber!“

Ein troſtreich und ein mahnend Wort!
Es mäßigt Freud', es mildert Leid,
Scheucht Uebermuth und Unmuth fort
Und macht die Seele ſtill und weit.
Es lenkt die Blicke himmelwärts,
Dies alte, tiefe Wort, mein Herz:
„O, Alles, Alles geht vorüber!
Wenn du am höchſten biſt beglückt,
Wenn dich dein Leid am ſchwerſten drückt,
So iſt es auch ſchon halb vorüber!“

F. G. Heinrich von Ruſtige,

geb. am 11. April 1810 zu Werl in Weſtfalen, abſolvirte das Gymnaſium und bezog die Kunſtakademie in Düſſeldorf. Später lebte er in Frankfurt am Main, bis er nach ſechsjähriger Thätigkeit am Städelſchen Kunſtinſtitut einen längeren Aufenthalt in Paris nahm Im Jahre 1845 wurde er als Profeſſor an die königl. Kunſtſchule in Stuttgart berufen, wo er noch heute als Lehrer und Vorſtand der kgl. Staatsgallerie und der Gemäldeſammlung des Königs wirkt. Durch Verleihung des kgl. Kronenordens I. Claſſe wurde er in den perſönlichen Adelſtand erhoben.

Dichtungen: Zahlreiche Dramen, außerdem „Gedichte", 1845. — „Reime und Träume im Dunkelarreſt", 1876.

Puſchkins Beſtattung.

Die Straßen ſo hell, der Himmel ſo düſter,
Die Rappen entführen den Schlitten im Flug;
Wild flattern die Mähnen, heiß dampfen die Nüſter,
Es folgen vermummte Reiter dem Zug;
Sie fliegen gleich ſtürmenden Wolken ſo ſchnelle,
Es lodern die Fackeln, die rothen, ſo helle!
Du Stadt der Freude, du Stadt der Pracht,
Du Zaarenſtadt, gute Nacht, gute Nacht.

Wen führen die Roſſe, wem folgen die Reiter?
Wen birgt des Schlittens ſchwarzer Talar?
Es iſt, o Rußland! dein edelſter Streiter,
Dein herrlichſter Sänger, dein Aar und dein Zaar!

So ſinket die Ceder, vom Blitze zerſchmettert,
So ſtirbt die Blüte, vom Sturme zerblättert!
Du Leben, das Glück und Ehre gebracht,
Du liederreiches, gute Nacht, gute Nacht!

Schon ſprengen die Roſſe ins freie Gefilde,
Ein ſilberner Teppich ſchmückt blendend die Bahn,
Und ſtrahlend ſchauen in ruhiger Milde
Der Mond und die Stern' vom himmliſchen Plan.
Wohl ſchauen ſie nieder, als wollten ſie fragen,
Wen dort die eilenden Roſſe hintragen.
Du Mond, der du oft mit dem Sänger gewacht,
Befreundete Sterne, gute Nacht, gute Nacht!

Die Haide ſchläft, — im dunklen Gehege
Es regt ſich kein Thier, — kaum lauſchet das Reh;
Kaum ächzen die Brücken von Eis in dem Wege,
Kaum wecken die flüchtigen Hufe den Schnee.
Es fliegen vorüber wie nächtliche Träume
Die ſchweigenden Hütten, die ſeufzenden Bäume!
Du Haide, du Wald mit der luſtigen Jagd,
Ihr Hütten und Bäume, gute Nacht, gute Nacht.

Und ſturmesſchnell weiter hinſauſen die Renner,
Hoch flammen die Fackeln ſo blutig, ſo roth!
In eiliger Haſt nachſprengen die Männer,
Als hetzten ſie weiter den flüchtenden Tod, —
Vorbei am Gehöfte, vorbei an drei Fichten,
Da liebte der Sänger zu denken, zu dichten!
Du friedliche Heimath, voll liebender Macht,
Ihr Lieblingsräume, gute Nacht, gute Nacht!

Horch, horch! ein Glöcklein ſo ſchauerlich helle!
Es raſten die Reiter, ſchon ſteigen ſie ab.
Im einſamen Dorfe da ſteht die Kapelle,
Da grub man dem Sänger zu Willen ein Grab.
Die Fackeln erlöſchen, in Thränen getränket, —
Da hat man den Sohn bei der Mutter geſenket!
Ihr Freunde, ihr treuen, jetzt iſt es vollbracht,
O Weib und Kinder, gute Nacht, gute Nacht!

Sylveſter-Nacht.

Horch! Welch' Getümmel in den Gaſſen!
Wie ſind die Schenken alle voll!
Will heute gar die Armuth praſſen,
Iſt heute ſelbſt der Weiſe toll?
Und Tanz, Muſik und Gläſerklingen, —
Und alles jubelt, alles lacht, —
Allüberall ein Jauchzen, Singen! —
O luſtige Sylveſter-Nacht!

Im Königsſchloß, im Marmorſaale,
Durchwogt von ſüßer Düfte Meer,
Da ſitzt der Fürſt beim Frendenmahle,
Des Landes Große um ihn her.
Ein donnernd Valo wird dem Reſte
Des Jahrs mit Becherklang gebracht, —
Es rauſcht Muſik zum Königsfeſte; —
O luſtige Sylveſter-Nacht!

Und mit der Braut, der anmuthreichen,
Beginnt der Königsſohn den Tanz; —
O Glück, o Wonne ſonder Gleichen,
Verklärt von hoher Liebe Glanz!
Ein Freudenſturm durchbrauſt die Hallen,
Horch! Zwölfe ſchlägt's, — die Salve kracht,
Drommeten ſchmettern, Pauken ſchallen; —
O luſtige Sylveſter-Nacht!

* * *

Ein einſam Haus nur ſteht ſo düſter,
So ſtill, von Grabesruh umhegt,
Um das mit ſeufzendem Geflüſter
Der Nachtwind ſeine Schwingen ſchlägt.
Ein Lichtlein nur brennt trüb und trüber,
Das aus dem alten Jahre wacht
In's neue — kümmerlich hinüber; —
O traurige Sylveſter-Nacht!

Und oben, wo in enger Kammer
Noch matten Strahls das Lichtlein ſcheint,
Da, an der Mutter Bett — voll Jammer
Ein bleiches Mädchen kniet und weint.
Es hält der kranken Mutter Hände
Und betet, daß des Himmels Macht
In Gnaden doch die Krankheit wende; —
O traurige Sylveſter-Nacht!

Die Alte athmet leiſ' und leiſer,
Hebt ſegnend noch die matte Hand, —
Der Nachtwind draußen ſchreit ſo heiſer, —
„Zwölf" tickt das Uehrlein an der Wand.

Das alte Jahr vollbracht' die Reiſe, —
Die Kranke hat ſie auch vollbracht!
O neues Jahr, o junge Waiſe, —
O traurige Sylveſter-Nacht!

Das Frühlingskind.

Jüngſt ſah ich dich, ein roſig Kind,
Mit Maienblüthen ſpielen,
Die rings, vom lauen Frühlingswind
Entfächelt, niederfielen.

Jetzt ſeh' ich dich, ein bleiches Kind,
Schon auf der Todtenbahre;
Deſſelben Lenzes Blüthen ſind
Ein Kranz in deinem Haare.

Des Maien Leben welkt geſchwind,
Des Lebens Mai — geſchwinder!
Schlaf wohl, ſchlaf wohl, du Frühlingskind
Im Schmuck der Frühlingskinder!

Hubert Schumacher,

geb. am 4. September 1845 zu Hagen, absolvirte das Gymnasium zu Münster und studirte an der dortigen Akademie von 1866—1870 Theologie. Am 24. December 1870 ward er zum Priester geweiht, worauf er vom Frühjahr bis Herbst 1871 als Konrektor an der Rektoratschule zu Ahlen fungirte. Nachdem er sodann ein Semester in Berlin Philologie studirt hatte, kehrte er im Frühjahr 1872 nach Münster zurück, war ein Jahr (1873) Präceptor im Galen'schen Convict und bekleidete darauf vom Herbst 1873—74 eine Hauslehrerstelle zu Stromberg im Regierungsbezirk Coblenz. 1874 wiederum nach Münster zurückgekehrt, war er zwei Jahre lang Mitredacteur des „Westfälischen Merkur". 1877 übernahm er die Redaction des münsterischen „Sonntagsblattes für katholische Christen". Anfang 1885 wurde er Deservitor auf Haus Dyckburg bei Münster. Schumacher gab 1869 und 1871 den „Westfälischen Volkskalender" heraus und verfaßte außerdem eine Reihe von Prosawerken: „Parlamentarische Denkwürdigkeiten", „Stürmische Tage", „Volksgeschichten", „Kleines Leo-Buch" 2c.

Des Schäfers Tod.

Fern im Westen dunkle Wetter,
Und im Süden Schlag auf Schlag,
Und es zittern Blum' und Blätter
Vor dem wilden Schreckenstag.

Droben unter breiter Linde
Sitzt der Hirt von siebzig Jahr,
Und die kühlen Wetterwinde
Spielen mit dem Silberhaar.

Und der Hund bewacht die Heerde,
Schaf' und Lämmer, weiß wie Schnee,
Dünkt ein König sich der Erde
Bei dem Hirten auf der Höh';

Schaut hinab den grünen Hügel,
Schaut dem Herrn in's Angeſicht;
Doch der ruht in ſüßem Schlummer,
Sieht und hört das Wetter nicht.

Winde ſtürmen an einander,
Wolk' an Wolk' in wilder Wuth,
Schwerter blitzen in dem Dunkel,
Und zur Erde ſtrömt das Blut.

Bis in's Herz der Baum zerſplittert,
Auf dem Hügel iſt's wie Tag,
Und es zuckt der Greis zuſammen,
Schmetternd folgt der Donnerſchlag.

Klarer Himmel iſt's geworden,
Flüſternd weht's im Lindenbaum,
Aufrecht ſitzt er an dem Hügel,
Lächelnd wie in ſel'gem Traum.

Links im Moos der ſchmale Spaten,
Und ſein Strickzeug rechts zur Seit',
Und die Hände fromm gefaltet,
Ging er in die Ewigkeit.

Auf der Bahr' von grünen Zweigen
Still zieht in's Gehöft er ein,
Und der Hund ſchleicht ſtill zur Seite,
Und die Heerde hinterdrein.

Der Stein der heiligen Feme.

Habt ihr gehört die Kunde
Vom altersgrauen Stein?
Er ſteht im Aehrenfelde
Am blumenreichen Rain.

Der Freigraf an dem Steine,
Die Schöffen um ihn her:
Das war auf rother Erde
Des Rechtes Schirm und Wehr.

Das war die heil'ge Feme,
Da ſchöpften ſie das Recht
Bei Kaiſer Karols Schwerte
Dem König, wie dem Knecht.

Da blüht' das Reich in Ehren,
Und Jedem ward es kund,
Daß Zucht und Chriſtenglaube
Auf Felſenmauern ſtund.

Die Zeichen ſind verwittert,
Die in den Stein man ſchrieb;
Von Schwert und Weidenſchlinge
Nichts, als die Sage, blieb.

Und als die Zeit vergangen,
Zerſplittert war das Schwert,
Da ſchwanden mit den Zeiten
Die Kraft, der alte Werth.

Nun weiß ich, was die Linde
Hoch klaget über'm Stein;
Nun weiß ich, was die Aehren
So traurig flüſtern drein.

Ich hab' gelauſcht den Tönen,
Wenn an dem Stein ich ſtand;
Da riefen Geiſterſtimmen
Hinein in's deutſche Land:

„Wir haben Deutſchlands Namen
Zum Preis der Welt gemacht
Und für das Kreuz geblutet
In heißer Türkenſchlacht.

Wir haben Glaub' und Sitte,
So rein wie unſer Schwert,
Auf eure Zeit vererbet;
Nun zeigt euch deſſen werth!

Und haltet feſt am Rechten,
Todfeind dem welſchen Tand,
Im Leben und im Sterben
Für Gott und Vaterland.

Und ihr im Land Weſtfalen,
Seid glaubenstreu und ſtark:
So bleibt die rothe Erde
Des deutſchen Landes Mark."

Der Barrikadenſohn.

Sie hält ihn in den Armen,
Den hoffnungsreichen Sohn,
Sie haben ihr geweiſſagt:
Der ſtirbt auf Frankreichs Thron.

Es träumt das Herz der Mutter
Von Königsmacht und Glanz,
Sieht ihn im Geiſt geſchmücket
Mit Kron' und Lorbeerkranz.

In Frankreich ſtand ein Wetter,
Bedrohte Kirch' und Thron,
Das war die Sturmlawine,
Die Juli-Revolution.

Die Tuilerien ſtehen
Gehüllt in Pulverdampf,
Es wälzt ſich durch die Straßen
Der Barrikaden-Kampf.

Um den Palaſt des Königs
Da wogt' ein wüſtes Meer,
Es wachte an den Thoren
Ein kühnes Krieges-Heer.

Die ſanken all', verſchlungen
Von wilder Volkeswuth,
Es krachten die Kartätſchen
Und floß viel edles Blut.

Sie brechen durch die Pforten
Zum Königssaal herein,
Zertrümmern rings die Bilder
Von weißem Marmorstein.

Und der in erster Reihe
Dort vor dem Purpurthron,
Das ist der Hoffnungsreiche,
Der Barrikadensohn.

Es zuckt auf ihn hernieder
Der Garden blanker Stahl;
Da springt aus seiner Stirne
Ein blutigrother Strahl.

Sie tragen ihn zum Throne
Zur sanften Todesruh'
Und decken mit den Fahnen
Den jungen Kämpfer zu.

Man hüllt in rothen Purpur
Der Mutter lieben Sohn,
Es will das Herz ihr brechen, —
Er starb auf Frankreichs Thron.

Julius Schwering,

wurde am 14. Februar 1863 zu Ibbenbüren geboren, beſuchte die Schulen ſeiner Vaterſtadt und alsdann das Gymnaſium zu Rheine bis zur Unterprima, war darauf drei Jahre lang geſchäftlich thätig, wandte ſich 1882 dem Studium wieder zu und beſtand im Juni 1884 das Maturitätsexamen als Externer. Seitdem ſtudirte er Geſchichte zu Münſter und Heidelberg und bereiſte Holland, Dänemark und einen Theil von Schweden. Herbſt 1886 edirte er eine Sammlung Poeſien unter dem Titel „Lieder und Bilder".

Das Heimweh.

Getrennt von allem, was mir theuer war,
Verzehrt' ich einſam mich in Trauer.
Byron.

O Heimath, altes Zauberwort,
O Heimweh, alte Klage,
Ihr klingt durch jede Seele fort,
Ihr klingt durch alle Tage,
Wie Liebesgruß, ſo ſüß und mild,
So bitter wie das Scheiden,
O Heimath, duftumwebtes Bild,
O Heimweh, ſtilles Leiden!

Es tönt ein Lied in Luſt und Weh
Herauf in dieſe Stunde,
Das Lied der Irrfahrt, Odyſſee,
Des Heimwehs alte Kunde;

Es tönt ein Ruf, ſo jubelvoll,
So hoffnungsfroh erbrauſend,
Das Thalatta, das einſt erſcholl
Im Heere der Zehntauſend.

O Heimath, Wort voll Zauberreiz,
O Heimweh, tiefes Sehnen,
Euch trug der Ritter mit dem Kreuz
Zum Land der Sarazenen;
Ihr ſteht und lockt im Alphornton
Aus Bergesmatten-Kranze,
Ihr klingt in's Herz dem Alpenſohn
„Zu Straßburg auf der Schanze!“

Der Pilger, der in Wüſten irrt,
Der Schiffer auf dem Meere,
Der Sklave, dem die Kette klirrt
Auf eilender Galeere,
Und wen die falſche Fremde trügt,
Und wer ſein Glück verloren,
Er blickt zurück, ſein Sehnen fliegt
Zum Land, das ihn geboren.

O wen des Heimwehs Macht erfaßt,
Nichts kann ihm Frieden geben,
Sein Herz ſtöhnt unter Bergeslaſt,
Verſchleiert liegt ſein Leben,
Es ſcheint die Welt ihm kalt und leer
Dem armen Freudenloſen,
Sein Tag hat keine Sonne mehr!
Sein Lenz hat keine Roſen!

Nur dort, wo ſeine Wiege ſtand,
Nur dort kann er geſunden,
Und ſelig, wer zum theuren Land
Den Pfad zurückgefunden;
Ihn ſchaut die Heimath tröſtend an
Mit Augen ſanft und linde,
Wie eine Mutter blicken kann
Zu ihrem liebſten Kinde.

O Heimath, altes Zauberwort,
O Heimweh, alte Klage,
Ihr klingt durch jede Seele fort,
Ihr klingt durch alle Tage,
Wie Liebesgruß, ſo ſüß und mild,
So bitter wie das Scheiden,
O Heimath, duftumwebtes Bild,
O Heimweh, ſtilles Leiden!

Das letzte Lied.[1])

Hört ihr der Hörner dumpfes Dröhnen,
Den Siegesruf, das Todesſtöhnen?
Die Erde bebt, es blitzt und kracht;
Die Kugeln ſchwirren, Säbel klirren,
Und aus des Pulverdampfes Nacht
Verſprengte Reiter flüchtig irren:
Das iſt die Dragatſchauer Schlacht,

[1]) Der Stoff dieſer Erzählung iſt einer Skizze von M. Jókai entnommen. Die in derſelben erwähnte Schlacht bei Dragatſchan wurde am 19. Juni 1821 geſchlagen und endete mit der Vernichtung der „Hetairiſten", jener unglücklichen Griechenkrieger, die ſich unter Alexander Ypſilanti gegen die Türkei erhoben hatten.

Wo heldenkühn der Griechen Schwert
Dem Yatagan der Feinde wehrt.
Doch ach! Die Tapfren müſſen weichen,
Ihr edles Blut vergeblich floß,
Und ſiegberauſcht ſpornt über Leichen
Der Janitſchar ſein Berberroß.

Wie auf empörtem Oceane
Aus Wogenſchwall ein Segel ſchwebt,
Sieh da! Noch eine Chriſtenfahne
Aus dem Gewühl ſich trotzig hebt.
Jordaki ſchwingt ſie ſtarken Armes,
Der Führer eines Reiterſchwarmes,
Der kühnſte Held der „heil'gen Schar",
Geſtählt in Noth und in Gefahr.
„Mir nach!" Sein Ruf durchtönt die Lüfte,
Vom Schafte reißt er das Panier,
Schlingt es als Gürtel um die Hüfte
Und ſpornt mit Macht ſein muthig Thier.
Das bäumt und ſchnaubt, und wiehernd ſchlägt es,
Bricht mit den Eiſenhufen Bahn
Und durch das Handgemenge trägt es
Den Reiter von dem blut'gen Plan.
Er ſchaut zurück. Von all' den Seinen
Noch dreißig ſich um ihn vereinen.

Und wen dort führen ſie gefangen?
Sein Kleid iſt reich mit Gold behangen,
Gezückte Schwerter ihn umdroh'n;
Das iſt des Sultans Schweſterſohn
Tyndarin Beg, der ſich ergeben,
Zu retten ſein gefährdet' Leben.

Gefeſſelt iſt der Türke bald,
Sie ſprengen fort zum Wald, zum Wald,
Rings um ſie pfeifen die Geſchoſſe,
Verfolgend hinter ihnen hallt
Der ſchnelle Huf der Feindesroſſe.

Es nimmt in ſeine grüne Nacht
Der Bergwald auf die wilde Jagd.
Und durch's Gewirr der ſchwanken Zweige,
Durch Ranken, über ſchmale Steige,
Geſtachelt von dem Sporn der Männer,
Hinfliegen langgeſtreckt die Renner.
Drei Stunden lang tobt unerſchlafft
Der Thiere ungeſtüme Kraft.
Längſt in des Forſtes Dämmerungen
Iſt der Verfolgung Lärm verklungen.
Jordakis Ruf weckt keinen Laut,
Kein Lebenszeichen man erſchaut.
Und als der Strahl der Sonne ſchräger
Und matter durch die Zweige blinkt,
Da wird der Lauf der Roſſe träger.
Der Abend naht, der Tag verſinkt;
Und des Gebirges weite Matten
Umhüllen ſich mit tiefem Schatten,
Des Silbermondes mild Gefunkel
Durchbricht das feierliche Dunkel,
Und aus entlegner Himmelsferne
Wie Freundesaugen ſchau'n die Sterne.
Im Nachthauch leis der Helmbuſch bebt,
Und durch die nahen Bäume ſchwebt
Und rauſcht und raunt es flüſternd fort
Wie ein verloren' Friedenswort.

Die Krieger zieh'n in ſtillen Gruppen.
Da plötzlich zwiſchen dunklen Kuppen
Des Dragatſchaner Berges taucht,
Vom Mondesſchimmer überhaucht,
Ein Kloſter auf, ein ernſter Bau
Mit Thürmen, melancholiſch grau.
An dieſer Stätte ſchweigt der Streit,
Hier ſuchen Heil die Schwachen, Wunden,
Es haben Nonnen, gottgeweiht,
Weltfern hier ein Aſyl gefunden.
Ihr Werk, es ſchafft nur Troſt und Frieden,
Zu ſühnen iſt ihr Amt hienieden,
Sie wollen ſtatt des Todes Leben
Mit unbefleckten Händen geben,
Und müden, wunden Kriegerreih'n
Kann nicht ihr Thor verſchloſſen ſein!

Laut an die Kloſterpforte dröhnt
Ein Schwertknauf, und ein Echo tönt.
Dann wird ein leichter Schritt vernommen.
„Wer klopft?" fragt eine Stimme klar.
„Jordaki und die heil'ge Schar!"
Das Thor ſpringt auf. An ſeiner Schwelle
Grüßt die Aebtiſſin: „Sei willkommen!
„Heut nahſt du zu geleg'ner Zeit."
— Und er: „Wir fliehn aus blut'gem Streit
Und ſuchen Schutz an dieſer Stelle."
Indeſſen tritt, ſein Roß am Zaum,
Der Letzte in des Hofes Raum.
Der Nonne Blick durchfliegt den Kreis;
„Wo ſind die And'ren?" fragt ſie leis.
Zum Himmel zeigt Jordakis Hand:
„Dort weilen ſie, im Vaterland!"

Bald hallt es in des Kloſters Gängen
Von ungewohnten Waffenklängen.
Voran den müden Kriegern eilt
Die fromme, edle Führerin,
Bis ſie an einer Saalthür weilt
Und ernſt ſich zu Jordaki wendet:
„Ertrag' mit feſtem Mannesſinn
Die Prüfung, welche Gott dir ſendet . . .
. . . Ein Mädchen haſt du jüngſt gebracht
In unſ'res Hauſes heil'gen Frieden.
Vernimm! Sie iſt in dieſer Nacht
Im gläub'gen Tode ſanft verſchieden."

Er neigt ſein Haupt im ſtummen Schmerz,
Er preßt die ſtarke Hand an's Herz.
Mit blaſſem Antlitz, feſtem Schritt
In das Gemach er ſchweigend tritt.
Er ſieht den Sarg; der Kerzen Strahl
Umflackert traurig ihn und fahl.
In träumeriſcher Dämmerung
Ruht eine Todte, ſchön und jung.
Auf ihrer bleichen Lippe ſteht
Ein unterbrochenes Gebet.
Und ſüß wie lindes Maienfächeln
Die lieben Züge freundlich hellt
Ein ſeligſtilles, letztes Lächeln.
Längſt weilt ihr Geiſt in andren Sphären,
Er ſchied, um eine beſſ're Welt
Als lichter Engel zu verklären. —
Zur Todten ſich Jordaki neigt,
Und eine helle Zähre ſchleicht
Auf ſeine tiefgebräunten Wangen,
Als er die Schweſter hält umfangen. —

Und ſieh! verſenkt in gleiches Leid,
Kniet noch ein And'rer ihm zur Seit'.
Es weicht ſein ſtarres Auge nicht
Von der Geliebten Angeſicht.
Die Roſe ſeiner Jugendjahre,
Sein ſchönſter Traum, ſank auf die Bahre,
Ihm ſank die Sonne ſeiner Welt,
In die fortan kein Strahl mehr fällt.
Marjotis, die dein Herz erkoren,
Du haſt auf immer ſie verloren!

Da kracht ein Schuß. Ein Fenſter klirrt,
Und pfeifend eine Kugel ſchwirrt.
„An's Thor, zum Kampf! Der Feind iſt da,
Ihr Männer der Hetairia!"
Und aufgeſchreckt aus düſtren Träumen,
Zum Freunde ruft Jordaki laut:
„Marjotis, folge ohne Säumen
Und ſchütze deine todte Braut!"
Und beide reichen ſich die Rechte
Und ſtürzen freudig zum Gefechte.

Wild ſtürmt, nicht achtend die Gefahr,
Auf's Kloſter rings die Türkenſchar.
Von ihren Streichen ächzt das Thor.
Die Mauern klimmen ſie empor.
Verderblich aber ſchlägt das Blei
Der Griechen in die dichte Reih,
Der Sieg'sruf wird zum Sterbeſchrei.
Matt ſinkt, vom raſchen Tod bezwungen,
Der Arm, der kühn das Schwert geſchwungen.

Und dreimal läßt der Aga ſtürmen,
Und dreimal weicht der Seinen Macht,
Je höher ſich die Leichen thürmen,
Je heißer nur ſein Grimm erwacht.
Bald fliegt nach Dragatſchan ein Reiter
Und holt Geſchütz und neue Streiter;
Kanonen werden Breſche ſchießen,
Dann ſoll das Blut der Chriſten fließen! —

Und als die dunkle Nacht verzogen,
Als Lerchenlied und Morgenroth
Sich grüßen hoch am Himmelsbogen,
Da wogt aus nahen Waldesgründen
Der Feind auf's Neu, und Unheil droht
Der ſchwarze Lauf von Feuerſchlünden.
Jordaki aber führt zur Pforte
Tyndarin Beg und ſpricht die Worte:
„Horch auf, und was ich dir geſagt,
Dem Aga künde! Wenn er wagt
Den erſten Schuß mit frevlem Muth,
So trinkt die Schwelle hier dein Blut.
Doch will er Freiheit uns gewähren,
Magſt heim du zu den Deinen kehren!“

Und auf die Bruſtwehr tritt der Beg,
Weit ragt er über ſie hinweg,
Und als die Türken ihn gewahren,
Sie horchend ſich im Kreiſe ſcharen.
Er ruft: „Auf, Girlet, ſei ein Mann!
Die Feinde zittern, greif ſie an! . . .
Denk nicht an mich!“ — Ein Blitz, ein Knall!
Hinſtürzt der Beg in dumpfem Fall.

Es dampft noch in Jordakis Hand
Die Flinte, die den Schuß entſandt.

Ein Racheruf durchfliegt die Reihen
Der Gegner, jeder drängt zum Streit,
Und die Kanonen ſind bereit,
Tod und Verderben auszuſpeien;
Manch' Schlachtroß ſchon ſich muthig bäumt —
Und einzig nur der Feldherr ſäumt.
Der Feinde That heiſcht andren Lohn,
Sie dürfen um ein rühmlich Sterben
Nicht mehr wie Krieger kämpfend werben.
Vor dem Palaſte Hebdomon
Will er ſie lebend allzumal
Zum Schauſpiel für die Gläub'gen zeigen,
Dort werden vor dem Henkerſtahl
Sie ihren ſtolzen Nacken neigen!
Auf ſein Geheiß ein Bote jagt
Zum Kloſter, der den Tapfren ſagt:
„Wollt ihr den Führer übergeben,
So ſchenkt der Aga euch das Leben!“
Zehn Flinten ſieht emporgereckt
Der Sprecher und er flieht erſchreckt.

Und wie der Panther niederkauert,
Wenn er auf ſeine Beute lauert;
Sein dumpfes Knurren leiſe grollt,
Indeß ſein Feuerauge rollt,
So hält fortan der Feind das Feld
Des ſtillen Kloſters rings umſtellt
Und drohend ſpäht er ohne Regung
Wachſam auf jegliche Bewegung. —

Viermal entſchwebt das Tageslicht,
Kein Schuß das Schweigen unterbricht,
Und thatlos ruh'n die ſcharfen Klingen,
Das blut'ge Spiel der Waffen nicht,
Der Hunger ſoll die Schar bezwingen!

Unheimlich ſchleicht und ſchattenhaft
In's Kloſter er und lähmt die Kraft,
Und ſchwächt das freudige Vertrauen,
Und ſenkt den trübumwölkten Blick,
Und füllt das Herz mit bangem Grauen
Vor qualvoll düſterem Geſchick.
Nur einer iſt, der nicht erbebt,
Ein einz'ger, der als Held gefaßt
Erträgt des Unglücks ganze Laſt
Und feſt den Blick nach oben hebt
Zum Himmel, ſeinem letzten Hoffen,
Zu ihm — iſt ja der Weg noch offen. —
Jordaki ruft zum Kloſterſaale
Die Seinen all' zum letzten Male.
Wie da ihr Herz geneſend taucht
In ſeiner Rede kühne Fluth,
Wie auf die bleichen Wangen haucht
Der Todesmuth die ſtolze Gluth.

„Sie werden mit dem Führer enden
Nicht ſchmachvoll in des Feindes Händen,
Nicht matt und ſiech um Schonung flehend,
Nein, frei dem Tod in's Auge ſehend.
Nicht wollen hülflos ohne Wehre
Sie frommer Nonnen heil'ge Ehre
In der Gewalt der Gegner laſſen,
Die mitleidslos im grimmen Haſſen

Der Schwachen händeringend Flehen
Und ihre Thränen nicht verſtehen;
Nein, beſſer iſt, in höchſter Noth
Vereint ein freigewählter Tod!

Tief unten in der Kloſtergruft,
Die nun Jordakis Schweſter hüllt,
Dort ſteht in dumpfer Grabesluft
Ein Sarg — mit Pulver angefüllt.
Jordaki ſteigt zu ihm hernieder,
Die Nonnen ſingen Todtenlieder,
Und er wird bei den Pſalmenklängen
Das Kloſter in die Lüfte ſprengen.

Und wem es nicht erhaben ſcheint,
Sich einem ſolchen Tod zu weihen,
Der ſcheide aus der Brüder Reihen
Und überliefre ſich dem Feind." —
Und einer geht zum Thore ſtill.
„Marjotis!" ſchallt's, „Marjotis will
Sein Loos nicht dem der Braut vermählen,
Bei ihr ein ſelig Sterben wählen?
O, ſehet, wie ſein Athem fliegt,
Wie ſeine feigen Lippen beben,
Die Furcht des nahen Todes biegt
Und ſchüttelt dieſes junge Leben!"

Sie ſtoßen ihn hinaus. Er eilt,
Ein weißes Tuch in ſeiner Hand,
Zum Zelte, wo der Aga weilt,
Und wirft ſich nieder in den Sand:

„Herr, Freiheit ſchenkt dein Feldherrnwort
Den Tapferen im Kloſter dort,
Wenn ſie Jordaki übergeben. —
Ich bin es! — Laß die Andren leben!“

Und hocherfreut ob ſeinem Glücke
Der Moslemine voller Tücke
Marjotis gleich in Feſſeln ſchlägt.
Zum Kloſter aber trägt ein Reiter
Den Schutzbrief an die Chriſterſtreiter,
Der der erſtaunten Schar erklärt,
Frei ſei der Abzug ihr gewährt.
— Jordaki kann ihn nicht zerreißen,
Er weilt tief unten in der Gruft —
Und Freiheit, Leben — o wie gleißen
Die Worte! Wie ein Zauberduft
Dringt in die bange Todesluft
Ihr hoffnungweckendes Verheißen.
Freiheit und Leben! — „Seht das Siegel!“
„Des Feldherrn Siegel!“ tönt's im Chor,
Und vorſchnell faßt die Hand den Riegel,
Und plötzlich öffnet ſich das Thor.

— Vergeblich lauſcht am Sarkophage
Jordaki auf die Todtenklage. —
Umzingelt von der Türkenmacht
Wird flugs die Schar, nicht kann ſie fliehn;
Sie zeigt den Brief. Der Aga lacht:
„Sein Siegel iſt aus Teig gemacht,
Auf Hundeleder ſchrieb ich ihn,
Der Brief iſt falſch — und euer Heil
Hält ſchon des Henkers Hand — das Beil!“

Da nah'n dem Feldherrn leiſe Schritte,
Und die Aebtiſſin vor ihm kniet:
„O Herr, gewähr' uns eine Bitte,
Die letzte, eh' das Leben flieht.
Laß ſingen beim Marienbild
Ein Lied uns, ach, ein letztes Lied!"

Er winkt, er will die Weiſe hören,
Kein Moslem ſoll die Nonnen ſtören. —

Sie treten zum Marienbilde,
Und leis der erſte Ton ſich hebt.
O ſchönes Lied, wie ſanft und milde
Es durch der Seele Tiefen bebt;
Hernieder weht's mit weicher Klage,
Und eines Kriegers einſam Herz
Trifft es am dunklen Sarkophage,
Dann trägt es aufwärts ohne Schmerz
Den Geiſt in reinere Gefilde,
Der ſelig mit dem Klange ſteigt,
Bis er ermattet, ſtirbt und ſchweigt.

Ein Donnerhall durchdröhnt die Gruft
Chriſt, Türke — fliegen in die Luft.

Peter Sömer

wurde am 12. Auguſt 1832 zu Elspe in Weſtfalen als der Sohn eines Schloſſers geboren. Frühe verwaiſt, genoß er erſt ſeit ſeinem 17. Jahre Gymnaſialunterricht, ſtudirte in Münſter Philoſophie und in Paderborn Theologie und wurde 1859 zum Prieſter geweiht. Nachdem er kurze Zeit die Kaplanei zu Bielefeld verwaltet hatte, wurde er 1861 Vikar zu Grevenſtein bei Arnsberg und im Novbr. 1869 Vikar in Büderich bei Werl in Weſtfalen, wo er noch gegenwärtig im Amte ſteht.

Dichtungen: „Lieder, Romanzen und Sprüche", 1867. — „Religiöſe Gedichte", 1874. — „Das Kirchenjahr. Gedichte," 1887.

Der Nicolaus kommt.

O Mutter, kommt der Klas noch nicht?
Sogleich, mein Kind, beim Sternenlicht!
Er ſteigt vom Himmelsthron herab
Mit Biſchofshut und Hirtenſtab.

Sein Eſel trappelt vor ihm her,
Bepackt mit Säcken centnerſchwer;
Die füllte ihm der liebe Gott
Mit Aepfeln, Nüſſen, Zuckerbrod.

Er geht im Dorf durch Schnee und Wind
Von Haus zu Haus, wo Kinder ſind:
Ein Kind, das fromm und artig blieb,
Das hat der Klas von Herzen lieb.

Und wenn er vor der Thüre ſteht
Und hört des Kindes Nachtgebet,
So tritt er ein im Schneegewand
Und ſtreuet aus mit voller Hand.

Doch hört er kein Gebet im Haus,
So ſtreut er keine Gaben aus:
Geh, Ruprecht! ruft er, geh und ſchlag
Den Heiden, der nicht beten mag!

Der Ruprecht iſt ein böſer Knecht,
Das Schlagen iſt ihm eben recht;
Viel' Ruthen trägt er unterm Arm
Und haut drauf los, daß Gott erbarm!

Da ſchellt der Klas! Geſchwind, geſchwind
Fall' in die Knie, mein liebes Kind!
Ein frommes „Vater unſer" ſprich,
So ſegnet und beſchenkt er dich.

Sprüche.

1.

Wer vor der Welt ſich verbirgt, der könnte nicht Segen verbreiten?
Fällt der erquickende Thau nicht in der Stille der Nacht?

2.

Siehſt du ein Leiden vor dir liegen,
Thürmt es bergeshoch ſich auf;
Haſt du erſt den Berg erſtiegen,
Sinkt er wie ein Maulwurfshauf.

3.

Nichts verſüßt ſo ſehr das Leben
Als Vergeſſen und Vergeben.

4.

Ach, Gott! wie lange, lange Zeit
Und ſchwere Müh' es koſtet,
Das Herz zu ſäubern von Eitelkeit,
Die früh hinein geroſtet!

5.

Die falſche Demuth ſchleicht;
Berühr' ſie nicht:
Die Schlange bäumt ſich leicht
Und ziſcht und ſticht.

6.

Einen Theil von Gottes Segen
Lege in der Armuth Hände:
Solch ein Dank wird Gott bewegen,
Daß er neuen Segen ſpende.

Wilhelm Sommer,

geb. am 7. April 1828 zu Brenken, Kreis Büren in Westf., besuchte von 1844—47 das Lehrerseminar in Büren und unternahm kurz nach wohlbestandener Staatsprüfung das Amt eines Hauslehrers und Erziehers bei dem Grafen von Mirbach. Ein mehrjähriger Aufenthalt der gräflichen Familie in Bonn bot ihm Gelegenheit, sein Studium der alten und neuen Sprachen fortzusetzen und philosophische, literar-historische u. a. Kollegien zu hören. Im Herbst 1859 wurde er als ordentlicher Lehrer an die neu organisirte höhere Stadtschule in Olpe berufen und kurz darauf absolvirte er das Rektoratsexamen. Auf Grund literarischer Leistungen und unter Anerkennung seiner hervorragenden praktischen Wirksamkeit wurde Sommer 1868 von der Universität Freiburg zum Dr. phil. promovirt. Nach Beendigung des Krieges von 1870/71 erhielt S. die ehrenvolle Berufung zum I. Lehrer an das neueinzurichtende Lehrer-Seminar in Metz, und im Jahre 1873 wurde er zum Nachfolger des Direktors Karl Richter am Lehrerseminar in Paderborn ausersehen. Die von ihm verfaßten vorzüglichen Schulbücher u. s. w. haben ihn in der pädagogischen Welt weit und breit auf das vortheilhafteste bekannt gemacht.

Wenn du noch eine Mutter hast.

Wenn du noch eine Mutter hast,
O lieb' sie heiß und treu und rein;
Vielleicht verstehst und ahnst du kaum,
Welch' hohes Gut du nennest dein!

Von all den Herzen auf der Welt
Kommt keines ihr an Liebe gleich;
Von allen, die dir Gott gesellt,
Liebt keins dich je so voll und reich.

Sie liebte dich, eh' du gelallt,
Sie wird dich lieben, für und für;
Der Mutterliebe Allgewalt
Sprengt ſelbſt die ſtarke Himmelsthür.

Drum lehrt' auch, der vom Himmel kam,
Die Liebe ſelbſt, der heil'ge Chriſt,
In ſeinem Beiſpiel, wunderſam,
Wie's Mutterherz zu lieben iſt.

Und doch, o ſüßes Mutterherz,
Wie oft und hart wirſt du verkannt!
Wie oft erſt lehrt der Trennung Schmerz,
Welch' reiches Glück mit dir entſchwand!

Doch wenn im ſtillen Grab' ſie ruht,
Die uns geliebt ſo heiß und hehr,
Dann wecket keine Thränenfluth
Ihr gutes, treues Herze mehr.

Wenn du noch eine Mutter haſt,
O lieb' ſie, Kind, recht treu und rein;
Wer weiß, wie lang' dies hohe Gut
Du noch hienieden nenneſt dein!

Der Mutter Schlummerlied.

Nun ſchlummre ſanft, herzliebes Kind,
Und ſchließ die müden Lider!
Schon blickt dein Engel hold und lind
Auf ſeinen Schützling nieder.
Mit ſeinen zarten Flügelein
Will ſüß er dich umfangen;
Drin wirſt du ſanft geborgen ſein,
Darfſt zagen nicht und bangen.

Da draußen iſt's ſo ſtill und leer,
Sacht kommt die Nacht gezogen;
Kein Vöglein ſingt im Garten mehr,
Sind all' ins Neſt geflogen.
Das Kälbchen mit der bunten Kuh,
Die Lämmchen mit den Schafen,
Sie gingen müde auch zur Ruh
Und wollen ſänftig ſchlafen.

Das Häslein in dem Weizenfeld,
Mit ſeinen langen Ohren,
Es hat ſich unter'm Himmelszelt
Sein Bettlein auserkoren.
Da liegt es nun und träumt und denkt:
Hier bin ich wohl geborgen;
Der liebe Gott, der alles lenkt,
Der wird für mich auch ſorgen.

Das Bienchen längſt mit: Summ, ſumm, ſumm
Kroch in ſein ſüßes Häuschen;
Das Kätzchen nur ſchleicht noch herum
Und ſucht nach einem Mäuschen.
Die kleinen Mücklein ſtreichen ſacht
Noch einmal ihre Schwingen;
Dann will auch ſie die ſtille Nacht
Zur ſanften Ruhe bringen.

Drum Herzensſöhnchen, ſchlaf auch du,
Dies Küßlein noch zum Segen!
Dein Engel wird in ſüßer Ruh
Des lieben Männleins pflegen.
Er ſingt dir in der langen Nacht
Gar ſüße Himmelslieder,
Und wenn der Morgen dann erwacht,
Sehn fröhlich wir uns wieder.

Ludwig Stein,

geb. am 23. Februar 1868 zu Krefeld in den Rheinlanden, lebt als Schriftſteller in Münſter in Weſtfalen.
Dichtungen: „Graf Otto I. v. Tecklenburg", 1884. — „Gedichte", 1882—1885. — „Naſſia", 1887.

Norwegiſches Lied.

Halgrim, hinab, hinab zu mir,
Freundlich will ich dich empfangen;
Biete zum Küſſen, Theurer, dir
Meine Lippen und meine Wangen!

Halgrim, verlaß' den rauhen Fjeld,
Ruhig weidet deine Herde;
Drunten iſt eine ſchönere Welt,
Grüner leuchtet die Thaleserde!

Halgrim, und fragt der Vater dich:
Warum bliebeſt du nicht droben?
„Fiel ein Böcklein vom Grate", ſprich —
Und er wird dich deſſen noch loben!

Verſagung.

Kaum ſtand die Welt in vollem Frühlingsprangen,
Im grünen Walde dufteten die Blüthen,
Goldkäferlein im warmen Lichte ſprühten
Und aus dem Aether tauſend Lerchen ſangen;

Da bin ich froh ins bunte Feld gegangen,
Mich mied die Luſt, mein Kämmerlein zu hüten,
Viel Blumen brach ich, die wie Purpur glühten,
Sie meinem Lieb zu weih'n trug ich Verlangen.

Ich ſchrieb: „Dir glüht mein Herz, den Blüthen gleich,
Nimm als der Liebe Zeichen ſie, mein Engel,
Biſt du mir gut, hab' ich mein Glück gefunden."

Sie bot mir freundlich ihren Gruß ſogleich
Und ſandte mir den Strauß zurück, — die Stengel
In einem Körbchen mit Geſchick gewunden.

Wilhelm Storck,

geb. am 5. Juli 1829 zu Letmathe im Kreiſe Iſerlohn, beſuchte das Gymnaſium zu Arnsberg, ſtudirte dann in München, Münſter und Bonn Philologie, beſtand im Herbſte 1855 zu Münſter das Examen pro facultate docendi, ſetzte nach einem am Gymnaſium zu Paderborn geleiſteten Probejahre ſeine philologiſchen Studien an der Univerſität zu Berlin fort, wurde daſelbſt 1858 zum Dr. phil. promovirt und 1859 zum außerordentlichen Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur an der philoſophiſchen Fakultät zu Münſter ernannt. Seit 1863 iſt er Mitglied der wiſſenſchaftlichen Präfungs-Kommiſſion, wurde 1868 ordentlicher Profeſſor, erhielt 1877 den Rothen Adlerorden IV. Kl. und 1884 den Kronenorden III. Kl., wurde vom Könige von Portugal 1885 zum Ritter des Santiago-Ordens ernannt und 1887 durch Verleihung des Comthur-Sterns des Chriſtus-Ordens ausgezeichnet. Er iſt mehrerer gelehrten Geſellſchaften zu Porto, Rio de Janeiro und Liſſabon Ehrenmitglied. Außer verſchiedenen philologiſchen Abhandlungen und Schriften veröffentlichte er u. a. folgende Ueberſetzungen: „Loſe Ranken.“ Ein Büchlein Catulliſcher Lieder, 1867. — „Lieder aus der Minnezeit“, 1872. — „Luis' de Camoens ſämmtliche Gedichte“, 1880.

An ſich ſelbſt.

(Nach Catullus.)

Du Grübler du, ſo ſei zufrieden
Und laß von deiner Narrethei:
Ein ſüßes Glück war dir beſchieden;
Das iſt vorbei; — ſei's denn vorbei!

Oft lachte vormals dir die Sonne,
Es flog dein Herz vorauf dem Fuß,
Sobald dich lud zu Luſt und Wonne
Ein loſer Blick, ein leiſer Gruß.

Ein Schäkern war es, war ein Scherzen!
Du nahmſt, ſie gab, du gabſt, ſie nahm,
Was dir erwünſcht im ſtillen Herzen
Nicht unerwünſcht dem Mädchen kam.

Nie ward und wird in Weh und Wonne
Ein Weib auf Erden ſo geliebt! —
Oft lachte vormals dir die Sonne:
Ach, daß ein Glück ſo raſch zerſtiebt!

Sie will nicht mehr; — wohlan, ſo wolle
Auch du nicht, und mit Mannesmuth
Ertrage den Verluſt und grolle
Nicht länger in verhalt'ner Glut! —

So lebe wohl! — ich will nicht zucken,
Hart will ich ſein wie Stein und Erz;
Ich kann den Gram hinunterſchlucken,
Zu ſtark und ſtolz ſchlägt dieſes Herz.

Schließ immerhin mit feſten Barren
Hausthür' und Fenſter, ſchließe zu;
Ich werde nicht mehr ſteh'n und harren,
Du haſt vor mir nun gute Ruh.

Doch zuckt es durch die Bruſt dir bitter, —
O warte nur, die Stunde kommt, —
Wenn Keiner mehr verliebt am Gitter
Dir ſteht und keine Klage frommt.

Langſam und liebeleer verrinnen
Wird jeder Tag dir, jede Nacht,
Wenn all dein Sehnen, all dein Sinnen
Umſonſt auf Lieb' und Luſt bedacht.

Du möchteſt Lipp' auf Lippe preſſen,
Sie küſſen wild und küſſen wund; —
Doch Alles hat auf dich vergeſſen,
Und dir entgegen lacht kein Mund.

Sieh! Falſche, das ſind deine Tage! —
Doch, Grübler du, ſei ſtark und ſtill;
Laß deine Narrethei und trage
Standhaft und ſtolz, was kommen will.

Luis de Camoens.

(10. Juni 1880.)

Zum dritten Mal ſind hundert Jahr' entwichen,
Seitdem die Königsſtadt im fernen Weſten
Luis de Camoens, ihrer Söhne beſten
Und herrlichſten, im Tode ſah erblichen.

Der trutz'ge Sänger litt, vom Neid umſchlichen,
Daheim Verbannung, Kerker und Gebreſten,
Elend und Noth auf Barken und in Veſten,
Schiffbruch und Seuch' in fremden Himmelsſtrichen;

Schickſal und Schuld beſchloſſen ſein Verderben,
Doch Sieg verlieh'n ihm Lieb' und das Beſtreben,
Ruhm ſich und ſeinem Volke zu erwerben;

Was heiß er wünſchte, ward ihm voll gegeben:
Sein Vaterland, das mit ihm ſollte ſterben,
In ihm gewann es ſich ein ew'ges Leben.

K. F. Gisbert Freiherr von Vincke,

Sohn des bekannten Oberpräsidenten der Provinz Westfalen wurde am 6. September 1813 auf dem Gute Ickern bei Dortmund geboren, studirte in Heidelberg und Berlin die Rechte. Dann trat er zur Verwaltung über, legte 1842 sein Staatsexamen ab und wurde später als Regierungsrath nach Münster versetzt. 1860 schied er wegen eines Augenleidens aus dem Staatsdienste aus, siedelte nach Frankfurt a. M. über und von dort nach Freiburg im Breisgau, wohnt während der Sommermonate zu Ostenwalde bei Melle.

Dichtungen: Von seinen überaus zahlreichen Werken seien erwähnt „Rose und Distel", 1853. — „Sagen und Bilder aus Westfalen", 1856. — „Gedichte", 1860.

Sonett.

Am Himmel steigt herauf die stille Nacht,
Vom Himmel steigt sie zu der Erde nieder —
Dann senk' ich nicht zum Schlaf die Augenlider:
Ich weiß, daß noch ein andres Auge wacht.

Ich weiß, daß noch ein Herz an mich gedacht,
Und an dies Herz gedenkt das meine wieder,
Und nun erwachend singen meine Lieder
Den Himmel, der aus jenem Auge lacht.

Und Liebeswort und Traumesglück, die beiden
Sie reichen als Geſchwiſter ſich die Hand,
Sind von einander bald nicht mehr zu ſcheiden.

Und wenn nun Nacht und Traum dem Tage ſchwand,
Soll doch das Lied nicht einſam trauernd leiden,
Weil zu dem Wort ein andres Wort ſich fand.

Antike Strophen.

Die deutſche Dichtung bildete, bildet noch
Der Ode Versmaß, welchem Hellenenkunſt
  Zuerſt Erfindung gab und Ausdruck
    In des melodiſchen Worts Geſtaltung.

So wirkten Klopſtock, Hölty, der alte Voß
Und Hölderlin und Platen, der Held des Klangs,
  Auch Geibel bot manch hohen Sang uns —
    Keiner beachtete treu das Vorbild.

Nachdem Alkaios wechſelnde Weiſe ſchuf
Und ſolchem Beiſpiel Sappho gefolgt mit Glück,
  Gab erſt Horatius feſtre Satzung
    Dem, was Alkaios erſann und Sappho.

Doch nicht aus Willkür bracht' er ein neu Geſetz:
Ihm war's bewußt, daß nimmer die Sprache Rom's,
  Hellenenlaut, Hellenenanmuth
    Wiederzuſpiegeln Geſchick und Macht hat;

Sein Recht dem Einſchnitt ſichert' er wohlbedacht,
Weil der gebietriſch lockeren Fuß beſchränkt,
Und Silben vollausklingend kraftvoll
Traten an Stelle der matten Kürzen.

Die Form der Dichtkunſt wandelt den gleichen Pfad:
Erſt ſpätre Zeit bringt höhere Meiſterſchaft!
Was unerreichbar ſchien dereinſtmal,
Reifte gemach in der Zeit Vollendung.

Auch deutſcher Dichtung gilt, was Horaz bedacht:
Dem Klang von Hellas ſtreben wir nach umſonſt —
So wär's denn rathſam, unverbrüchlich
Folgen des Römers erwogner Vorſchrift.

Das Gegentheil ward leider von uns befolgt:
Gelockert mehr noch wurde der Griechen Maß;
Was dort als Freiheit gern vergönnt war,
Ließen wir gelten als ſaubre Regel.

Der Beſten Sangkunſt huldigte ſolcher Art,
Die wohl bequem iſt, aber gefällig nicht:
Selbſt Platen, dem ſonſt Zwang ein Spiel war,
Kehrte ſich nicht an die beſſre Satzung.

Des Verſes Prüfſtein bietet das Leſen leicht,
Wenn's Laiengleichmuth ohne Beſinnen wagt
Und ſicher, traumhaftkeck den Kahn lenkt
Ueber das ſchroffe Geklipp der Brandung.

Kleinmeiſterklügeln reimte die Strophe gar —
Neu war's, obgleich es minder erſprießlich war:
Weil wechſelſchritts die Zeilen ſchreiten,
Klingt es wie Bänkelgeſang vom Weiten. —

Nothwendig iſt uns nimmer die fremde Kunſt,
Das Maß von Hellas oder von Latium:
Aus eignem Reichthum, unerſchöpflich,
Schaffen wir ſpielend der Strophen Neuheit.

Wen's gleichwohl anlockt, daß er der Fremde dient,
Der mag bedachtſam wahren des Dienſtes Pflicht:
Bereichert wird nicht deutſche Dichtkunſt
Durch der harmoniſchen Form Verwäſſerung.

Friedrich Wilhelm Weber,

unzweifelhaft der bedeutendste unter den zeitgenössischen westfälischen Dichtern, wurde am 26. Dezember 1813 zu Alhausen in Westfalen geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums zu Paderborn studirte er in Greifswald Philologie, ging dann zur Medizin über, der er sich in Breslau und dann nochmals in Greifswald widmete. Er promovirte daselbst 1838, machte sein Staatsexamen in Berlin, ließ sich 1841 als praktischer Arzt in dem Kurorte Driburg bei Paderborn nieder und ward 1856 als Brunnenarzt nach Lippspringe berufen. Ueberanstrengung hatte für seinen Gesundheitszustand so nachtheilige Folgen, daß er nach neun Jahren diesen Wirkungskreis aufgeben mußte. Er zog 1867 nach Thienhausen bei Steinheim, wo ihm der Freiherr Guido von Harthausen sein dortiges Schloß einräumte. Seit 1861 ist Weber Mitglied des preußischen Landtags. Im Jahre 1880 wurde ihm von der Akademie zu Münster das Ehrendiplom eines Dr. phil. verliehen. Außerdem ist er Sanitätsrath. Ueber seine literarische Thätigkeit sagt Hermann Hartmann in seinem „Schatzkästlein Westfälischer Dichtkunst“: „Außer einer balneologischen Schrift und Uebersetzungen aus dem Englischen und Schwedischen veröffentlichte er im Jahre 1878 das lyrisch-epische Gedicht „Dreizehnlinden“, das ihn mit einem Schlag in die Reihe der beliebtesten Dichter unserer Nation stellte. Das Buch hatte einen beispiellosen Erfolg!“

Dichtungen: „Dreizehnlinden“, Paderborn. 1. Aufl. 1878. 38. Aufl. 1887. — „Gedichte“, Paderborn. 1. Aufl. 1881. 11. Aufl. 1887. — „Marienblumen“, Köln, 1885.

Singerlein.

Er ist ein armes Singerlein,
Recht fromm und ungelehrt,
Er geht das Land hinaus, hinein
Und singt — wo man's begehrt.
Was singt er denn? Ein Sprüchlein nur
Nach einer Melodie;
Das klingt so hell durch Wald und Flur:
Gegrüßt seist du, Marie!

Wohl warb er nie mit hoher Kunſt
Um Güter dieſer Welt;
Auf Herrengnade, Frauengunſt
War nie ſein Sinn geſtellt.
Sein Mantel zeigt, ſein kahler Hut,
Wie ſchlecht ſein Glück gedieh,
Doch ſingt er friſch und wohlgemuth:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Sonſt wußt' er Lieder mancher Art
Von neuem Ton und Klang,
Die er auf heit'rer Wanderfahrt
In Burg und Weiler ſang.
Vergeſſen ſind ſie allzumal,
Er ſelber weiß nicht, wie?
Doch ſingt er hell in Berg und Thal:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Und wenn der ſchöne Sommer floh,
Dann trauert Wald und Au;
Das Singerlein iſt frühlingsfroh
Und grüßt die heil'ge Frau.
Und weht der Lenz durch Buſch und Strauch,
Sein einzig Lied iſt Sie,
Und alle Vöglein ſingen auch:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Ein Kirchlein ſteht im Oedeland,
Dabei ein Brönnlein klar;
Er kühlt die Stirn mit heißer Hand
Und bringt ſein Sträußlein dar.

Er neigt ſein Haupt, die Thräne rinnt,
Er beugt ſein müdes Knie,
Und ſanft verweht im Abendwind:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Und kommt er vor die Himmelsthür
Nach mancher Noth und Pein,
Der Schließer fragt: „Wer ſteht dafür?“
„Ein armes Singerlein!“
Und thut ſich auf das Pförtlein ſchmal,
Dann ſingt er, hell wie nie,
Hinein in Gottes Freudenſaal:
Gegrüßt ſeiſt du, Marie!

Dank.

Dir dank' ich, Gott, für jede Gabe,
Für Weib und Kind, für Haus und Habe,
Für treuer Herzen Güt' und Gunſt,
Für Wiſſenſchaft und fromme Kunſt.

Dir dank' ich für die kleine Laute,
Die deine Huld mir anvertraute;
Wie arm ihr Spiel auch ſei, ſie war
Des Klausners Troſt manch trübes Jahr.

Nie mocht' ich mit den Schwänen ſtreiten
Und himmelhoch die Flügel breiten:
Horcht doch ein ſtiller Wandrer auch
Dem Finkenſchlag in Buſch und Strauch.

Dem Rieſenſtrome Ruhm und Ehre,
Der Maſten trägt und wogt zum Meere:
Doch Dank wird auch dem Bach gezollt,
Der Wieſen tränkt und Räder rollt;

An deſſen Rand das Mädchen lauſchet,
Wenn er vorüber ſingt und rauſchet
Vom Wichtelborn, aus dem er rann,
Vom grünen Wald und finſtren Tann,

Wo Elben ſchweifen, Zwerge hämmern,
Wo Kronen funkeln, Grotten dämmern,
Und ſanft gewiegt vom Sommerwind
Die blaue Blume träumt und ſinnt.

Herr, dein Wille geſchehe!

Dein Wille ſoll Gebot uns ſein,
Er ſoll geſcheh'n, dein Will' allein,
Auf Erden wie im Himmelreich dort oben.
Und ob uns Trübſal überkommt
Du weißt am beſten, was uns frommt,
Dich wollen wir, wenn auch in Thränen, loben.

Demüthige dich.

Wer auf ſich ſelbſt ſich recht beſinnt,
Der lernt, wie klein, wie klein er iſt.
Demüth'ge dich, du Erdenkind,
Und fühle, wie gering du biſt.

Ahnſt du des Schöpfers Rieſenplan?
Ahnſt du, wie groß er iſt, wie groß?
Die Welt im Weltenozean
Kein Tropfen, nein, ein Sandkorn bloß!

Und du? In dieſer weiten Welt
Ein Stäublein, das im Sturme trieb,
Das irgendwo auf ödem Feld
An einer Diſtel kleben blieb. —

Demüth'ge dich! Und weißt du recht,
Wie groß dein Gott, wie du ſo klein,
Wie er der Herr, und du der Knecht,
Dein Gott, er wird dir gnädig ſein.

Saure Arbeit.

Beſchäftigung iſt Manchem lieb und werth,
Gemächlich will er dies und das verrichten:
Das Taſten und das Tappen frommt mitnichten,
Nur ſaure Arbeit iſt's, die ehrt und nährt!

Der beſte Orden.

Gar manches Knopfloch iſt geſchmückt,
Weil Manchem dies und das geglückt
Mit Klingen und mit Kielen.
Jedweder Leiſtung Ehr' und Preis:
Der beſte Orden, den ich weiß,
Iſt eine Hand voll Schwielen.

Heirathen.

Will einer ein Kramgeſchäft beginnen
Und meldet ſich ein Partnersmann,
Er ſieht ihn zweimal, dreimal an
Und ſagt, er muß ſich noch beſinnen.
Doch will er frei'n, mit heißem Kopf
Haſcht er hinein in den Schickſalstopf,
Blindlings, friſchzu, ganz unverdroſſen.
Und hat er ſich vergriffen, verſchoſſen,
Und macht ein ſauer verblüfft Geſicht,
Dann achſelzuckt die Welt und ſpricht,
Heirathen würden im Himmel geſchloſſen.

Immer auf der Wacht.

Wenn einer raſtlos Tag und Nacht
Vor ſeiner Thür ſteht auf der Wacht
In blanker Wehr und Waffen,
Statt drinnen zu wirken, zu ſchaffen,
Dem ſchleicht ein Feind rücklings ins Haus,
Das iſt die Verarmung, die räumt es aus.
Zwei Spießgeſellen ſind gleich dabei,
Der Hunger und die Meuterei.
Nun iſt die Wirthſchaft fein beſtellt,
Indeß der Kriegsmann Wache hält
Und ſchreitet ſchwer in blanker Wehr
Vor ſeiner Thüre hin und her.

In der Bergkapelle.

Waldumrauſchte Bergkapelle,
Einſam, öd' und halb zerfallen,
Mag kein Pilger dich beſuchen,
Immer muß ich zu dir wallen.

Fern der Welt verworrnem Brauſen
Und mir ſelbſt zurückgewonnen,
Knie' ich am Altar, ein müder
Wandersmann am kühlen Bronnen.

Vor mir in der Mauerniſche
Tief gebeugt die gnadenreiche,
Schmerzensreiche Gottesmutter
Mit des Sohnes blut'ger Leiche.

Ihr zu Füßen welke Blumen,
Ihr zu Häupten falbe Kränze,
Abendrothumglüht, die letzte
Liebesgab' entſchwundner Lenze.

Welke Blumen, falbe Kränze,
Die ſie brachten, ob ſie ſtarben?
Ob ſie ſchweifen in der Fremde?
Ob ſie irrten und verdarben?

Tiefe Stille! durch die Fenſter
Nur der Flüſterhauch des Windes,
Und des Bachs verlornes Murmeln
Wie das Beten eines Kindes.

Und ich bete, ſchmerzlich dringend,
Wie in meiner Kindheit Tagen!
All mein Härmen und mein Sorgen,
All mein Kümmern kann ich klagen.

Und die linde, langentwöhnte,
Langerſehnte Opferſpende,
Leiſe rinnt die warme Thräne
Auf die fromm gefaltnen Hände. —

Waldumrauſchte Bergkapelle,
Einſam, öd' und halbzerfallen,
Mag kein Pilger dich beſuchen,
Immer muß ich zu dir wallen.

Das heilige Land.

Ein Pilger geht im tiefen Wald;
Die Nacht iſt ſchwarz, der Wind iſt kalt,
Ihm ſtarrt von Reif und Eiſe
Sein graues Haar, ſein braun Gewand:
Mühſelig iſt die Reiſe
Ins heil'ge Land!

Schon längſt zerriß ſein Wanderſchuh,
Doch ſchritt er barfuß rüſtig zu
Auf felſigrauhen Pfaden.
Wohl ſeufzt' er oft in Harm und Leid:
O Gott, zur Stadt der Gnaden,
Wie weit, wie weit!

Da ſchimmert durch die Stämme fern,
Durch Buſch und Strauch ein lichter Stern;
Er eilt mit frohem Jagen,
Und aus den Dornen ſieht er bald
Ein armes Kirchlein ragen
Im wilden Wald!

Ein Kirchlein, ſtill und altersgrau,
Gewidmet Unſrer Lieben Frau,
Der Führerin der Irren.
Vor ihrem Bild' ein Lämpchen blinkt,
Das aus des Waldes Wirren
Dem Wandrer winkt.

Er tritt hinein mit müdem Fuß,
Er grüßet mit des Engels Gruß
Und betet lang und leiſe,
Zur Muttergottes hingewandt:
Wie iſt ſo ſchwer die Reiſe
Ins heil'ge Land!

Nun neigt er ſich und ſchlummert ein;
Sein Haupt umſpielt der Lampe Schein,
Es flüſtert in den Bäumen.
Um ſeinen Mund ein Lächeln geht:
Ob er in holden Träumen
Auf Sion ſteht? —

Es dämmert ſchon der trübe Tag:
Wie nur der Pilger ſchlafen mag?
So bleich ſind ſeine Wangen,
Auf kalter Bruſt ſo kalt die Hand! —
Sei ſtill! Er iſt gegangen
Ins heil'ge Land.

Laura Weber,

jüngste Tochter des 1869 verstorbenen Dr. med. Johann Heinrich Weber, wurde am 15. September 1839 zu Brilon in Westfalen geboren. Die Dichterin lebt in Warendorf.

O zage nicht.

O zage nicht, wenn hier in dunklen Stunden
Aus deinem Auge heiß die Thräne bricht,
Der Gott, der schlägt, er heilt ja auch die Wunden,
Drum zage nicht!

O zage nicht! wie auch im Meer der Welten
Sich Well' auf Well' an deinem Schifflein bricht,
Kämpf' nur getreu, der Herr wird's dir vergelten,
Und zage nicht!

Ja, er wird jeden Kampf dir reich belohnen,
Er, der zu deinem Herzen tröstend spricht:
Das Treue nur verdienet Himmelskronen,
Drum zage nicht!

O zage nicht! o kämpfe, ring' hienieden
Zum Himmel aufwärts deine Blicke richt'.
Dort nur allein, dort oben wohnt der Frieden,
Auf Erden nicht!

F. H. Otto Weddigen,

geb. am 9. Februar 1851 zu Minden in Westfalen, aus altwestfälischem Geschlechte, besuchte das dortige Gymnasium und machte nach erlangter Maturität 1870 als Freiwilliger den Feldzug gegen Frankreich mit. Dann widmete er sich in Halle, Straßburg und Bonn literarischen, philologischen und historischen Studien, übernahm 1874 eine Lehrerstelle am großherzogl. Realgymnasium in Schwerin, promovirte zum Dr. phil. und legte im November d. J. in Bonn sein Staatsexamen ab. Er wirkt seit 1878 als Lehrer am Gymnasium in Hamm in Westfalen.

Dichtungen: „Schwertlieder", 1878. — „Ges. Dichtungen", 2 Bd., 1884. — „Neue Gedichte", 2. Aufl., 1885. — „Gedichte aus der Heimath und aus Italien", 1886. — „Von der rothen Erde". Westfälische Dorfgeschichten und andere Erzählungen, 1887. — „Neue Märchen und Fabeln", 1885; 3. Aufl. 1888.

Alt-Heidelberg.

(Preisgekrönt.)

Comp. von Vincenz Lachner.

Alt-Heidelberg, du feine,
Wie winken deine Höh'n!
Wie perlen deine Weine,
Grüß Gott! beim Wiedersehn.
Ich mußte lang' dich meiden,
Fort rief mich ernste Pflicht —
Die Thräne floß beim Scheiden
Und dein vergaß ich nicht.
Alt-Heidelberg am Neckarstrand,
Du herrliche im deutschen Land.

Wie nicken Mauern, Gassen
So heiter und vertraut!
Wie konnt' ich dich nur lassen,
O, schmucke Burschenbraut.
Wie oft auf hohem Schlosse
In lauer Sommernacht
Hab' ich als junger Sprosse
Voll Lust gezecht, gewacht.
Alt-Heidelberg am Neckarstrand,
Du herrliche im deutschen Land.

Des Flusses Wellen plaudern
Manch' wundersame Lehr',
Der Sonne Strahlen zaudern
Auf reichem Blüthenmeer:
Der Mond im lichten Glanze
Wiegt sich am Himmelsraum,
Bei lust'gem Elfentanze
Träumt' ich manch süßen Traum.
Alt-Heidelberg am Neckarstrand,
Du herrliche im deutschen Land.

Was gleicht dem Burschenleben?
Ein Hoch dem Studio!
Mein letztes würd' ich geben,
Wär' stets mein Herz so froh.
O Musenstadt, was gleichet
Rings deiner Berge Pracht?
O Heidelberg, was reichet
An deines Zaubers Macht?
Alt-Heidelberg am Neckarstrand,
Du herrliche im deutschen Land.

Schenkt ein die vollen Becher,
Zapft an das große Faß!
Wie lechzt der alte Zecher
Nach ſolchem edlen Naß.
Stoßt an, ſtoßt an, Ihr Brüder!
Wie ſtärkt beim Rebenblut
Des Lebens Luſt ſich wieder!
Wie hebt ſich deutſcher Muth.
Alt-Heidelberg am Neckarſtrand,
Du herrliche im deutſchen Land.

Alt-Heidelberg, du feine,
Wie winken deine Höh'n!
Wie perlen deine Weine,
Grüß Gott! beim Wiederſehn.
Wer wird von dir nicht ſingen,
Du traute Muſenſtadt?
Dein Ruhm wird nie verklingen,
Nimm auch dies Lorbeerblatt.
Alt-Heidelberg am Neckarſtrand,
Du herrliche im deutſchen Land.

Das deutſche Reich.

Machtvoll biſt du auferſtanden,
Deutſches Reich, aus ſchweren Banden,
Stolzes Glied im Völkerkreis;
Wohin ſich die Blicke wenden,
Laut ertönt an allen Enden
Deines Namens Ruhm und Preis.

Strahle mild im gold'nen Frieden!
Sei der Freiheit Schirm hienieden!
Hoch die Fackel der Kultur!
Oeffne weit an allen Orten
Kunſt und Wiſſen deine Pforten,
Segen ſpendet ihre Spur.

Duldſamkeit, die edle, übe,
Schlinge feſt das Band der Liebe
Rings um deiner Söhne Schaar;
Weh'! wenn ſie durch bitt're Reden,
Voller Argwohn ſich befehden,
Droht dem Vaterland Gefahr.

Leihe Schutz den ſchuldlos Armen,
Hab' mit ihrer Noth Erbarmen,
Heil entkeimet ſolcher Saat;
Doch mit der Vernichtung Streichen
Such' die Frevler zu erreichen,
Welche ſpinnen dir Verrath.

Jede Bruſt für dich erglühe,
Wohlſtand froh in dir erblühe,
Treu und Fleiß reich' ſich die Hand.
Segen fleh' ich auf dich nieder,
Jubelnd ſing' ich immer wieder:
Deutſches Reich, mein Vaterland!

Heimkehr am Abend.

Die Sonne ſinkt im fernen Weſten,
Es dunkeln Thäler, Wälder, Höh'n,
Die Vöglein ſchlummern in den Aeſten,
Ringsum die Friedensengel gehn.

Es ſchaut ſo ſtill die Waſſerroſe
Hernieder in den Erlenteich,
Sie harrt, ob Jemand mit ihr koſe
Dort aus dem naſſen Nixenreich.

Der Mond blickt freundlich auf mich nieder,
Er leuchtet heim mir auf dem Pfad;
Ich ſinge ihm die ſchönſten Lieder,
Die heut' mein Lieb' geſungen hat.

Du biſt mein Traum, mein ſüßer Traum.

Du biſt mein Traum, mein ſüßer Traum,
Wenn alles ringsum ſchweigt,
Wenn ſich der Sterne gold'ne Pracht
Am Himmel freundlich zeigt.

Wenn ſich des Mondes Sichel wiegt
Am fernen Himmelszelt,
Dann webt um mich ſo hold, ſo leis
Die Sehnſucht eine Welt.

O hätt' ich eines Zaub'rers Macht,
Dich zaubert' ich hervor,
Zu deinen Füßen blickt' ich dann,
Mein Stolz, zu dir empor.

Hermann Wette,

geb. am 16. Mai 1857 zu Herbern, Reg.-Bez. Münſter, abſolvirte das Gymnaſium zu Münſter und ſtudirte dann an den Univerſitäten Bonn, München und Halle Medizin; machte im Jahre 1880 zu München ſein Staatsexamen und ließ ſich nach längerem Aufenthalt in Wien als Arzt für Ohren-, Hals- und Naſen-Krankheiten in Köln nieder. Außer dramatiſchen Arbeiten veröffentlichte er Gedichte in weſtfäliſcher Mundart unter dem Titel: „Was der Wind erzählt", 1884.

Maidag.

Maidag! wo büß du denn?
Segg mi doch, wo blifs du denn?
Liggs du no in daipen Slap,
Un wi hö't[1]) hier al[2]) de Schap?

Maidag! ſo hör doch to!
Wacker op un töm nich ſo!
Weeſ't nich: Kuckuck hät al[2]) ſchrait,
Un dat klain Viölken[3]) blaiht.

Maidag! de Märt is ut,
Kick[4]) es[5]) ut de Erd' herut!
Kine Köll'[6]) mär döt di wat,
Kin Aprilſchur gütt di natt.

[1]) hüten. [2]) ſchon. [3]) Veilchen. [4]) ſchau. [5]) mal. [6]) Kälte.

Maidag! du Wunnermann,
Gau[1]) treck't[2]) gröne Bücksken[3]) an
Un den bunten Blaumenrock,
Un bekräns di Haut un Stock!

Min Mäken är Utstür.[4])

En Hüsken hät min Mäken,
Aes di't kin Mester baut,
Ut Holt nich, nich ut Steene,
Ganz klain un doch so graut.

Vör Für un Daiwe sieker,
Js't open doch ganz wit,
Puckpuck! de laiwe Frohsinn
Hält Wacht darin alltid.

* * *

Twee Kämmerkes hät't Mäken,
Met Fenster, blitseblank;
Drin mögg ik mi wul spaigeln
Min ganze Läbenlang.

Denn ut de runden Ruten[5])
Kikt Laifde[6]) un de Trü,
De nikket mi so fröndlik
Un winkt: Laif häwwi di!

* * *

1) schnell. 2) zieh's. 3) Höschen.
4) Meines Mädchens Aussteuer. 5) Scheiben. 6) Liebe.

Auk hät et Kind en Spinnrad
Da löpt di doch ſo flink,
Kann nümmer ſtille ſtahen,
Es is en ſnakig[1]) Ding.

Et ſpinnet all de Wörtkes,
De mi ſo laiflik klingt,
Äs[2]) Engelkes in'n Hiemel
Gewiß nich ſchöner ſingt.

* * *

Twee Mägde owwer daint är,
So giff't nich in de Welt
So hennig,[3]) gau[4]), ſo ſuber,
Un koſt't är doch kin Geld.

De netten, drallen Dinger,
Op Arbait blot bedacht,
Schafft met de Pnddelfinger
Oft lat[5]) no in de Nacht.

* * *

Sogar twee Pärdkes hät ſe,
Brukt Hawer nich of Stroh,
De trippelt un de trappelt
Doch ümmer flink un froh.

Un denk, ſe könnt auk danſen;
Wenn män[6]) en Örgel klingt,
Se met mi armen Düker
Hopphopp! herümmer ſpringt.

* * *

---

[1]) ſpaſſig. [2]) als. [3]) behende. [4]) ſchnell. [5]) ſpät. [6]) nur.

Dat's Dokter un Apteeker
Är Läbedag nich brückt,
Hät se en sieker Mittel,
In't Paradis is't plückt.

Süh! op de runden Bäckskes
Gesundhaitskrütken staiht,
Dat rosenraude Blömken
Sölfs Middewinter blaiht.

* * *

Nich wahr, ik kann wul lachen,
Ik häf ne rike Brut;
Et stürt jä doch kin Küning
Sin Dochter bäter ut.

Is't auk nich Gold un Sülwer,
Wat är de Mauder gaf,
Wat's hät, dat is mi sieker,
Kin Düwel nimt är af.

* * *

Un doch hät se en Slötken,
Womet se Alls verslütt;
Ik häf alleen den Slütel,
Wat mangeren verdrütt.

O Slütel du, so glainig,[1])
O Slötken, fürig raut —
Ik draf der[2]) nich an denken,
Süs[3]) wät mi't ganz benaut.[4])

* * *

[1]) glühend. [2]) da. [3]) sonst. [4]) eng um's Herz.

De ſtille Hottemann.

„Nich, Mauder! laiwe Mauder!
Nu kümt he boll heran,
Op ſinen witten Schümmel
De ſtille Hottemann?

He ſett't mi op den Schümmel,
De mi na'n Hiemel drägg,
He ritt met mi na boben
Den ſchönen, lechten[1]) Wäg!

De ſchöne witte Strate
Met duſend gülden Stärn! —
O Mauder! moß nich grinen,[2])
Jk ri met em ſo gärn.

Laif Süſterken[3]) un Vader,
Wu Baide ſik wul frait,
Wenn ſe op witten Schümmel
Mi annekumen ſaiht!

O Mauder! moß nich grinen,
Jk was jä fromm un gut, —
Still! häft da nich de Klocken,
De Hiemelsklocken lutt?

Still, Mauder! moß nich grinen,
Schutsengel is bi mi,
De wät mi nich verlaten,
Schutsengel ſtaiht mi bi.

[1]) lichten. [2]) weinen. [3]) Schweſterchen.

Still! Hottemann kümt trügge[1]),
Dann büs nich mär alleen;
He ritt met di na'n Hiemel,
Dann ſind wi all bineen.

Still, Mauder!" — Still is't woren,
De Mauder ſitt un grint.
Un met bedröfte Süſſer
Waiht üm dat Hus de Wind.

En Rätſel.

Ik kenn en ſtillen Wäwersmann,[2])
De wäwt ſo ſchön, äs't[3]) kiner kann;
De ſitt da gient[4]) an Hiemelsrand
Un mäckt en Kleed met flinke Hand.

He würkt[5]) dat ſchönſte ſwatte Dauk
Un hiemelblaen Sammet auk,
Un gülden Litſen, breet un graut,
Met Purpurſchin, äs't Sunnenraut.

Auk't Mönken und viel duſend Stärn
Stickt he herin met ſülwern Twärn;[6])
Dat blinkt, dat blenkert un dat blitſt,
Us Edelſteene löcht't un glitſt.

[1]) zurück. [2]) Webersmann. [3]) wie's. [4]) dahinten. [5]) wirkt, webt. [6]) Zwirn.

All Dage, wenn et düſter wät,
De Welt nicks mär tau doen hät,
Treckt[1]) he dat Hiemelskleed är an,
Damet ſe ſachte ſlapen kann.

He ſingt datau ne ſchöne Wiſ,[2])
En Waigenleed, gans ſirlik-lis;
Dann kümmt de lütke[3]) Sandmann gau[4])
Un ſlütt us All de Augen tau.

Ringsüm wät Alles rüg[5]) un ſtill,
Nicks mär ſik röhrn of[6]) weggen will;
He röpt no ſinnig:[7]) Gudde Nacht!
Un boll ſlöpt Alles week un ſacht.

---

[1]) zieht. [2]) Weiſe, Melodie. [3]) kleine. [4]) ſchnell [5]) ruhig.
[6]) oder. [7]) ſinnig, leiſe, ꝛc.t.

Ferdinand Zumbroock

wurde 1817 in Münſter i. W. geboren, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und widmete ſich dann der Landwirthſchaft. Bald aber gab er ſeinen Beruf auf und ſiedelte wieder nach Münſter über, wo er noch heute als Rentner lebt. Sein erſtes Bändchen plattdeutſcher Gedichte, welches er 1840 herausgab, liegt bereits in zehnter Auflage vor. Im Ganzen edirte Zumbroock fünf Bändchen Poeſieen. Die Kaiſerin Auguſta nahm die Widmung ſeiner Dichtungen an und ehrte den Verfaſſer durch ein eigenhändiges Dankſchreiben.

Deſert.

Jn de diärtainer un fünftainer Jaohren,
Es de Kriegstiden waoren,
Hadd en Schult' en Mann off veer
Von früemde Truppen in't Quarteer.
He ſchaffde up, ſo gued he konn,
Un nix quamm von den Diſk wier von,
Un immer heddet achterhiär:
„Nu noch Deſert, alloh, Deſert!"
De Schult' de luſterde dat an,
Män he verſtonn et nich, de Mann;
He dacht: du wuſſt appat es waogen,
Un den Off'zeer es daonao fraogen;
De ſaggt': „Jk kumme morgen dao,
Un fraoget ſe dann wier dao nao,

Dann ſöll't ſe't hävven dat Deſert!"
Un de Bur ſaggt': „Gned ſo, Här!"
Den annern Middag ſchaffd' he up
Gemös un Fleſk un gnede Supp',
Un es ſe hadden ſatt, noch mehr,
Dao ſchraiden ſe wier nao Deſert.
Un ſüh, dao gnamm ſo met en Maol
De Offizier un en Corp'raol,
Un tellden all' den Diſk entlank
So twintig up den Rüggeſtrank.
Ei! dacht de Schult', is dat Deſert?
Hädd' he mi dat man ſaggt, de Här,
Jk hädd de Lüd' konnt ſölvſt bedainen,
Män de Upp'tit, ſöll ik doch mainen,
De is doch egen von Natur,
To'm minnſten is et nix för'n Bur!
Et waſſ en Pääsken Tids dernao,
Dao wurd de Fran in Huſe dao
So laig', ſo miſeraobel krank,
De Docter gnamm ſiw Wiäken lank,
Dao braok de Krankhait ſik, et waor
De Meerſke un nt de Gefaohr.
De Schult' waß nn ganz frendenfull,
He holl ſofaort 'ne graute Pull'
Full blanken, guden Wien:
„Här Docter, de ſall för us ſin!
Ja wann'k doch nu män noch wat wüß't,
Waoan de Här noch hädd Gelüſt!
Un bedenket ju es, Här!"
„„Ao brengt mi lück Deſert!""
„Wat? — wat? ao! — Här!"
„„Ja doch! brengt lück Deſert!""
„Här Docter! nn bedenket doch —

Wat ſägg' ji dao? will ji et noch?"
„„Jä wiß! — wenn ik et kriegen kann,
Dann ſchaffet mi män lück heran!""
„Wünſk ji et noch? is't waohr un wiſſ?
Wat de Upp'tit verſchaiden is!"
„„Min Goad! wat ſpökt ju in de Kron?""
„Ja, twintig gaoht up de Portion!"
„„Uo wat!"" „Ja, Docter, laiwe Mann!
Wenn't denn nich anners ſieen kann!"
Un daomet haud' de Schult' es dull
Den Docter ſo den Puckel full,
Dat de för Angſt, in Daudesſchreck,
Nao't Dourp klabaſterd' dör den Dreck.

Jan-Bernd mott frieen!

De Vader ſaggd't, de Moder auk:
De Junge de mott frieen!
Wi wäret aold, up't Järwe mott
'ne düft'ge Merſke ſieen.

Un Jan-Bernd ſatt un höärd' dat an,
He klaide ſick de Oahren,
He waß för Fraulüd' jnſt nich bang',
Män woa män Fraulüd' waoren,

Dao mok he gärne ſick förbi,
He waß ſo unwies blaide,
Män wenn he ſe von wieden ſoag,
He ſick nnurſel freude.

De Moder lait em kiene Ruh',
He ſoll nao't Fugel-Schaiten,
He ſaggd: wat ſall de Schaiterie,
Wat ſall dat Schaiten haiten?

Gegoahſel hän, Gekummſel hiär,
Sick ſo'ne Meute maken,
Un krigg man'n Wiew, dann krigg man doch
'ne Gaffeltange faken.

Un Schaiten, dat ſägg'k g'rade ut,
Jck mag't nich höärn dat Knallen,
Un ſieker wäd von mienen Schurt
De Fugel auk nich fallen!

Et konn nich helpen, Jan-Bernd moß
Jn'n ſuren Appel bieten
Un ſick in ſienen Sunndagsrock
Un Sundagsbukſe ſmieten.

De Vader un de Moder hadd'n
Den Jan-Bernd bi ſick goahen,
Un well ähr in de Möte quamm,
De bleew verwündert ſtoahen.

De Jan-Bernd hadd en'n Hant ſo haug',
Dünn es 'ne Gawenpiepe,
De Haore alle in't Geſicht,
Dat ick et nich begriepe,

Wu he noch örndlick ſaihen konn;
He hadde Schoh' met Snallen,
'ne ſnacke, helle Bukſe an,
D'ran hadd he ſo'n Gefallen.

Dat Schaiten waß all recht in'n Gang,
De Fugel up de Stange,
Dao ſagg 'nee Därn': nu Jan-Bernd, to!
Mak du en auk es bange!

De Jan-Bernd gueſ'de, aober dacht':
Wat helpt't? du moßt män ſchaiten,
Süß ſöllen di de Därneus wull
'ne bange Drepſe haiten.

He ſchoat, en'n Knall, de Fugel foll,
Un Jan-Bernd lagg dao niäben,
Un Vader, Moder quammen d'ran:
Jan-Bernd, biſt noch an't liäben?

De Flinte hadd gewöltig ſtodd,
Jan-Bernd waß lück beſweiget,
Män he waß Kürnink, — ſonderbaor —
Wu mankſt de Kurgeln flaiget!

'ne Kierde, de von Sülwer waor,
De kreeg he üm den Nacken,
Un'n Kranz von Blomen graut un klein,
De honk bes up de Hacken.

Nu faihld' em noch 'ne Kürniginn,
Dat mok em graute Meute,
Män endlick dao entſloat he ſick
Un namm de dicke Graite.

Nu gonk erſt dat Spectakel los,
De Muſik fouk an t' raoſen,
Up de Poſaun' un Trummpett' waor'n
Se immer to an't Blaoſen.

Met Jan-Bernd gong dat Danzen ſlecht,
He ſlenkerd' met de Bollen,
He quamm merſt immer ut de Rieg',
He konn' den Tact nich hollen.

„O! Graitken! (ſaggd' he) 't wäd mi ſur
Dat Hüppen und dat Slöären,
Jck wull, dat wi bi'n Kaffeepott,
Bi Moder, Vader wäören."

Un es ha't Woad hadd ut den Mund,
Dao laggen ſe dao baide:
„O Graitken!" „„Jan-Bernd! wu'ſſt met Di?""
Jan-Bernd den Kopp ſick klaide.

Se ſlöärden langſam ut de Sied':
„Nu ſinn'k all twe Maol fallen!
Von't erſt Maol bruſt mi noch de Kopp,
Von dat unwieſe Knallen."

Un Graitken ſaggd: „O Jan-Bernd, laot
Di dat doch nich verdraiten!
Denk', de Gerecht' föllt' ſieben Maol,
Häſt jä nix mehr tu ſchaiten!"

„„O Graitken! (ſaggd' he) o ick gläuw',
Wi könnt us gud verſtoahen!""
Un Graitken gneſede, ähr ducht',
Datt ſöll wull ganz gud goahen.

Nu quammen ſe in't Friee, o!
De Moane waß an't Schienen,
He drückde Graitken an dat Hiärt,
Dao fouk de Därn' an 't grienen.

Un Jan-Bernd laipen auk de Thräön'n
Herunder an de Backen,
Dat gaff di erſt 'ne Bran'ſkerie,
He daih en Hiärt ſick packen:

„O Graitken, ſägg!" „„Wat Jan-Bernd? wat?""
„Häſt Du mi wiſſe gärne?"
„„Jau, düftig, düftig!"" (Graitken ſagg.)
„Dann wär mien Wiewken, Därne!"

Un he waß nich ſo klow'rig mehr,
He konn ganz gud gewähren,
Wat nüms von em hadd' dacht, he daih
Dat Frieen ganz gud lähren.

Un Moder, Vader freuden ſick,
Se konn'n ſik gud d'rin finnen,
Denn Graitken hadd noch lück bar Geld
Un'n Koffer ganz full Linnen.

Un boll waß Hochtied, 't gong der hiär
Met Baß, Trumpetten, Flaiten,
Et ward der düftig giäten, danzt,
Män nüms droff appatt ſchaiten.

'ne gude Merſke Graitken ward,
Se konnen gud gewiären,
Wenn Graitken woa es watt nich wußt',
Daih't ähr de Moder lähren.

Ji Junggeſell'n könnt hier ut ſaihn,
Wu ju't kann doch bedraigen,
Un wu 'ne aolle Fludderſke
Kann in de Lucht noch ſlaigen.

Princeton University Library
32101 069199345